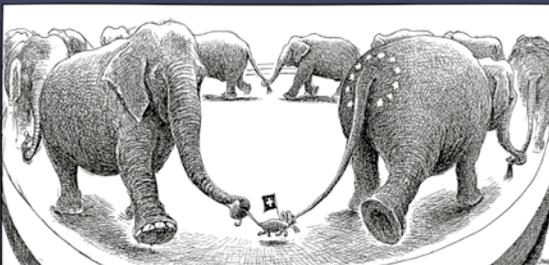




ARCHÄOLOGIE – GESCHICHTE – MUSEEN

Dokumentation zum Berufsleben von Andres Furger





Alle Rechte vorbehalten © 2025

Andres Furger

9 rue verte
F-68480 Oltingue
andresfurger@gmail.com
www.furger.eu

Layout: Jessica Flubacher, Pascal Kemper

Lektorat: Christina Stohler-Müller

Umschlag vorne:

Keltische Fundmünzen aus Basel (vgl. S. 18), Bild aus dem Begleitbuch
«Sonderfall Schweiz? (S. 59) und Skizze zur im Jahre 1999 lancierten Strategie
für die Schweizerischen Nationalmuseen (vgl. S. 92f.) vor dem Westflügel des
Landesmuseums in Zürich.

Umschlag hinten:

Arbeit bei Paris am Goldschatz von Saint-Louis 1980 und bei einem Vortrag
in Grandson 2023.

Dank

Mein herzlicher Dank geht an alle, die mich in den letzten gut 40 Jahren auf meinem langen Weg als Archäologe, Historiker und Museumsman begleitet und so zu Forschungen, Publikationen, neuen Museen und Ausstellungen beigetragen haben.

INHALT

Vorwort	4
A. Archäologie	7
B. Museen in und bei Basel	27
C. Museen in Zürich und in der Schweiz	37
D. Vevey, Projekte und Oltingue	117
Anhang: Das ideale historische Museum	134
Zusammenfassung	139
Publikationen	140

Vorwort

Archäologe, Historiker und Museumsmann? Wie geht das zusammen? Ganz einfach: Archäologie ist ein Werkzeugkasten, um frühe Geschichte zu erforschen, der Historiker nimmt die Geschichte soweit möglich als Ganzes ins Visier und im Museum wird sie vermittelt. Die Brücke vom aktiven Forscher im Feld zu den anderen beiden Tätigkeiten ergab sich bei mir durch das Auswerten von Grabungsergebnissen und deren Publikation im grösseren Kontext, zuerst im Fachjargon und dann in allgemeinverständlicher Art samt ersten musealen Präsentationen. So wurde ich Museumsmann mit einem gewissen Gestaltungsanspruch im Rahmen klar formulierter Strategien.



«Ein Museum muss sich so wandeln, wie die Zeit sich wandelt.» Das war von Anfang an ein wichtiges Credo (S. 38). Als Museumsleiter sollte man seinem Publikum sogar immer ein wenig voraus sein und gesellschaftliche Trends antizipieren können. Die Vorbereitung grosser Ausstellungen und noch mehr die Realisierung neuer Museen, welche beide zu meinen Aufgaben gehörten, dauern Jahre oder Jahrzehnte bis zur Eröffnung. Das Trilemma, im Beruf gedanklich zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ständig hin- und herpendeln zu müssen, forderte mich lange heraus. In dieser dynamischen Situation kam mir zugute, dass man als Archäologe in der Ausbildung lernt, sich geistig permanent in grösseren Zeiträumen zu bewegen und bei den grossen Linien zu bleiben.

Zwischen 1970 und 2015 fanden bedeutende Umbrüche statt, sowohl in der Archäologie wie im Museumswesen. Im Folgenden versuche ich, allgemeine Entwicklungen am Beispiel meines Berufslebens nachvollziehbar zu machen. Dazu gehört auch die Analyse, welche Initialzündungen was für Prozesse auslösten.

Mein jüngeres Arbeitsgebiet als Kulturhistoriker, die Geschichte von Pferd und Wagen, wird in der Dokumentation «Fahren und Forschen» behandelt (abrufbar unter C0 auf furger.eu).

Wie dort werden auch hier auf farblich hinterlegten Seiten Publikationen und E-Papers vorgestellt, zu denen ich als Autor oder als Mitautor etwas beitragen konnte.

Andres Furger, im Juli 2025

An der Arbeit als Archäologe

Untersuchung der Münzen und Halsringfragmente aus dem Goldschatz von Saint-Louis bei Basel der Zeit um 100 v. Chr. (dazu S. 32f.). Fotografie von Peter Heman von 1980 im Musée des Antiquités nationales in Saint-Germain-en-Laye bei Paris.

Väterlich geprägte Archäologie-Faszination

Gegen Ende der Primarschulzeit, um 1960, kam bei mir der Wille auf, Archäologe zu werden. Das hatte – in der Rückschau betrachtet – zwei Gründe: Archäologie war in der Nachkriegszeit ein Modethema. Einerseits verschlang ich als Heranwachsender entsprechende Bestseller jener Zeit wie «Götter, Gräber und Gelehrte» aus 1949 von C. W. Ceram (Pseudonym) oder «Und die Bibel hat doch recht» des Jahres 1955 von Werner Keller. Der andere Grund war mein Vater Hans-Peter Furger (1919–2005). Der Schweizer Archäologie-Pionier Rudolf Laur-Belart (1898–1972) war dessen Geschichtslehrer am Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium in Basel. In den Ferien nahm Laur-Belart interessierte Schulbuben auf seine Ausgrabungen nach Vindonissa bei Brugg mit. Gewohnt wurde im Bauernhaus seines Vaters, Ernst Laur, in Bözen, einem einst bekannten Direktor des Bauernverbands («*Schweizerart ist Bauernart*»).

Rudolf Laur-Belart zog auch meinen Vater in seinen Bann. So kam es, dass dieser mich, meinen Bruder Kurt sowie meinen Cousin Alex (dazu auch S. 10), auf Ausflüge nach Augst oder ins Kesslerloch bei Schaffhausen mitnahm.

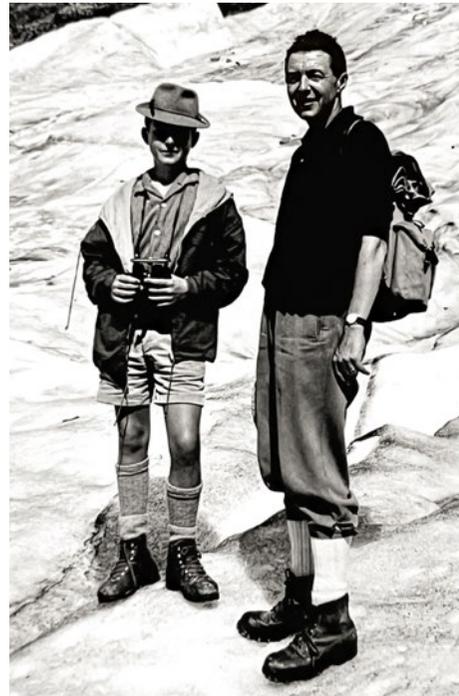
Wir Jugendliche fuhren schliesslich auch allein mit dem Fahrrad von Binningen nach Augst, um dort Baugruben für neue Einfamilienhäuser nach Funden abzusuchen.

Archäologische Impressionen

Unten links: eine Öllampe aus Augst.

Unten Mitte: Mit meinem Vater auf Gletschertour um 1960.

Unten rechts: Diorama des Kesslerlochs im Museum Allerheiligen, Schaffhausen.





Als Schüler in Griechenland und Augst

Die Archäologie-Faszination als Schüler war mit ein Grund für die Teilnahme am Welttreffen der Boy Scouts im Jahre 1963 in Griechenland. Ich war fünfzehn und ein begeisterter Pfadfinder. Die Reise ging mit einer kleinen Schweizer Delegation an das Jamboree in Marathon an der Ostküste des alten Attika. Ausflüge führten nach Korinth, Mykene und ans Cap Sounion, was einen starken Eindruck bei mir hinterliess. (Bild oben: Camp in Marathon mit mir ganz rechts.)

Im Basler Gymnasium entschied ich mich für den Maturatypus A mit Latein und Altgriechisch. Das letztere Fach unterrichtete Rektor Müller selbst, allerdings belegten es nur vier Schüler, und zwar aus allen Stufen. So kam es, dass ich als Jüngster in der Kleinklasse recht früh Homer in der Originalfassung lesen durfte und von den Inhalten fasziniert war. Damals kam bei mir der Wunsch auf, an einer archäologischen Grabung teilnehmen zu können. Mein Vater fragte Rudolf Laur-Belart, und so durfte ich in den Sommerferien 1964 an der Grabung «Kurzenbettli» in Augst partizipieren. Laur-Belart persönlich beorderte mich danach als Aufpasser zu den Baggerarbeiten für die neue Autobahntrasse. Sie führte dicht am Amphitheater von Augst vorbei (am Rande der antiken Stadt, Bild unten).



Das Berufsziel Archäologe half dem mittelmässigen Schüler durch die Schulzeit. Nach einer schweren Krankheit bestand ich 1968 schliesslich die eidgenössische Matura in Bern und Zürich. Ganz entscheidend war dabei die Vorbereitung durch die energische Rektorin Frau Müller, die wir anerkennend «Cheffeuse» nannten. Sie prägte bei uns Jungs das Frauenbild für das ganze Leben.

Mitbeeinflusst von den damaligen Studentenunruhen und gleich aktiv mit dabei, begann ich nicht sofort mit dem Orchideenfach Ur- und Frühgeschichte, sondern sah mich zunächst in den Fächern Zoologie mit Chemie, Philosophie, Anthropologie, Geschichte etc. um.

A. ARCHÄOLOGIE



Interesse an anthropologischen Konstanten

Als älterer Schüler faszinierten mich zunehmend Aspekte der Kulturgeschichte, dargestellt von damals viel gelesenen Autoren wie Pierre Teilhard de Chardin oder Karl Jaspers.

Gleichzeitig begann mich die damals neue vergleichende Verhaltensforschung anzuziehen. Diese Ethologie, ein Teilgebiet der Zoologie und der Nachbardisziplin Psychologie, wollte ich nach der Matur fächerübergreifend studieren, vor allem die sogenannte Kulturethologie, welche die Zusammenhänge zwischen kulturellen und biologischen Verlaufsformen beschreibt und untersucht. Deshalb meldete ich mich 1968 beim damals kürzlich emeritierten Adolf Portmann (1897–1982) an, der noch Vorlesungen hielt. Er hatte sich einen Namen als vielseitiger Biologe, Zoologe, Anthropologe und Naturphilosoph gemacht und stand mit Pierre Teilhard de Chardin in Kontakt. Die Zusammenhänge zwischen Onto- und Phylogenese interessierten mich ebenso wie menschliche Grundmuster in verschiedenen Kulturen quer durch die Geschichte. Das trug ich ihm vor. Dabei erlebte ich eine Überraschung. Als Erstes drückte er seine Frustration über den Basler Lehrbetrieb aus und riet mir ganz pragmatisch, erst einmal mit einem Studium der Zoologie zu beginnen.

Das machte ich kurz, aber in Basel gab es keinen Konrad Lorenz, Otto Koenig oder Irenäus Eibl-Eibesfeldt, und ein Studium im Ausland konnte ich mir nicht leisten. Nach ersten Semestern in verschiedenen Fächern zog es mich zurück in die Ur- und Frühgeschichte, die ich schon als Nebenfach belegt hatte. Aber ich blieb zeitlebens mit diachronischen Ansätzen zur menschlichen Kulturentwicklung am Ball. So entstanden «Das Bild der Seele» und «Der Rote Faden» (S. 73) sowie das am Schluss angedeutete Projekt (S. 128).

Erste archäologische Grabung im Jura und Reisen in Europa

1969 kam es zu meinem ersten studentischen Grabungseinsatz. Die Professorin Elisabeth Schmid, Leiterin des Basler Labors fürs Urgeschichte, organisierte Forschungsgrabungen bei der Löwenburg im Berner Jura (Bild rechts). Diese beeindruckende Frau war damals auf dem Weg, zu einer Pionierin in der neuen Disziplin «naturwissenschaftliche Beiträge zur Urgeschichte» zu werden. Bei ihr im Labor konnte ich als Hilfsassistent mit dem Anschreiben von Tierknochen in den Ferien etwas Geld verdienen.

Damals begann ich private Reisen zu archäologischen Stätten in Europa zu unternehmen. Zu den Zielen gehörten neben Anglesey die Felszeichnungen im Val Camonica. Mit der eigenen Kamera ging ich auf die Pirsch, die Filme wurden zu Hause entwickelt und Bilder abgezogen, dann die Figuren nachgezeichnet. Zum Hauptfach Ur- und Frühgeschichte kamen die Fächer Geschichte und somatische Anthropologie dazu.

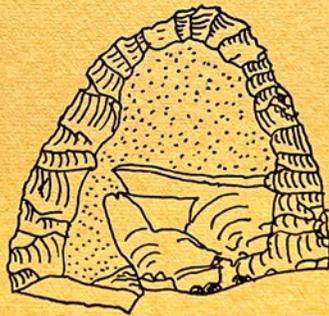
Nebenbei arbeitete ich im Studentenverband und bei einer Studentenzeitung mit. 1968/1969 kam es auch in Basel zu Auseinandersetzungen mit alteingesessenen Ordinarien. Wir Aktivisten erfuhren bei manchen Dozenten einen gewissen Respekt, vermutlich aus einer Mischung von Ängstlichkeit und Verständnis.

So erhielt ich etwa vom bekannten Professor für Klassische Archäologie, Karl Schefold, schon im dritten Semester das Angebot, eine Dissertation bei ihm zu beginnen. Dieses schlug ich aus, weil mich weniger die hehre Kunstgeschichte der Antike als die Frühgeschichte ganz allgemein interessierte.



Andres Furger

Eine jungsteinzeitliche Fundstelle auf dem Bruderholz bei Münchenstein BL



Neolithische Funde auf dem Bruderholz bei Basel und eine erste kleine Schrift

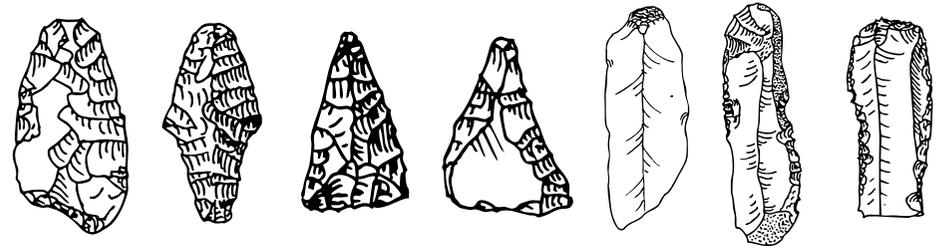
In der Freizeit suchte ich frisch gepflügte Felder in der Umgebung des neuen Wohnortes Ettingen im Leimental nach archäologischen Funden ab. So stiess ich 1969 beim Predigerhof in Reinach BL auf dem Bruderholz auf Oberflächenfunde aus dem Neolithikum.

Im Rückblick gesehen waren das Suchen und Graben in der freien Natur auch eine Art Fortsetzung des Pfadfindertums. Ich liebte Ausflüge in die Natur mit Wanderschuhen an den Füssen und einem Beret auf dem Kopf, wie es damals Mode war.

Wie ich es bei Elisabeth Schmid gelernt hatte, legte ich, in Absprache mit der Kantonsarchäologie Baselland, zusammen mit meinem Cousin Alex Furger mit Pickel und Schaufel einen kleinen Suchschnitt durch die Fundstelle auf dem Bruderholz an.

Damals gewann Vetter Alex, etwas jünger als ich, mit einer archäologischen Arbeit den ersten Preis bei «Schweizer Jugend forscht».

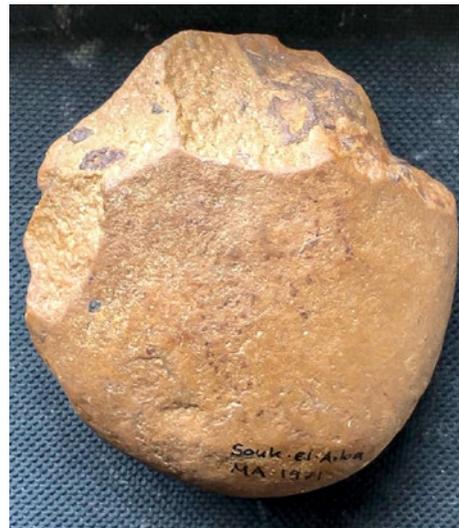
Das (negative) Resultat der Kleingrabung auf dem Bruderholz und die Oberflächenfunde wurden dann in einem kurzen Artikel publiziert, die Funde akribisch mit Rapidographen selbst gezeichnet.



Reisen nach Marokko zu paläolithischen Fundstellen

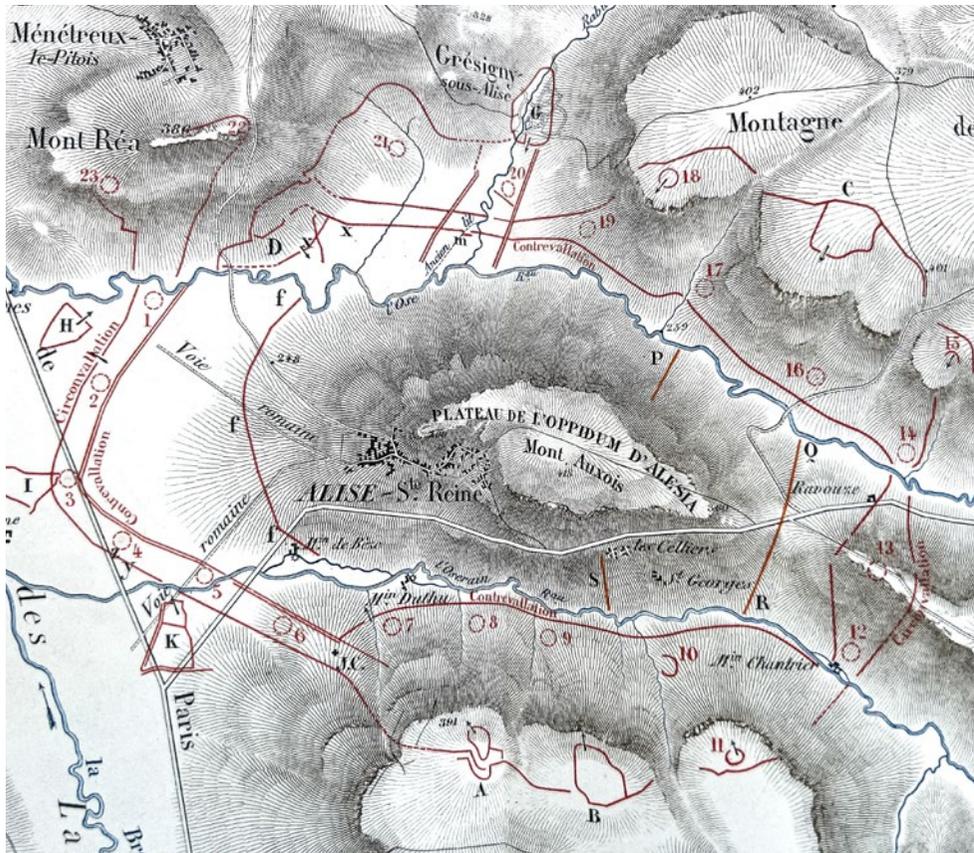
Aus einer Mischung von Entdeckerfreude und Archäologie-Faszination bereitete ich 1970 eine erste Reise nach Nordafrika vor. Dafür wurde ein «Citroën-Döschwo» (2CV) für CHF 700.- gekauft, der allerdings bald von einem Car von hinten gerammt wurde. Die Versicherung zahlte, und ich kaufte einen zweiten günstigen Gebrauchtwagen, den ich für längere Fahrten mit Metallgitter unter dem Faltdach und weiteren Extras ausrüstete. So ging es los, mit im Gepäck hatte ich wissenschaftliche Berichte zu paläolithischen Stationen Marokkos. Dort angekommen suchte ich nach Oberflächenfunden (Bild unten: Faustkeil oder Chopper aus Souk-el-Arba). Es folgten zwei weitere Reisen nach Marokko mit alten VW-Bussen. Mein Studienkollege Bruno Kaufmann und der Anthropologie-Dozent Roland Bay begleiteten mich. Wir sammelten kiloweise Artefakte wie Chopper von Frühmenschen (*Homo habilis* und *Australopithecus*). Die Expeditionen waren nicht ganz ungefährlich: In Steinbrüchen kamen wiederholt von oben Steine geflogen. Das Suchen und Sammeln von Artefakten ist heute ethisch nicht mehr zu tolerieren. (Immerhin konnte ich auf diesem Gebiet später etwas wettmachen: S. 66.)

Damals war in vielerlei Hinsicht eine völlig andere Zeit als heute. Unter den Dozenten gab es noch Privatsammler im Stil der Vorkriegszeit, die allerdings im Alter ihre Sammlungen an Museen übergaben. Auch drückten in den Nachkriegsjahrzehnten im Fach «Somatische Anthropologie» noch alte Auffassungen durch. So war im damaligen Standardwerk «Leitfaden der Anthropologie» von Karl Saller (Auflage von 1964) noch ein ganzes Kapitel mit «Die Rassen der Menschen (Rassenlehre)» überschrieben.



Weiter im Studium und Exkursionen

Der Übergang in das Hauptfach Ur- und Frühgeschichte an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel war für mich nicht einfach. Die Seminare fanden in einem alten, dunklen Herrschaftshaus am Rheinsprung 20 statt, oberhalb des bekannten Blauen Hauses (Bild unten rechts). Ludwig Berger war zwar nicht viel älter als wir Studierende, aber eher ein Vertreter der alten Schule. Als Fachgelehrter ging es bei ihm öfters in trockener Art um Typologien von verschiedenen Fundgruppen. Aber man lernte, schriftliche Arbeiten korrekt aufzubauen und zu verfassen.



Wie auf der vorangehenden Seite schon angesprochen, war damals die kritische Distanz zum Nationalsozialismus noch deutlich kleiner als heute. So traf man auf gemeinsamen archäologischen Exkursionen in Deutschland in ihrer Funktion verbliebene Altnazis an. Die archäologischen Reisen mit Ludwig Berger und Elisabeth Schmid waren für mich Höhepunkte der Ausbildungszeit, vor allem Reisen ins Ausland wie etwa ins Burgund. Dazu gehörte der Besuch in Alesia. Damals hörte ich erstmals von den archäologischen Forschungen Napoleons III. (Bild unten links), die mich später zu einem eigenen Projekt veranlassten (S. 34).

Bald wurde ich am Rheinsprung als Hilfsassistent tätig und konnte in den Sommerferien an Grabungen etwas Geld verdienen. In jener Zeit wurden die verschiedenen Tätigkeiten, die Rudolf Laur-Belart noch in einer Person vereinigt hatte, auf seine Schülerinnen und Schüler verteilt: Lehre, Leitung der Gesellschaft für Urgeschichte (SGU), Grabungsleitung und Museumsdirektion in Augst etc. Einige waren untereinander zerstritten, andere verkehrten freundschaftlich miteinander. Zu letzteren gehörte der Kantonsarchäologe von Basel-Stadt, Rudolf Moosbrugger.



Entdeckung des Murus Gallicus in Basel 1971

Bei Rudolf Moosbrugger konnte ich im Sommer 1971 erstmals an einer grösseren Grabung in Basel teilnehmen. Mitten in der Stadt, an der Rittergasse 5, sollte eine alte Turnhalle ersetzt werden. Er hatte die gute Idee, diese zunächst stehen zu lassen und im Inneren vor der Witterung geschützt zu graben. Dicht unter dem weggerissenen Hallenboden kamen überraschend die ersten rein keltischen Schichten des 1. Jh. v. Chr. auf dem Münsterhügel zutage. Bisher galt mit Laur-Belart, der zeittypisch vor allem von der Kultur der Römer fasziniert war, das Dogma, Basel sei eine römische Gründung gewesen.

1971 konnte sogar die Ecke einer keltischen, mit Quadern verblendeten Toranlage aufgedeckt werden. Dazu kamen Hohlräume eines Balkengitters der dahinter liegenden Wallanlage (Bilder unten). Die beiden hellen Punkte an den Kreuzungen auf dem Bild unten rechts stammen von senkrecht im Boden steckengebliebenen Nägeln, die einst das Balkengitter an den Kreuzungsstellen versteiften. Das alles gehörte zur ersten «Stadtmauer» Basels!



Was für ein Glück für uns Studenten! Wir waren zufällig bei der wichtigsten Entdeckung des 20. Jh. im Basler Boden dabei! Dabei konnten wir von Moosbrugger, der als ehemaliger Primarlehrer ein gutes didaktisches Geschick mitbrachte, viel lernen. Er wusste für damalige Verhältnisse gut mit Medienleuten umzugehen und uns Grabungshelfer verantwortungsvoll einzubinden. Das galt auch für das Mitwirken am Grabungsbericht, der gleich nach Ende der Grabung für die «Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde» verfasst wurde. So lerne ich früh auszuwerten, erste Fazite zu ziehen und Thesen zu formulieren.



Grabung beim Bischofshof neben dem Basler Münster im Jahre 1972

Noch im Studium beauftragte mich der Kantonsarchäologe von Basel-Stadt im Jahre 1972 mit der örtlichen Leitung einer grösseren Grabung, wieder an der Rittergasse, beim Bischofshof neben dem Münster. Damals glichen Grabungsbezirke mitten in der Stadt eher einem Bauplatz. Der Archäologe vor Ort war auch eine Art Bauführer und Polier. Er musste frühmorgens als Erster auf dem Platz stehen, so dass um sieben Uhr die Arbeitsvergabe stattfinden konnte. Damals wurde vor allem mit von Baugeschäften gestellten spanischen und italienischen Saisoniers gearbeitet. Punkt neun Uhr wurde gefrühstückt. Zeigte ein schriller Pfiff das Ende der Pause an, wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Um siebzehn Uhr war Feierabend. Ende der Woche wurde der Lohn in kleinen gelben Tüte bar ausbezahlt.

Bei dieser Grabung kamen keine neuen Erkenntnisse zu der mich mittlerweile vor allem interessierenden spätkel-tisch-frührömischen Periode hinzu, aber Wichtiges zum Mittelalter. Ich lernte dabei früh, Verantwortung zu übernehmen, zu organisieren und das Gefundene zu vermitteln, auch bei öffentlichen Führungen durch das Grabungsgelände. Dazu verfasste ich wieder schriftliche Grabungsberichte.

Grabungen mitten in der Stadt Basel

Vor dem teilweise noch aus dem Spätmittelalter stammenden Bischofshof fand im Sommer 1973 eine grössere Grabung statt.



Schon als Schüler war mir eingetrichtert worden, dass die Archäologie ein brotloser Beruf sei. (Deswegen war mein Vater auf das Fach Chemie ausgewichen.) Das blieb mir im Bewusstsein. Umso mehr schätzte ich, bereits als junger Mann Geld in diesem Beruf verdienen zu können. Damals war uns noch nicht bewusst: Wir Jungarchäologen wurden genau in die Zeitspanne hineingeboren, während der infolge der intensiven Bautätigkeit der Nachkriegsjahrzehnte mehr Baugruben als je zuvor archäologisch untersucht werden mussten. (Heute haben es junge Archäologinnen und Archäologen leider deutlich schwieriger, ihr Leben in diesem Beruf auf Dauer zu finanzieren.)



Lizentiats-Arbeit 1972/1973 zum Murus Gallicus

Als mittelmässiger Schüler war für mich die in Zürich und Bern zu bestehende Matura der grosse Kraftakt. Das hatte den Vorteil, dass die anschliessende universitäre Ausbildung leicht fiel und ein schneller erster Berufsabschluss angestrebt werden konnte. Im 5. Semester begann ich mit der (nach dem damaligen Reglement) auf drei Monate begrenzten Prüfungsarbeit und legte im 6. Semester das Lizentiat ab.

Das Thema der schriftlichen Prüfungsarbeit war der Entdeckung des Murus Gallicus an der Rittergasse gewidmet. Dabei stellte sich die Grundfrage, ob diese spätkeltische Befestigung in die Zeit vor, während oder nach der Besiedlung der über 50 Jahre vorher entdeckten keltischen Fundstätte Basel-Gasfabrik unterhalb des Münsterhügels zu datieren sei. Dank einem detaillierten Abgleich der keramischen Funde und vor allem der Münzen aus beiden Siedlungen konnte ich belegen, dass der Münsterhügel erst nach Aufgabe der Flachsiedlung am Rhein besiedelt wurde. Damit konnte die sogenannte Stufe *La Tène D* erstmals relativchronologisch in zwei Horizonte unterteilt werden: Basel-Gasfabrik und Basel-Münsterhügel. Dies löste in Fachkreisen einige Reaktionen aus. Für den Wechsel schlug ich den Beginn des Gallischen Kriegs Caesars vor (58 v. Chr.). Dieses Datum wird heute um etwa 30 Jahre nach hinten geschoben.

Die Prüfungsarbeit wurde in der Fachzeitschrift «Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte» abgedruckt (JbSGU 58, 1974/1975 S. 77–111). In einem E-Paper fasste ich später die damaligen Resultate noch einmal zusammen, abrufbar auf der Webseite furger.eu oder academia.edu unter A2: Basler Leithorizonte.

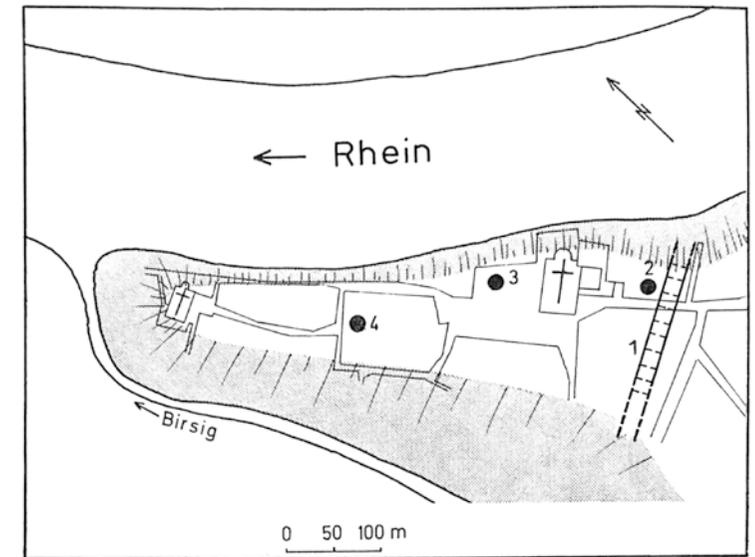
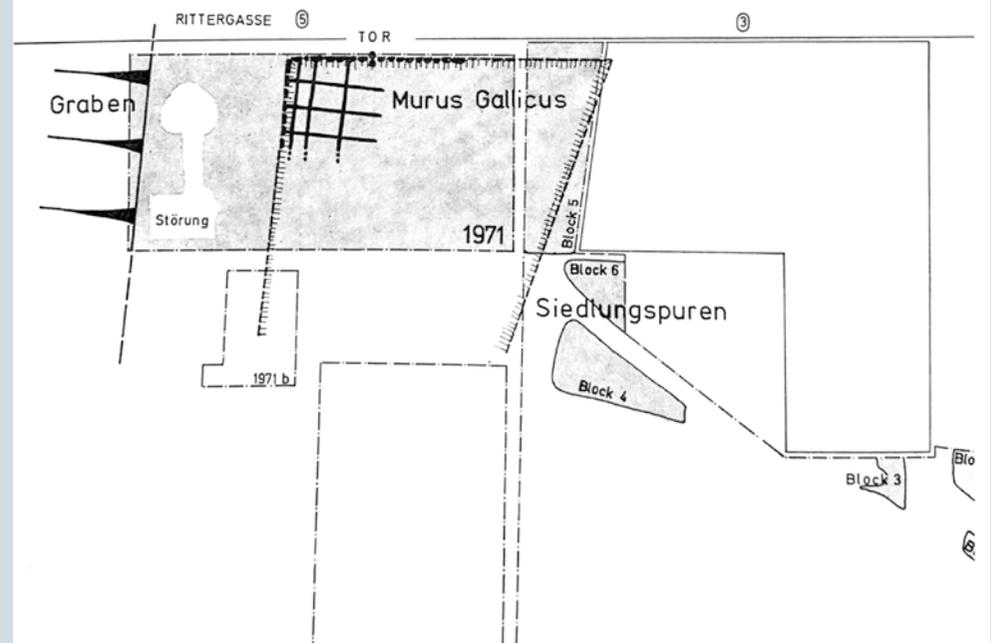


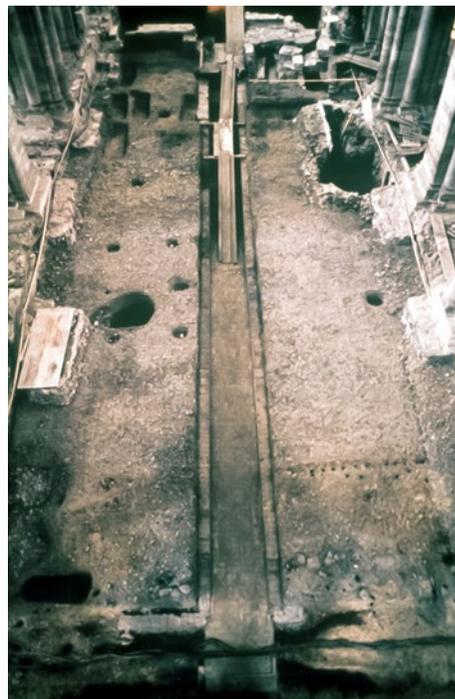
Abb. 1. Oppidum Basel-Münsterhügel. Übersichtsplan. 1 Befestigungsgraben. 2. Murus Gallicus. 3 Fundstelle 1944. 4 Fundstelle Naturhistorisches Museum, 1968.





Grabung im Basler Münster 1974/75 mit Stratigraphie zur keltisch-römischen Übergangszeit

1974 stand eine grosse Grabung im Mittelschiff des romanischen Basler Münsters an, vergeben an den ETH-Dozenten für mittelalterliche Sakralarchitektur, Hans Rudolf Sennhauser. Dieser hatte Jahre zuvor schon den Chorbereich untersucht. Darüber war es zum Streit mit der Kantonsarchäologie gekommen, weil die vormittelalterlichen Schichten damals zu pauschal ausgeräumt worden waren. So kam ich zu meinem ersten Vollzeitjob. Der Auftrag lautete: Verantwortung für die Untersuchung der vormittelalterlichen Funde und Befunde im Münster. Dabei konnte ich von Sennhauser und seinen MitarbeiterInnen viel lernen, zumal dieses Team in einigen Belangen bereits professioneller als andere ausgerüstet war. Dazu gehörten etwa das sorgfältige Präparieren von Flächen mit Industriestaubsaugern und der Einsatz eines Berufsfotografen.



Unter dem auf dem Bild links ersichtlichen untersten Kirchenboden aus dem Frühmittelalter hatte sich im Mittelschiff eine fast 1 Meter mächtige Schichtfolge aus dem 1. Jh. v. Chr auf einer grösseren Fläche erhalten. Diese konnte mit dem eigenen Team, unterstützt von der Sennhauser-Gruppe, Schicht um Schicht freigelegt werden. Eine derart gut erhaltene Stratigraphie zur spätkeltisch-frührömischen Übergangszeit hatte es nördlich der Alpen in dieser Grösse noch nicht gegeben. Dank dieser Flächengrabung konnten die Resultate meiner Lizentiatsarbeit verfeinert werden.

Forschungsprojekt zum keltischen Basel und Umsetzung mittels EDV – 1975 bis 1980

Die neuen Basler Befunde und Funde überzeugten den Schweizerischen Nationalfonds (SNF); er genehmigte ein mehrjähriges Forschungsprogramm zu den Fundstellen Basel-Münsterhügel und Basel-Gasfabrik. Ich wurde in der Folge unter der Ägide von Ludwig Berger zum operativen Leiter dieses Programms und gleichzeitig zum Assistenten in Lehre und Forschung am Seminar für Ur- und Frühgeschichte. Arbeitsort wurde ausgerechnet das alte, noble Büro des kurz zuvor verstorbenen Rudolf Laur-Belart mit Nebenräumen. Dorthin kamen alle Funde aus dem keltischen Basel, einige Zehntausend Objekte. Wie sollten wir damit umgehen?

Damals gab es in Basel bereits ein gut ausgerüstetes Universitätsrechenzentrum (URZ), in dem mannshohe Rechner in Reih und Glied standen. Das war die technische Voraussetzung, um erstmals Funde digital auszuwerten. Der erste Schritt war die systematische Erfassung der Objektdaten durch Studentinnen und Studenten sowie durch junge, vom damaligen Arbeitsamt bezahlte Arbeitslose mittels Formblättern.

URZ UNIVERSITÄTSRECHENZENTRUM BASEL			
HANDBUCH SNF-PROJEKT BASEL-GASFABRIK/MUENSTERHUEGEL		77-12-20 02-53/01	
FELD 53	ERHALTENE TEILE	KOL 53=54	04384
002 53	0001 VOLLSTAENDIG ERHALTEN		04386
002 53	0002 AUSSER WENIGEN TEILEN VOLLST.ERHALTENTEN		04387
002 53	0003 NICHT ZUWEISBARÉS FRAGMENT		04388
002 53	0004 OBERTEIL FEHLT		04389
002 53	0005 UNTERTEIL FEHLT		04390
002 53	0006 NUR OBERTEIL ERHALTEN		04391
002 53	0007 NUR UNTERTEIL ERHALTEN		04392
002 53	0008 NUR MITTELTEIL ERHALTEN		04393
002 53	0009 DIVERSE FRAGMENTE EINES OBJEKTES		04394
002 53	0010 DIVERSE FRAGMENTE VERSCHIEDENÉR OBJEKTE		04395
002 53	0011 KLEINES FRAGMENT		04396
002 53	0012 PROFIL GANZ ERHALTEN		04397
002 53	0013 ETWA DIE HAELFTE ERHALTEN		04398
002 53	0014 TEIL (E) ERHALTEN		04399
002 53	0015 DIVERSE OBJEKTE		04400

Deren Inhalte wurden von der Firma Sandoz, die damals das Areal der keltischen Siedlung Basel-Gasfabrik belegte (heute Novartis), gratis in Lochkarten gestanzt und diese dann im URZ eingelesen. Dies vollbrachte der Mitstudent Peter Thommen mit digitaler Vorbildung, vor allem der Computersprachen Cobol und Fortran IV. Letztere versuchte ich auch zu lernen. Wir standen öfters gebannt vor den Maschinen und erlebten auch Absturz um Absturz. Irgendwie ging es dann doch. Schliesslich druckten wir Kataloge und werteten das grosse keramische Material mit Erfolg statistisch aus. (Unterlagen im Berufsarchiv, Grafik unten rechts aus dem Archäologischen Korrespondenzblatt 1977.)

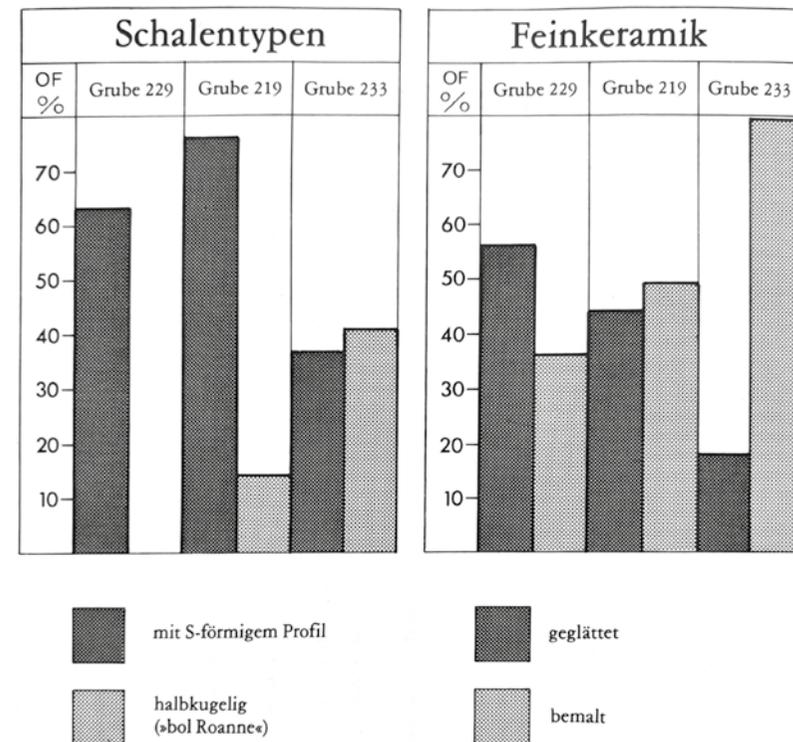


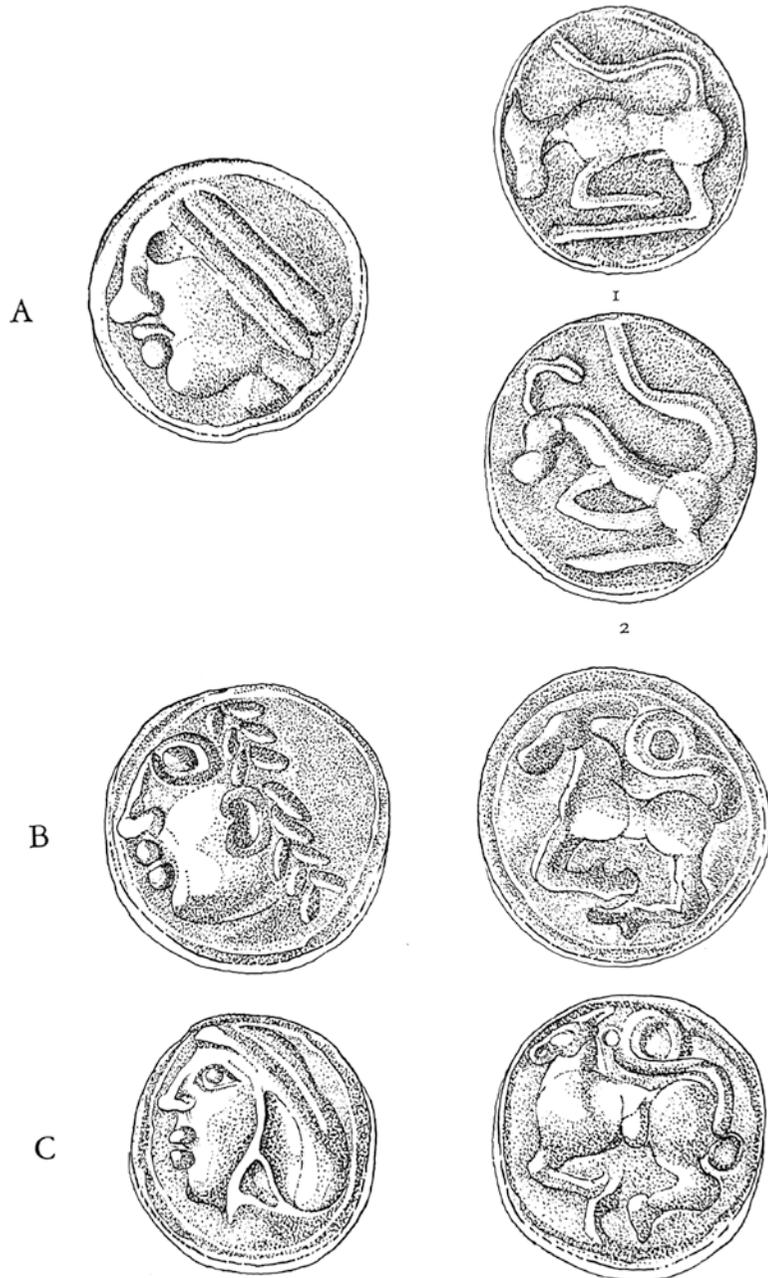
Abb. 3 Basel-Gasfabrik. Beispiel einer statistischen Auswertung anhand dreier Gruben. Das linke Diagramm zeigt die Abnahme der Schalen mit S-förmigem Profil zugunsten einer Zunahme der halbkugeligen Schalen. Ein ähnliches Bild zeigt das Diagramm rechts mit der Abnahme der geglätteten zugunsten der bemalten Feinkeramik (100% = Oberfläche sämtlicher Schalen, bzw. Feinkeramik je Grube).

Keltische Münzen: neue Typologie und Datierung

Numismatische Forschungen, an sich eine Domäne von Spezialisten, faszinierten mich deshalb, weil Münzen bedeutende kulturhistorische Aussagen ermöglichen. So konnte damals der im keltischen Basel häufigste Münztyp, die sogenannte Sequaner-Münze aus Potin (einer zinnreichen Bronze), in die drei chronologisch unterschiedlichen Varianten A bis C unterteilt werden.

Diese etwas grob wirkenden, gegossenen Münzen galten bislang in der französischen Forschung pauschal als Notgeld der Zeit nach den Gallischen Kriegen (58–52 v. Chr.). Nach der neu aufgestellten Basler Chronologie mussten aber die Münzen vom Typ A aus der Siedlung Basel-Gasfabrik weit hinter 58 v. Chr. zurückdatiert werden. Dies wurde an einem wichtigen Archäologie-Kongress in Frankreich so vorgetragen. Daraufhin wurde ich als Forscher erstmals massiv kritisiert, etwas mitgeprägt von französischer Überheblichkeit. Wortführer am Kongress war ein Abkömmling des Finanzminister von Louis XIV. namens Jean-Baptiste Colbert de Beaulieu. Er und seine Gefolgschaft namen mich in die Zange. Ich musste diesem angesehenen, älteren «*Directeur de recherche au CNRS, savant et numismate*» in schlechtem Französisch alleine kontern und behielt trotzdem recht. (Heute werden diese Potinmünzen sogar ins 2. Jh. v. Chr. zurückdatiert. Dazu sind mittlerweile ganze Bücher erschienen: Michael Nick, *Die keltischen Münzen vom Typ «Sequanerpotin»: Eine Studie zu Typologie, Chronologie und geographischer Zuweisung eines ostgallischen Münztyps*, 2000.)

Wohlwollende Unterstützung erhielt ich in Basel durch Fachleute wie Herbert Cahn, Antikenhändler und gleichzeitig ein erfolgreicher Numismatiker. Dies war damals durchaus üblich; ich erlebte solche Berufskombinationen abseits akademischer Institutionen als Gewinn. Leider schnitten mich später Antikenhändler nach dem Einsatz für eine striktere Gesetzgebung für Raubgüter (dazu S. 66).



«Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren»

Dieser Spruch aus der deutschen Studentenszene von 1967 begleitete uns Zeitgenossen damals ins frühe Berufsleben. Gewisse Dozenten hatten sich etwas selbstgerecht in ihr Fachgebiet vergraben. Im Rahmen dieses Eigenlebens liess der eine Ordinarius den anderen gewähren und umgekehrt. Gesellschaftliche Relevanz im Rahmen der Lehrtätigkeit war in vielen Fächern ein Fremdwort. Als wir aus solchen Gründen gegen Ordinarien opponierten, gab es kleine Korrekturen in Form von interdisziplinären kulturgeschichtlichen Lehrveranstaltungen. Einige Dozenten befürchteten ähnliche Verhältnisse wie an der Sorbonne in Paris. Darüber waren wir genau im Bilde. So unterhielt die Redaktion der Basler Studentenzeitung, bei der ich mitwirkte, gute Kontakte zu französischen KommilitonInnen. Ich selber reiste noch 1968 nach Paris und machte mir vor Ort ein Bild.

Als Assistent hatte ich das Glück, an der Universität mit Ludwig Berger einen jüngeren Dozenten als Vorgesetzten zu haben, der sich Neuerungen gegenüber offen zeigte. Dazu gehörte die Unterstützung der S. 17 vorgestellten Einführung der EDV für die Fundauswertung. Aber der Zeitgeist wies Richtung Spezialisierung. Hatte Rudolf Laur-Belart noch allgemeinverständlich publiziert und Mäzene um sich geschart, wurden die jetzt tonangebenden Archäologinnen und Archäologen im Raum Basel durchwegs Angestellte von Kantonen. In der Folge flossen kaum mehr Gelder von Privaten, man liess erfolgreiche Initiativen wie ein national orientiertes, teilweise privat finanziertes Institut für Ur- und Frühgeschichte in Basel eingehen.

Parallel zur Spezialisierungstendenz wurde von den meisten Dozenten kaum mehr populärwissenschaftlich publiziert. Ihr Benchmark waren jetzt vor allem die Kollegen ihrer Fakultät. Bei mir schlich sich deshalb ein gewisses Unbehagen ein, das mit zum S. 28ff. geschilderten Entscheid, Museumsmann zu werden, beitrug.



Fenster in die Vergangenheit

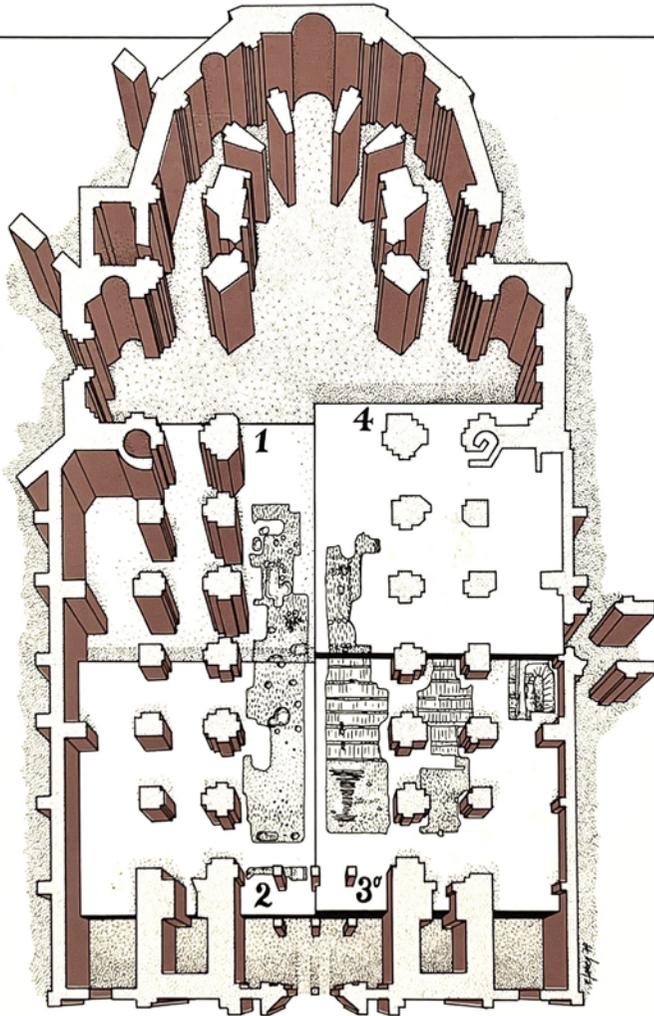
Zur Funktion eines Assistenten am Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel gehörte die Organisation von Lehrgrabungen. Ziel war es, Studentinnen und Studenten praktisch so auszubilden, dass sie später selbst im Beruf arbeiten konnten. Die von mir im Jahre 1976 organisierte Lehrgrabung an der Rittergasse 4 im Bereich des Murus Gallicus ergab so gut erhaltene Befunde zur Toranlage, dass diese in einem «Schaufenster in die Tiefe» für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Demnächst soll diese archäologische Informationsstelle noch eindrücklicher durch Lost Architekten gestaltet werden, deren Visualisierungen hier abgebildet sind.

(Ein Zeitungsartikel zur Grabung 1976 ist auf furger.eu unter A3 abrufbar, ein Kurzbericht erschien im Basler Stadtbuch 1976.)

ANDRES FURGER-GUNTI

Die Ausgrabungen im Basler Münster I

DIE SPÄTKELTISCHE UND AUGUSTEISCHE ZEIT (1. JAHRHUNDERT V.CHR.)



BASLER BEITRÄGE ZUR UR- UND FRÜHGESCHICHTE BAND 6

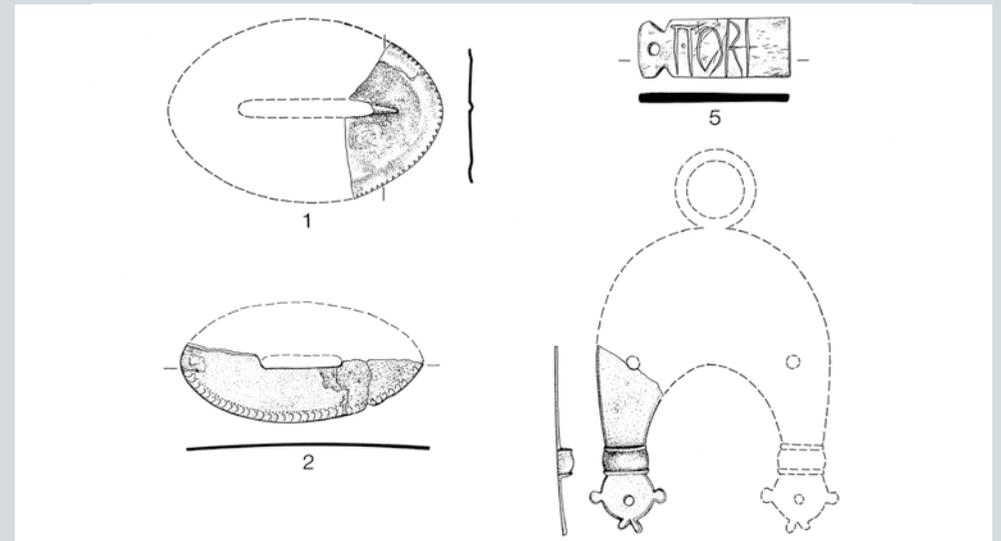
Buch und E-Book

Münster I

Die Auswertung der Stratigraphie unter dem Basler Münster wurde zum Thema meiner Dissertation und gleichzeitig Teil des erwähnten Nationalfonds-Projekts. Dadurch konnte ich als junger Vater einer bezahlten Arbeit nachgehen. Die Prüfungsarbeit wurde 1979 als Buch gedruckt. Der abgebildete Umschlag zeigt die vier genannten Schichten aus dem 1. Jh. v. Chr.

Der Objektkatalog wurde direkt ab den EDV-Daten ausgedruckt. So entstand die erste archäologische Dissertation in der Schweiz mit Hilfe einer Computerauswertung. Zu den damals publizierten Funden gehören die unten abgebildeten römischen Militärobenjekte und das älteste Schriftzeugnis aus Basel, ein Knochenplättchen mit dem Schriftzug «T.TORI». Dieses las ich als Turma (eine Reiterabteilung) des Torius.

Das erwähnte Buch ist vergriffen, ein Digitalisat ist bei furger.eu unter A4a abrufbar.



Münster II

Nach S. 20 vorgestellten Publikation der frühen Funde und Befunde aus dem Basler Münster arbeitete ich immer wieder am zweiten Band zu den jüngeren Perioden von der Zeitenwende bis ins Frühmittelalter, zumal Hans Rudolf Sennhauser die späteren Befunde zu publizieren gedachte (2018 erschienen: Das Basler Münster: Die frühen Kathedralen und der Heinrichsdom. Ausgrabungen 1966, 1973/1974). Im Jahre 2000 hatte ich das Manuskript fertig, die Kantonsarchäologie war aber nicht mehr bereit, es zu drucken. Schliesslich stellte ich die Arbeit als E-Book ins Netz (abrufbar unter furger.eu unter A4b).

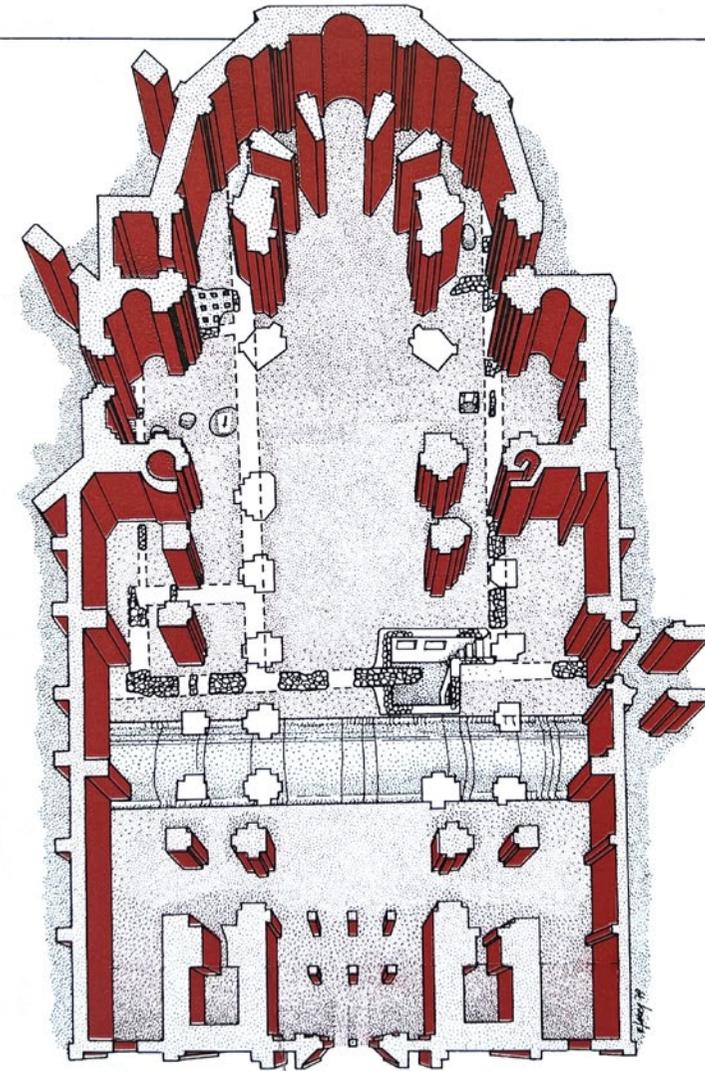
Inhaltsverzeichnis

4	Vorwort des Verfassers
9	I. Ältere Forschungen im und um das Basler Münster
9	1. Forschungsstand
13	2. Ältere Grabungen und Funde im Münster und in dessen Umgebung
17	3. Vorgehen und Zielsetzungen 1966 und 1973/74
21	II. Die frühromische Zeit (1. Jahrhundert)
21	1. Schichtreste
22	2. Gruben
23	3. Die Dolchgrube im nördlichen Querhaus
45	4. Der Steinkeller des 1. Jahrhunderts
49	5. Abbruch- und Bauschichten aus flavischer Zeit
53	6. Die Bedeutung der Befunde von 1974 für den Münsterhügel im 1. Jahrhundert
55	III. Die mittlere Kaiserzeit (2. Jahrhundert und erste Hälfte 3. Jahrhundert)
57	IV. Die spätrömische Zeit (zweite Hälfte 3. Jahrhundert und 4. Jahrhundert)
57	1. Schichten und Gruben
64	2. Der Repräsentationsbau: Befund
76	3. Der Repräsentationsbau: Interpretation
80	4. Architektonische Einordnung des Repräsentationsbaues
93	5. Strassen, Umfassungsmauern, Innenbauten und Datierung der Basler Kastellstadt

ANDRES FURGER

Die Ausgrabungen im Basler Münster II

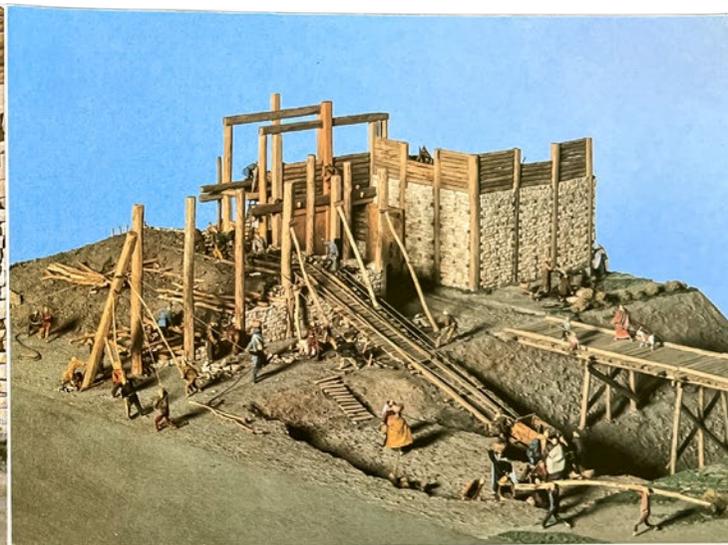
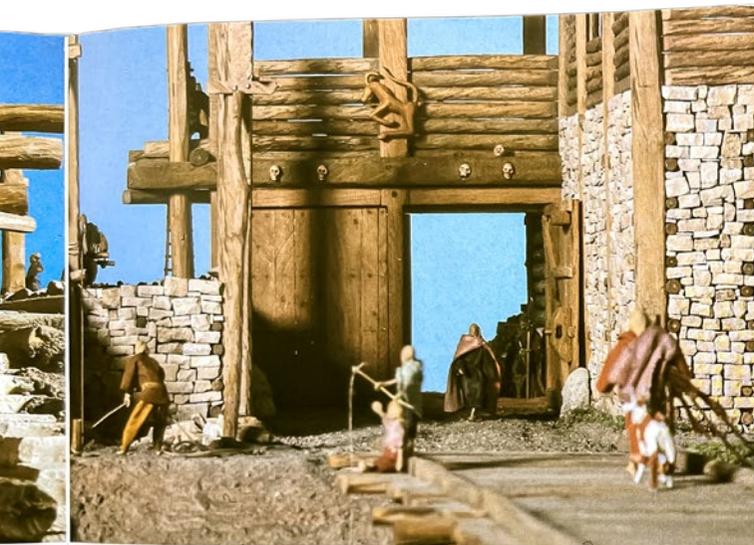
DIE RÖMISCHE UND FRÜHMITTELALTERLICHE ZEIT (1.-8. JAHRHUNDERT)





Präsentation der Kelten im Historischen Museum Basel

Der Kantonsarchäologe Rudolf Moosbrugger hatte vom Historischen Museum Basel dank seines didaktischen Geschicks den Auftrag erhalten, die ältere Stadtgeschichte im Untergeschoss der 1981 neu zu eröffnenden Barfüsserkirche zu präsentieren, zwischen mittelalterlichen Mauerresten. Er übernahm die Periode des Frühmittelalters selber, die Römerzeit delegierte er an den altgedienten Römerforscher Rudolf Fellmann und die Zeit davor an mich. Moosbrugger hatte die gute Idee, zu jeder Epoche ein grosses Modell durch den Künstler Marius Rappo herstellen zu lassen. Ich konzipierte mit Letzterem das Modell des Murus Gallicus im Bau, das heute noch in der Barfüsserkirche zu sehen ist.



Als junger Vater gab ich damals ein Leporello für Kinder mit verschiedenen Ansichten der ersten Stadtmauer Basels im 1. Jh. v. Chr. heraus.

Die
vel-
for-
se-
as-
wird
otz-
der

9 Am Mittelposten des Tores hängt ein keltisches Fabeltier. Wenn Du in den Vitrinen neben dem Modell genau suchst, wirst Du dieses heilige Kelten-Tier auf einem Fundgegenstand wiederfinden. Im Torbalken sind fünf menschliche Schädel eingelassen. Die Kelten haben manchmal die Schädel der getöteten Feinde aufbewahrt. Hier sollen die Schädel wohl die Gegner abschrecken. Auf der Brücke spielen zwei Kinder mit ihrer Fischerangel, weil sie nicht allein an den Rhein gehen dürfen.

Kinderführer des Historischen Museums Basel:

Kelten bauen die erste Stadtmauer von Basel

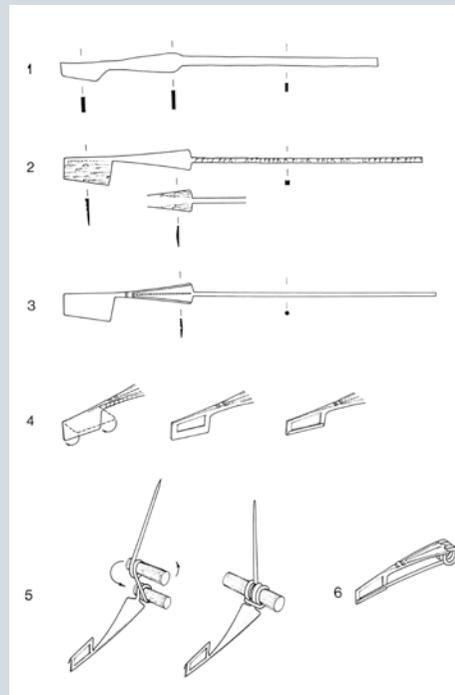
Text + Konzept: Andres Furger-Gunti / Modellbau: Marius Rappo / Modellentwürfe: Rudolf Moosbrugger-Leu / Photos: Humbert + Vogt (Modell), Historisches Museum Basel, Maurice Babey (Topf) und Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel (Ausgrabung).

© by Historisches Museum, Basel, Druck Basler Zeitung

«Das keltische Basel» und technologische Untersuchungen

Die Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum gab Moosbrugger, Fellmann und mir die Gelegenheit, jeweils eine allgemein verständliche Broschüre zu den von uns für das Museum aufbereiteten Epochen zu verfassen. In meinem Bereich konnte jetzt Basel als keltische Gründung differenziert vorgestellt werden. Der Umschlag zeigte die Rekonstruktion des Tores zu diesem Oppidum, Fachbegriff für eine frühe stadtartige Anlage. Die Broschüren wurden einige Jahr lang gut verkauft, dann aber nicht mehr neu aufgelegt.

In den 1970er Jahren belegte ich einen Abendkurs im Gold und Silberschmieden an der Basler Berufsschule und begann zu Hause selber zu schmieden. Dazu gehörte nach dem Fund eines Halbfabrikats einer keltischen Gewandhafter (Fibel) im Basler Münster das Nachvollziehen des Herstellungsvorgangs, wie hier abgebildet. Dünnschliffe und Aufnahmen mit dem Rasterelektronenmikroskop der EMPA in Dübendorf belegten, dass der Draht durch Ziehen hergestellt wurde. Die Resultate wurden in der «Festschrift Elisabeth Schmid» (für die S. 9 erwähnte Dozentin) 1977 publiziert (S. 73ff: «Zur Herstellungstechnik der Nauheimerfibel»).

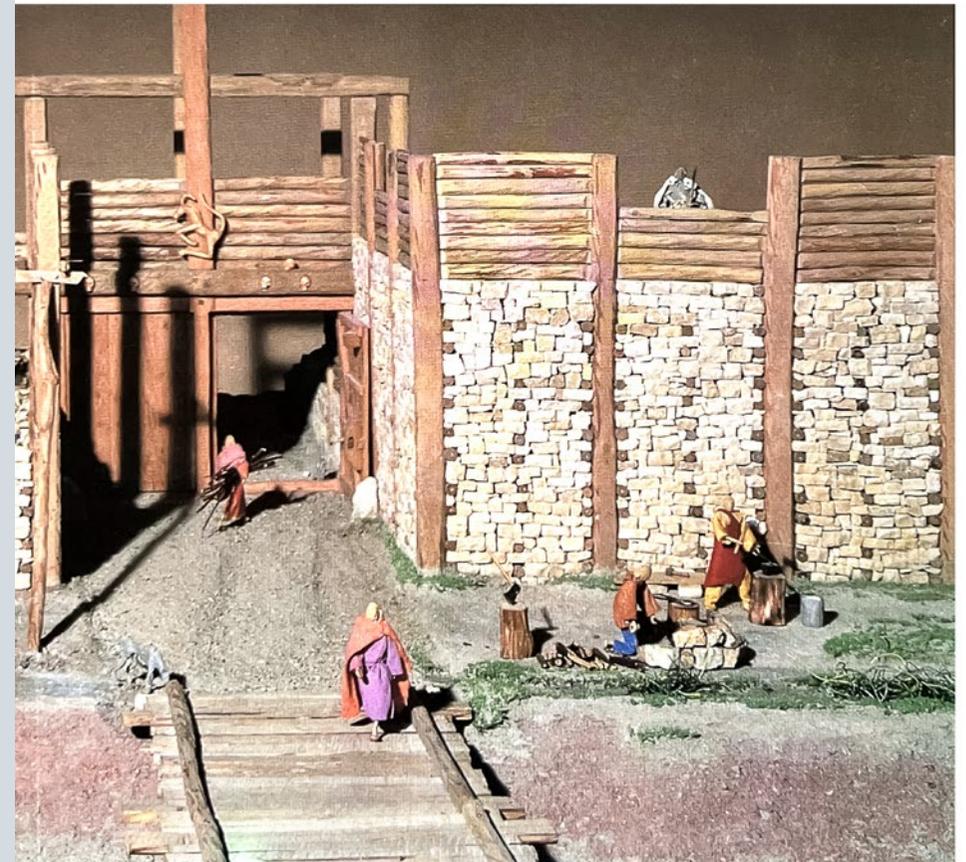


FÜHRER DURCH DAS
HISTORISCHE
MUSEUM BASEL

Heft 1

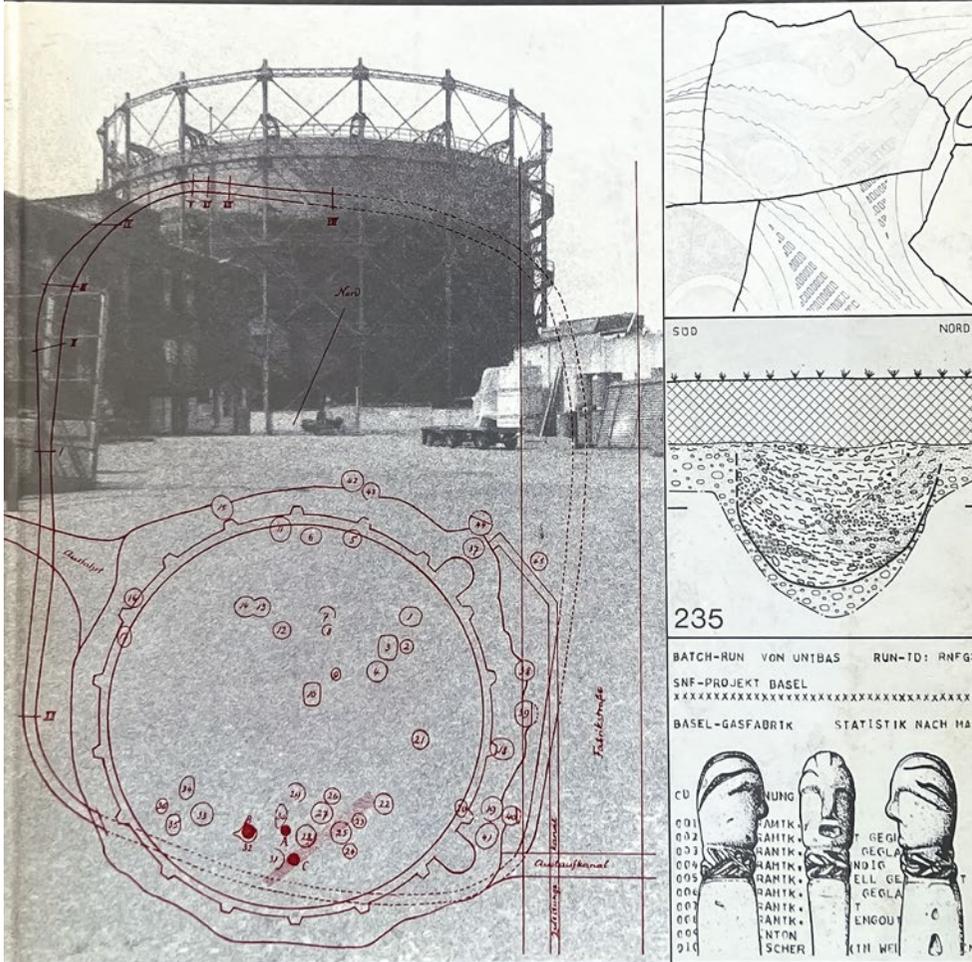
Das keltische Basel

von Andres Furger-Gunti



ANDRES FURGER-GUNTI UND LUDWIG BERGER

Katalog und Tafeln der Funde aus der spätkeltischen Siedlung Basel-Gasfabrik



BASLER BEITRÄGE ZUR UR- UND FRÜHGESCHICHTE BAND 7

Rettungsgrabungen und Auswertungstau

Die grosse keltische Siedlung Basel-Gasfabrik unter dem heutigen Novartis-Campus am Rhein war im Jahre 1911 zufällig beim Bau einer Gasfabrik mit ihren grossen Kesselspeichern entdeckt worden. Unübersehbar zeichneten sich damals im hellen Rheinkies mit dunklerem Material gefüllte Gruben ab. Diese enthielten neben zahlreichen Tierknochen vor allem keramisches Material, das man damals schon ins 1. Jh. v. Chr. datieren konnte. Dieses Fundgut gelangte ins Historische Museum Basel, wo es dessen Direktor Emil Major 1940 erstmals in einem schmalen Band publizierte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich bei der Gasfabrik immer mehr chemische Fabriken ansiedelten, kamen fast Jahr für Jahr neue Gruben mit Funden zum Vorschein, um die sich das Historische Museum zu kümmern hatte. Als dann 1980 der Kanton mit einem Gesetz die Fachstelle «Archäologische Bodenforschung» einrichtete, ging die Zuständigkeit für Grabungen und deren Funde an diese über.

Wegen der Neubautätigkeit der in Basel florierenden chemischen Industrie nahmen die Rettungsgrabungen und der Fundanfall in den Jahrzehnten um 2000 nochmals zu. Gleichzeitig wurde sorgfältiger gegraben. Das führte zu einem Systemwechsel: Es wurde gerettet, was zu retten war, aber für die Auswertungen und damit die Synthesen blieb der jeweiligen Grabungsequipe kaum Zeit. Die Grabungsequipen konnten ihre Feldforschungen nicht mehr selbst publizieren, weil sie schon bald auf den nächsten Fundplatz gerufen wurden. Das hatte die Trennung der bisher üblichen Einheit von Graben und Auswerten durch dieselbe Equipe zur Folge. Alles wurde so gut es ging dokumentiert, aber es entstand ein erheblicher Auswertungstau.

Nationalfonds-Projekt

Das S. 19 erwähnte Nationalfonds-Projekt zum keltischen Basel war auf drei Bände ausgelegt: Funde, Befunde und Auswertung. Damit sollte der beschriebene Auswertungstau abgebaut werden. Der S. 24 abgebildete Band zu den Funden erschien 1980. Zum Befund-Band lagen 1981 mehrere hundert Seiten Typoskript vor. Nach dem auf S. 28 beschriebenen Wechsel ans Historische Museum blieb die Weiterführung dem Chef des Projektes, Ludwig Berger, überlassen. Er übergab die Weiterarbeit der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt. (Merkwürdigerweise pochte der Nationalfonds nicht auf die Erfüllung der Projektziele durch die Universität.) Die Kantonsarchäologie Basel-Stadt arbeitete aber bereits mit dem zu bewältigenden Fundanfall am Limit und war mit der Weiterführung von Synthesen überfordert. Bis heute gibt es keine gedruckte monographische Überblicksdarstellung zu Basel-Gasfabrik, der abgebildete Fundband von 1980 dient immer noch als Standardwerk für Vergleichsfunde.

Erst im Laufe der Zeit wurden die Strukturen dem neuen Fundanfall angepasst. Die Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt konnte von etwa 10 Stellen auf Dutzende erweitert werden. Der Archäologische Dienst von Basel-Stadt wurde, bezogen auf die Fläche des Kantons, zu einer der bestausgestatteten archäologischen Institutionen Europas.

Publikationen

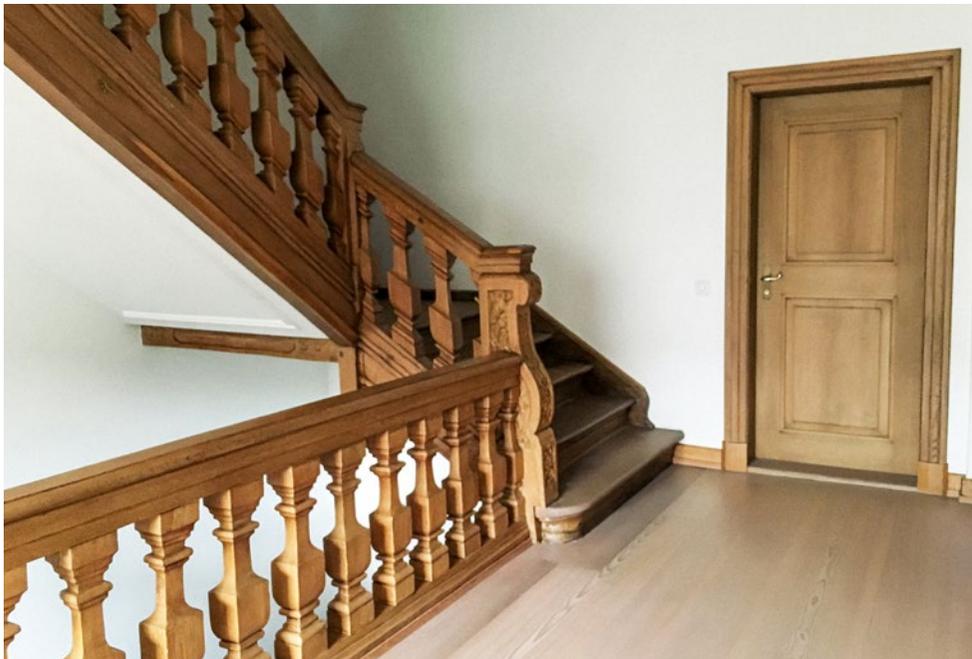
Seite 24: Umschlag des 1980 herausgegeben Bandes zu Basel-Gasfabrik.

Rechts: Inhaltsverzeichnis des geplanten zweiten Bandes zu den Befunden, Stand anfangs 1981.

I N H A L T

	<u>Seite</u>
VORWORT	5
I. AUSGRABUNGSGESCHICHTE	6
1. Entdeckung, Forscher und Ausgrabungen	6
2. Liste der archäologischen Untersuchungen	15
3. Ausgrabungs- und Dokumentationsstand	23
II. TOPOGRAPHIE UND HYDROGRAPHIE DES SIEDLUNGSGELÄNDES	35
1. Die Lage am Rhein	35
2. Die Wasserhöhen des Rheins und der Grundwasserspiegel	39
3. Die Situation der Siedlung auf der Niederterrasse und die Rekonstruktion des ursprünglichen Reliefs	46
4. Der Allschwilerbach	55
5. Der Bettelgraben	59
III. DIE SIEDLUNGSRESTE	63
1. Schichten und Steinsetzungen	64
2. Gräbchen und andere Strukturen	84
3. Der Ringgraben	120
4. Kieselwackengruben	145
5. Grubenkatalog	157
6. Grubenauswertung	618
IV. DAS GRÄBERFELD	631
1. Katalog (von Ch. Matt)	631
2. Die menschlichen Skelettreste (von B. Kaufmann)	822
3. Auswertung	887
V. ZUSAMMENFASSENDE BETRACHTUNGEN	888
1. Siedlungswahl und Beginn der Siedlung	888
2. Ansätze einer inneren Gliederung der Siedlung	890
3. Ende der Siedlung	904
ANHANG: Vor- und nachlatènezeitliche Funde	910
ZUSAMMENFASSUNG	916
VERZEICHNISSE	917
Abkürzungen	917
Literatur	918
Verzeichnis der unpublizierten Quellen	919
Abbildungsnachweis	926

((Es folgen S. 934ff:
Beilagenlegenden, Textabbildungslegenden und
Abbildungsvorlagen))



Wie wird man Museumskurator?

Das genannte Nationalfonds-Projekt war zeitlich begrenzt und eine Perspektive auf längere, bezahlte Forschungsarbeit nicht in Sicht. In dieser Situation kam es zu einem neuen Angebot, diesmal seitens des Historischen Museums Basel. Dessen Leitung wollte die Archäologie nicht ganz der Archäologischen Bodenforschung überlassen, zumal das Museum sich seit langem für die früheste Geschichte Basels engagiert hatte. Mit der bevorstehenden Neueröffnung der Dauerausstellung samt Stadtgeschichte, bis zurück in die frühen Anfänge, in der renovierten Barfüsserkerche schien der richtige Zeitpunkt gekommen zu sein, um wieder einen Archäologen ins Haus zu holen.

Das war der Hintergrund des folgenden Besuchs: An einem sonnigen Herbsttag des Jahres 1980 klopft es am Rheinsprung in Basel im barocken Treppenhaus an die Türe meines Büros. Der aus einer alten Basler Familie stammende Albert Oeri, Präsident der «Kommission zum Historischen Museum», kommt ins Büro mit der schönen Aussicht auf den Rhein. In einem kurzen Gespräch bietet er mir, ohne lang zu fackeln, einen Kuratorenposten an. (In seiner Funktion war er eine Art Vorgesetzter des Museumsdirektors. Weil letzterer als Kunsthistoriker eher der Fach- als der Führungsarbeit zugeneigt war, nahm er die Rolle eines Schattendirektors ein und suchte selbst nach neuen Leuten, die das Museum voranbringen würden.)

Gegen eine Annahme des Angebots sprach meine Begeisterung für archäologische Ausgrabungen und deren Auswertungen. Für den Wechsel vom Forschenden zum Museumsmann mahnte indessen eine innere Stimme: Du hast doch den Kontakt mit einem breiteren, interessierten Publikum schätzen gelernt, und als Vater zweier Söhne hängt noch immer das Damoklesschwert des brotlosen Archäologen über dir! Schliesslich sagte ich zu, auch vor dem Hintergrund meines Lebensmottos: Im Zweifelsfalle ja! So begann 1981 meine «Museumslaufbahn».

B.
MUSEEN IN UND BEI BASEL



Kurator am Historischen Museum Basel

Der Wechsel von der Universität ans Museum war zunächst ein kleiner Kulturschock. Auch äusserlich: Hemd und Krawatte statt Grabungs- und Freizeitklamotten! Die innere Museumsstruktur war hierarchisch geprägt inklusive einigen ungeschriebenen Gesetzen. So wurden die Abteilungen wie kleine Museen geführt. Dementsprechend war geregelt, wer welche Karteien von Sammlungsbereichen ein- oder gar die Objekte selbst ansehen durfte. Der Zugang zum Direktor wurde von einer strengen, älteren Vorzimmerdame überwacht, die junge Männer deutlich besser behandelte als weibliche Mitarbeiterinnen. Die Abteilungsleiterinnen und Abteilungsleiter, damals noch Konservatorinnen und Konservatoren genannt, waren im ersten Stock des Verwaltungsgebäudes von den im Parterre arbeitenden Restauratorinnen und Restauratoren, die selbst Hand an die Objekte legten, getrennt. – Ich bekam vor allem die archäologische Abteilung zugeteilt und hatte damit mit Rudolf Laur-Belart und Emil Vogt bekannte Vorgänger, auch wenn diese jeweils nicht lange dort geblieben waren. Noch wusste ich nicht, dass das auch für mich gelten sollte.

Meine Hauptaufgabe war – kurz vor der Eröffnung des Museums in der Barfüsserkirche im Jahre 1981 – im Mittelschiff Vitrinen einzurichten (Bild: Zustand heute). Die Empore war für Wechselausstellungen reserviert. Dort konnte als Gesellenstück der Silberschatz von Kaiseraugst im Original, mit einer rekonstruierten römischen Tafel, als Sonderausstellung präsentiert werden. Seit der Grabungszeit hatte ich gute Verbindungen zur Redaktion der Kulturbeilage der Basler Zeitung, genannt «Basler Magazin». So kam es zu einem entsprechenden Artikel mit Aufruf zu den noch vermissten Teilen des Silberschatzes, zumal die Aufdeckung dieses spätrömischen Schatzfundes 1961/1962 chaotisch verlaufen war. Dieser brachte unmittelbar nichts, allerdings kamen einige Jahre später tatsächlich über ein Dutzend wertvolle Objekte zurück.

Zeitungsartikel

In Zusammenarbeit mit der Basler Zeitung konnten weitere illustrierte Artikel zum Thema Archäologie veröffentlicht werden. Das Historische Museum Basel hatte sich seit der Gründung stark für die Erforschung des römischen Augst engagiert. In dieser Tradition nahm ich das Thema Rezeptionsgeschichte der Römerstadt in Augst durch das Basler Bürgertum auf. Deren Gründung im Jahre 44 v. Chr. hatte Rudolf Laur-Belart geschickt auch auf Basel übertragen. Dabei führte er für die Römerstadt den Namen «Augusta Raurica» ein, wie sie heute noch genannt wird. So hat sie allerdings nie geheissen, sondern Colonia Raurica gemäss der Grabinschrift des Munatius Plancus. «Augusta» klang eben besser als das nach Kolonisierung klingende «Colonia».

Um die Entdeckung der Römerstadt hatten sich lange vor Laur-Belart Basler Humanisten wie die Amerbachs verdient gemacht. Sie wurden seit dem 16. Jh. zu einer Art Pionieren der archäologischen Forschung in der Schweiz. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema wurde für mich zum ersten fachlichen Ausflug in die faszinierende Welt der Renaissance. Auf dieser Grundlage kam es wenige Jahre später zu einem grösseren Projekt (S. 35).

Im «Basler Magazin» folgten weitere Artikel, auch zum Thema Kelten in Basel. In diesem Zusammenhang wurde der Goldschatz von Saint-Louis vorgestellt, wieder mit einem Aufruf, der tatsächlich keltische Goldmünzen ins Museum brachte (dazu S. 32f.).

Basler Magazin

Politisch-kulturelle Weekend-Beilage der Basler Zeitung Nummer 7 Basel, Sonntag, 15. Februar 1986

Generationen

Psyche der im Erwachsenenalter stolzeren jungen Menschen her, sondern stets und ewig auch von den jeweils aktuellen Impulsen der Geschichte und ihrer Reflexe. Im abgebrühten Feuer des Establishment mögen die Reaktionen darauf moderater sein, aber die Tatsache, dass Jugend selbst durch Generationen hindurch doch immer wieder zum eifrig diskutierten Thema erheißt, lässt erkennen, wie wenig eigentlich an Zeichen der Zeit verlorengelassen ist.

der Hetze des auf Anpassung an die Gesprächsregeln eingependelten Alltags. Die Söhne und die Töchter verdienen nach wie vor unsere Aufmerksamkeit, und je enger diese Beziehung genommen wird, so leidet die Gestalt, desto sanfter verläuft der Übergang in die nächste Stufe eines Zeitalters, werden Söhne und Väter zwar nie zu Verbündeten, jedoch zu akzeptierten Gesprächspartnern.

Gérard Wirtz



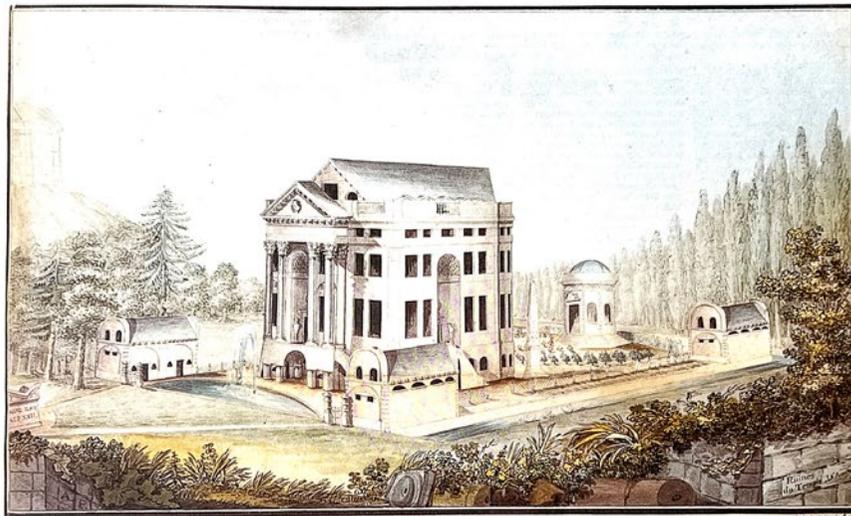
Melancholie

Vor einiger Zeit konnte das Museum Unterlinden in Colmar das Gemälde «Melancholie» von Lukas Cranach dem Älteren erwerben. Das Bild geht auf die «Melancholie» von Albrecht Dürer zurück, die nur weniger als 20 Jahre früher entstand. Aber was für eine Entwicklung hat in dieser kurzen Zeit stattgefunden. Von Dürers Weltverständnis zu Cranachs Mauerriemen: ein Bildvergleich. Seite 9



Salz

Während Jahrhunderten galt es als «weisses Gold». Wer das Salz besaß, besaß die Macht. Der Kaiser von Wädwil deckt seinen Salzbedarf selbst. Die Salzminen von Bex werden seit dem 16. Jahrhundert ausgebeutet. Das Salzbergwerk kann besichtigt werden. Eisher Jenny ist der Wädwiler Salzgeschichte nachgegangen und Moritz Bertschi hat in Bex fotografiert. Seite 12/13



LA PERSPECTIVE DES BATIMENTS ET JARDINS SUPPOSÉ ÊTRE VUE PAR L'ANGLE, AVEC LES RUINES DU TEMPLE. Esitwurf für ein Landhaus nach römischer Art in Augst für den Basler Sammler J.R. Forcart-Weiss. Der nie ausgeführte Monumentalbau ruht auf römischen Säulenstümpfen und die Eingangsportale in der Rekonstruktion des am vorgesehene Bauplatz entdeckten römischen Tempels nachempfunden. In der Seitenfassade die hohe, rund überwölbte Öffnung des grossen Vestibüls. Aubert Parent 1797. (Handschriftl. Nat. Hist. Mus. Basel)

Ausgraben, sammeln, präsentieren

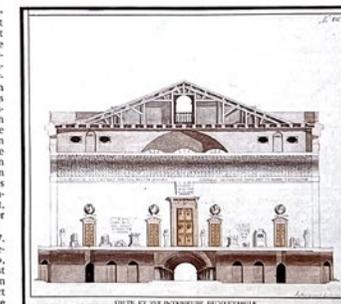
Seit 400 Jahren werden in und um Basel Ausgrabungen vorgenommen und archäologische Fundobjekte gesammelt. Es dauerte also mehrere Jahrhunderte, um die Grundlagen der modernen Forschung zu schaffen und um das zusammenzutragen, was heute im Historischen Museum Basel und in anderen Museen gezeigt werden kann. Dabei sind die Forscher – entsprechend den geistigen Voraussetzungen ihrer Zeit – von ganz verschiedenen Vorzeichen ausgegangen. Zahlreich erhaltene Funde und Dokumente geben ein lebendiges Bild der frühen Ausgräber und Sammler.

Von Andres Furger-Gunti

«... Die Fabel von dem blödsinnigen Lientzmann, der Jungfrau und dem Schatz von Augst wird heute noch bei uns herumgeboten, wie Kriemhild in seiner Germania im Abschnitt über Augusta Raurica erzählt. Ich habe mit einigen anderen hiesigen Herren Bergleute kommen lassen, um den dortigen Platz zu säubern. ... Am Umkreis der Burg kommen Flecker und halbrunde Thürme zum Vorschein.» Dies hat am 15. März 1588 der Basler Kasilius Amerbach (1534-1591) an einem Freund in Augsburg ge-

schrrieben. Mit diesem Humanisten und Sammler beginnt hier die archäologische Forschung, nachdem kurz zuvor schon der Basler Rat in Augst hatte Grabungen vornehmen lassen. Gemäss der damaligen Zeit der Renaissance, in der eine Wiedergeburt antiken Gedankengutes angestrebt wurde, versuchte man möglichst viel von der römischen Vergangenheit aus dem Dunkel der Geschichte zu ziehen. Die Gelehrten besannen sich der mächtigen römischen Ruinen im nahen Augst und erkannten die Möglich-

keiten der archäologischen Erforschung des Bodens. Dabei ist mit bewundernswürdiger Nüchternheit vorgegangen worden: sagenhafte Überlieferungen interessierten weniger als klare Befunde und aussagekräftige Funde. Basilius Amerbach hat die freigelegten Mauern vom bekannten Kunstmaler Hans Bock zeichnerisch aufnehmen lassen. Die Zeichnungen haben sich mitsamt seinen Notizen bis heute erhalten. Das sorgfältige Vorgehen hat sich gelohnt. Das «heidnische Gemäuer» und die «Burg» konnten richtig als Reste eines römischen Theaters gedeutet werden. Basilius Amerbach hat auch zahlreiche Funde in seine Sammlung integriert, die schliesslich zum Grundstein der Basler Museen geworden ist. Nachdem es im anschliessenden 17. Jahrhundert, abgesehen vom bekannten «römischen Museum», um die antiken Zeugen von Augst etwas ruhiger geworden war, ist im fortgeschrittenen 18. Jahrhundert wieder ein vermehrtes Interesse festzustellen. Daniel Buvkner (1707-1781), Registratur- und Rats-



Landhaus für J.R. Forcart-Weiss: Innenaussicht des grossen Vestibüls mit den darin aufgestellten Augster Funden unter Büsten römischer Kaiser.

Kutschenmuseum in Brüglingen bei Basel

Frühjahr 1981: Der Direktor des Historischen Museums, Hans Lanz, ruft mich in sein Büro und kommt gleich zur Sache: «Die internationale Gartenbauausstellung 'Grün 80' in Brüglingen vor den Toren Basels geht bald zu Ende. Die einflussreiche Christoph Merian Stiftung (CMS) als treibende Kraft wünscht die Einrichtung eines Kutschenmuseums in der frei werdenden grossen Scheune. Ich habe dem Direktor der CMS, der Museumskommissionsmitglied ist, zugesagt. Unsere magazinierten Kutschen und Schlitten gehören in ihren Zuständigkeitsbereich. Hier ist der Schlüssel zum Magazin, machen Sie sich an die Arbeit!» (Als Museumskonservator hatte man mehrere Sammlungsbereiche zu betreuen. Mir fiel neben der Archäologie die sogenannte allgemeine Abteilung zu, zu der das Verkehrswesen gehörte.)

Einen Tag später stand ich im dunklen Aussendepot vor alten Kutschen und Schlitten mit ihren grimmigen Tierköpfen. Kutschen und Schlitten des 18. und 19. Jh. waren mir völlig fremd. Als junger Konservator wollte ich aber niemanden enttäuschen, schon gar nicht den tüchtigen CMS-Chef Hans Meier, dessen Tochter eine Studienkollegin war. Also folgte die Einarbeitung in das Thema.

Schliesslich konnte nach wenigen Monaten das neue Filialmuseum eingeweiht werden. Dazu wurden Pferdehalter eingeladen, die ihre Gespanne vor Museums-wagen spannten. Deren Fahrkunst faszinierte mich so sehr, dass Kutschenfahren zu meinem Hobby und zweiten Forschungsgebiet wurde. Bald kutscherte ich in einer restaurierten Kutsche den Direktor und eine Gönnerin selbst durch den Park vor dem Museum (Bild unten links).



Erste Museumspublikationen

Wie im archäologischen Stammgebiet üblich, bemühte ich mich um die Publikation der Recherchen zu den Museumswagen in einem kleinen Katalog. Das ermöglichte die Stiftung des Museums. Kutschen und Pferdeschlitten waren damals älteren Vertretern eingesehener Basler Familien noch ein Begriff. Diese Kreise dominierten die Vorstände des Museums und dessen Stiftungen. Das Thema noble Equipagen aus dem alten Basel kam deshalb recht gut an. Zur besseren Bekanntmachung des neuen Museums in Brüglingen wurden Kutschfahrten organisiert. Wieder machte die Presse mit. Damit führte ich fort, was die Museumsdirektion selbst praktizierte. Dazu gehörten Modeschauen durch jüngere Museumsmitarbeiterinnen mit Originalkostümen des 18. und 19. Jh. – Reenactments mit Originalobjekten? Heute würde jede Direktion dafür von der Restauratorenschaft sogleich und mit Recht an den Pranger gestellt!



Daneben forschte ich weiter über andere Museumsbestände, vor allem der spätmittelalterlichen und frühromischen Zeit, zumal ich nebenher am zweiten Band der Grabungen im Münster arbeitete (S. 21). So entstand 1983 das links abgebildete Heft «Frühchristliche Grabfunde». Das Medaillon auf dem Umschlag stammt von einer Fibel aus einem Grab des Gräberfeldes unter der Basler Aeschenvorstadt. Dort waren in früheren Jahrzehnten hunderte Gräber freigelegt, aber nie systematisch publiziert worden. Also engagierte ich eine Zeichnerin und Studentinnen, die schliesslich 1992 die Monographie zu diesem Gräberkomplex herausbrachten: Regine Fellmann Brogli et al., Das römisch-frühmittelalterliche Gräberfeld von Basel / Aeschenvorstadt.



Andres Furger

Der Goldfund von Saint-Louis bei Basel

Keltische Hortfunde mit Münzen und Ringschmuck im Kontext



Wiederentdeckung: Der keltische Goldschatz von Saint-Louis

Zu den eigenartigsten keltischen Schatzfunden Europas gehören Goldhorte mit ortsfremden Münzen und Ringschmuck, vor allem Arm- und Halsringen. Ein früher Schlüsselfund dieser Gattung ist der Goldfund von Saint-Louis bei Basel aus der Zeit um 100 v. Chr. Er stammt aus dem Gebiet direkt unterhalb der bekannten keltischen Grossiedlung Basel-Gasfabrik. Darin befanden sich mit sogenannten «Regenbogenschüsselchen» Münztypen aus östlichen keltischen Regionen.

1883 als Zufallsfund mit einem vermuteten Gesamtgewicht von über einem Kilogramm reinem Gold entdeckt, begann in der Folge eine Irrfahrt des Fundkomplexes, weil die Finder, offenbar Bauarbeiter, das Gold unter der Hand zu verkaufen begannen. Teile des Schatzes wurden in der Folge eingeschmolzen, übrig gebliebene Objekte verkauft und somit weit verstreut. Schliesslich ging der Schatzfund fast ganz vergessen.

Im Rahmen des schon genannten Forschungsprojektes über das keltische Basel stiess ich 1980 überraschend auf einen grösseren Fundteil im archäologischen Museum von Saint-Germain-en-Laye bei Paris und begann mit der Rekonstruktion dieses Depotfundes (Bild S. 4). Für die Archäologie-Ausstellung in der Barfüsserkirche wurden im Landesmuseum in Zürich Kopien angefertigt und im «Basler Magazin» am 25.10.1980 ein Aufruf publiziert, der tatsächlich Echos auslöste.

Die Publikation des Fundes im Jahre 1982 setzte den Hortfund nach dem damaligen Wissensstand in den grösseren Kontext ähnlicher Hortfunde (ZAK 39, 1982, 1–47). Auf diesem Fachartikel beruht weitgehend das E-Paper, dessen Titelblatt links abgebildet ist (abrufbar unter furger.eu oder academia.edu).

Saint-Louis bei Basel, aber wo genau?

Nach den Wirren um den Fund von 1883 kam es hundert Jahre später, als ich schon in Zürich arbeitete, zu einem erneuten Wirbel um den Fundort des Goldhortes; ein deutscher Forscher brachte diesen aufgrund vager Hinweise in Zusammenhang mit einer neu entdeckten keltischen Höhensiedlung bei Freiburg im Breisgau. In der Folge geriet der Schatzfund als Zeugnis keltischer Präsenz am Rheinknie für die Basler Forschung erneut aus dem Fokus. Obwohl die angekündigten weiteren Recherchen zur Untermauerung des angeblich neuen Fundortes ausblieben, wurde die im Museum installierte Panzervitrine mit Originalfunden entfernt.

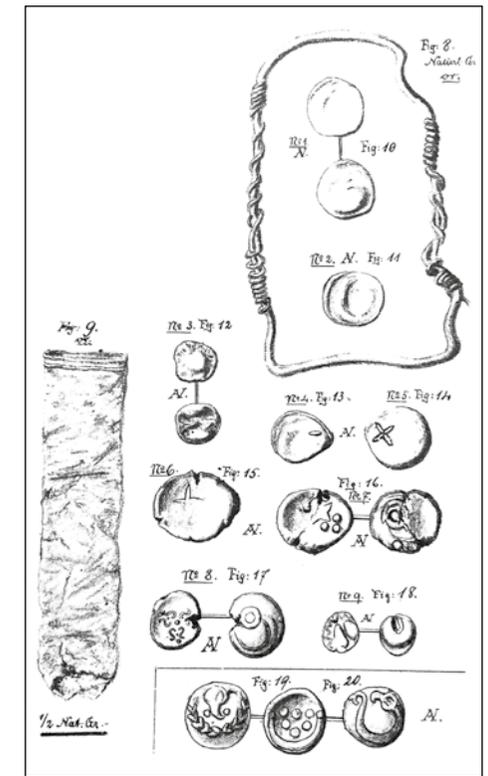
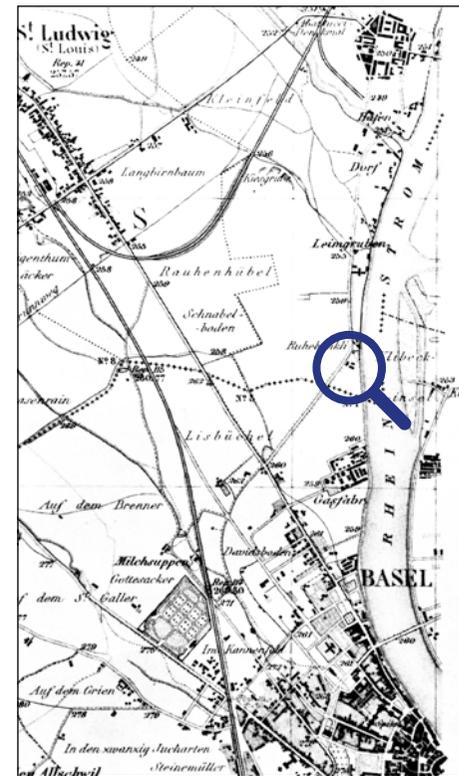
Erst nach Jahrzehnten wurde die Sache durch die Arbeit der Numismatiker Michael Matzke und Michael Nick wieder zurechtgerückt. Sie unterstützten meine Lokalisierung unterhalb der Stadt Basel mit ihrem Artikel im Jahresbericht des Historischen Museums Basel von 2017 (S. 43–47). Dadurch musste auch das Museum reagieren: 2025 hält der Schatzfund im Rahmen einer Sonderausstellung wieder Einzug ins Museum.



Zum Fundort

Unten, links: Die historische Karte zeigt den wahrscheinlichsten Fundort des keltischen Goldhortes am Rhein beim «Ruhebänkli». Rechts daneben sind Teile des Fundes im Originalzustand nach Forrer abgebildet.

Linke Spalte: Das Rheinufer um 1800 im vermuteten Fundstellenbereich (Aquatinta von F.C. Reinermann). Der Fund wurde 1883 als Folge von Überschwemmungen durch Hochwasser des Rheines freigelegt.

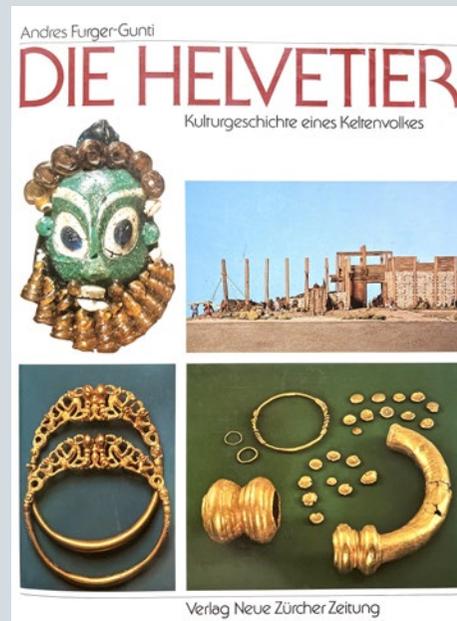
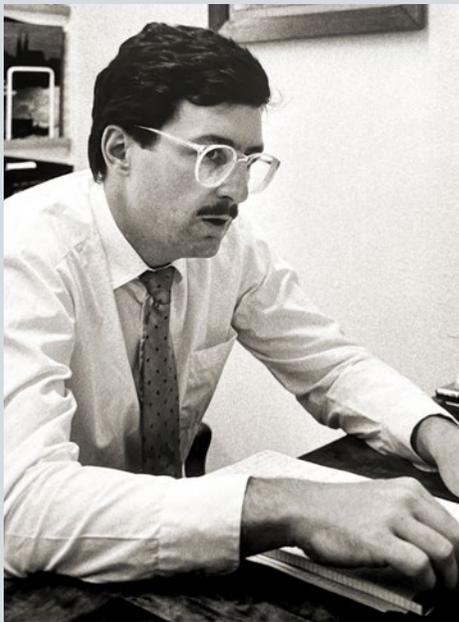


Sachbuch «Die Helvetier» und Grabungen im Bereich des Schlachtfeldes von Bibracte

Überraschungsbesuch aus Zürich im Jahre 1982 in meinem Basler Museums-Büro: Der Verlagsleiter des Buchverlages der Neuen Zürcher Zeitung und zwei seiner Mitarbeiter erscheinen mit klarer Ansage: «*Wir wollen ein Buch von Ihnen zur Keltzeit in der Schweiz und machen folgendes Angebot: Sie leiten das Projekt, die Bildbeschaffung muss nicht selbst übernommen werden, sie bekommen zwei Fachkräfte zur Hand.*» Die Museums-Direktion erlaubte den Nebenjob, und ich machte mich vor allem in der Freizeit an die Arbeit.

Das Buch erschien erstmals 1984 unter dem Titel «Die Helvetier» und wurde mit fünf Neuauflagen zum Longseller des Verlags. Nachdem das Werk seit etwa 30 Jahren vergriffen ist, setzte ich einzelne Themen daraus in digitale Publikationen um. Das E-Paper «Die letzte Schlacht der Helvetier – Keine Chance gegen die römischen Truppen im Jahre 69 beim Bözberg» ist unter A8 auf der Webseite furger.eu abrufbar.

Das zweite E-Paper erhielt den Titel «Die Schlacht bei Bibracte – Cäsar contra Helvetier: Vorgeschichte, Verlauf und Lokalisierung der Schlacht im Jahre 58 v. Chr.» (A5). Dazu gibt es eine längere Vorgeschichte. Mit der Überlieferung dieser Schlacht durch Caesar trat gewissermassen der keltische Stamm der Helvetier in die Geschichte ein. Im Schlachtfeldbereich bei Autun im Burgund hatte schon Napoleon III. archäologische Sondierungen veranlasst. Genau dort setzte ich 1985 an und konnte dafür Hans Meier von der CMS und den Mäzen Karl Binding begeistern. So kam es, in Absprache mit den zuständigen französischen Kollegen, in den Jahren 1986/1987 zu zwei Grabungskampagnen bei Autun zwischen den Gemeinden Montmort und Armecy. Dabei wurden ein Befestigungsgraben römischer Truppen ebenso wie Keramik und Schuhnägel gefunden. In diesem Artikel wird auch auf die Untersuchungen in der Zeit Napoleons III. wie der Rezeption der Schlacht von Bibracte in der Schweiz eingegangen.



1984/1985 Erste grössere Sonderausstellung

Erasmus von Rotterdam (geb. 1466/1469) gilt in Basel bis heute als eine Art Stadtheiliger, zumal er hier länger wirkte und 1536 im Basler Münster begraben wurde. (Sein materieller Nachlass wurde übrigens zum Kern aller Basler Museen.) 1986 stand dessen 450. Todestag an. Vor diesem Hintergrund lud mich die Museumskommission 1985 vor und meinte: «*Sie sind der im Team, der noch eine Sonderausstellung hinbekommt.*» Kurz vorher war ich zum Vizedirektor ernannt worden. Der neue Auftrag beanspruchte mich neben der Abteilungsführung so stark, dass ich mich nicht auch noch für die Weiterentwicklung des ganzen Museums einsetzen konnte.

Erasmus' Bedeutung für Basel und die Kultur des Abendlandes war mir seit der Münstergrabung von 1974/1975 bekannt. Damals kamen immer wieder Besucherinnen und Besucher, auch aus Übersee, auf die Grabung. Sie wollten seinen Epitaph trotz Schliessung der Kathedrale sehen. Darunter war eine mit



Blumenstraus angereiste Japanerin. Sie wurde über Bretterstege zur Grabtafel begleitet und konnte dort still ihr Gebinde ablegen. Der Sarg von Erasmus mit seinem gut erhaltenen Skelett wurde im Verlaufe der Grabung überraschend an einem anderen Ort im Münster gefunden. Darin lag die S. 36 abgebildete Plakette.

Kommission und Direktion des Historischen Museums gaben mir 1985 freie Hand zur Gestaltung und Gewichtung der geplanten Sonderausstellung. Ich entschied mich für die Seite des Humanisten als «Vorkämpfer für Frieden und Toleranz». Diesen Schriftzug trug auch ein grosses Banner an der Museumsfront. Die Ausstellung konnte erstmals im Mittelschiff der Barfüsserkirche eingerichtet werden. Dazu gehörten zwei mir wichtige «lebendige» Pole: Die rekonstruierte Schreibstube des Gelehrten und die Druckerei Amerbachs. In letzterer hatte sich Erasmus oft aufgehalten und die Druckfahnen seiner Werke wie das berühmte «Lob der Torheit» korrigiert. Auf intensives Drängen liess sogar das Basler Kunstmuseum das Medaillon von Hans Holbein dem Jüngeren für die Ausstellung aus (abgebildet S. 36).



Ein kurzes Interview zur Ausstellung ist auf der Webseite furger.eu abrufbar.



Katalog zur Sonderausstellung «ERASMUS VON ROTTERDAM – Vorkämpfer für Frieden und Toleranz»

Im Verlauf des Jahres 1985 nahm die geplante Sonderausstellung über Erasmus Formen an. Versierte Basler Fachleute von der Universitätsbibliothek und vom Museum Papiermühle machten begeistert mit. So kam, auch mit Beizug von deutschen Forschern, in kurzer Zeit ein kompetentes internationales Team zusammen. Für einen Katalog waren allerdings die Fristen zu kurz, das teilte ich der Museumskommission anlässlich der Präsentation des ersten Ausstellungskonzeptes mit. Daraufhin wurde ich dazu gedrängt, auch den Begleitband auf die Ausstellungseröffnung hin fertigzustellen. Das gelang schliesslich mit knapper Not, dank effizient arbeitender Autorinnen und Autoren (Umschlag links). Zum ersten Mal in meinem Berufsleben konnte ich damit ein mir neues Thema bis zu einer fertigen Sonderausstellung begleiten und zum Abschluss mit einem wissenschaftlichen Katalog bringen.

Mein persönliches Fazit war damals: Flexibilität, auch wenn sie einem aufgedrängt wird, erschliesst neue Wege!



C.
**MUSEEN IN ZÜRICH UND
IN DER SCHWEIZ**

Neue Situation 1987

1986 wurde die Stelle des Direktors oder der Direktorin des Landesmuseums in Zürich ausgeschrieben; erstmals seit Jahrzehnten sollte kein Insider die alt-ehrwürdige Institution leiten. Man suchte angesichts der aktuellen Situation, wie S. 41 beschrieben, eine jüngere Person, die sich als Macherin oder Macher ausweisen konnte. Ich kannte das Haus in Zürich von zwei Treffen, erstens einem Seminar bei Emil Vogt um 1970, der dort nicht nur Direktor, sondern auch ein geachteter Schweizer Prähistoriker war, und zweitens durch die Zusammenarbeit mit dem archäologischen Atelier. Dabei war es um den schon genannten keltischen Goldschatz von Saint-Louis bei Basel mit Münzen und zwei grossen Halsringen gegangen (S. 32f.).



In Basel war ich gut aufgehoben, aber mir war auch klar: nicht für das ganze Berufsleben. Also schrieb ich eine Bewerbung und konnte den Sonderausstellungskatalog über Erasmus beilegen. Das überzeugte die Kommission des Landesmuseums mit ihrem Präsidenten, dem Zürcher Regierungsrat Alfred Gilgen, sekundiert vom Stadtpräsidenten Thomas Wagner und weiteren Mitgliedern aus der ganzen Schweiz. Bevor ich erneut nach Zürich zur Anhörung aufgeboten wurde, erfolgten Erkundigungen beim Basler Museumspräsidenten, der mein Engagement für das Kutschenmuseum und die Erasmus-Ausstellung hervorhob. Der Zufall wollte es, dass kurz vorher über diese ein Artikel in der New York Times erschienen war, den ich bei der zweiten Vorstellung in die Runde geben konnte. Schliesslich wurde ich im Alter von 38 Jahren vom Gesamtbundesrat auf den 1.1.1987 gewählt und in der Presse vorgestellt (Bild unten). Meine Wahl wurde von drei älteren Landesmuseums-Konservatoren, die sich ebenfalls beworben hatten, später als Affront empfunden. Dem zuständigen Bundesrat wurde von einem brieflich in Erinnerung gerufen, es sei doch Brauch, dass einer der Älteren aus der obersten Führungsebene *Primus inter pares* würde.



Das Zürcher Landesmuseum um 1900

Der Gebäudekomplex des Landesmuseums fügte sich bei der Einweihung im Jahre 1898 in die auslaufende Stilperiode des Historismus ein, wurde mit seiner Schlossarchitektur aber schnell von der Zeit überholt. Das Innere folgte einem systematisch konzipierten, chronologischen Rundgang von der Steinzeit bis zum Barock. Diese Grundordnung wurde im Laufe der Jahrzehnte sukzessive aufgehoben (S. 111). Damit ging eine Schwerpunkt-Verschiebung einher, von einem frühen Historischen Museum zu einem Museum für angewandte Kunst (mehr dazu S. 45). Der Flügel rechts neben dem hohen Turm hatte in der Grün-

dungszeit und bis 1935 die Zürcher Kunstgewerbeschule beherbergt. Für den in den 1890er Jahren schnell hochgezogenen Baukomplex war schon früh Beton eingesetzt worden, aber in einer Art, die bald danach zu statischen Problemen führte. Bodenabsenkungen und Risse im Bauwerk waren die Folge. Um 1900 war das Museum ringsum in eine parkähnliche Umgebung eingebettet. Das änderte sich durch die neue Walchebrücke von 1912/1913 mit entsprechendem Durchgangsverkehr und neuen Bahnhofsbauten. Aktuelle Masterpläne der Stadt Zürich sehen wieder eine Beruhigung der Umgebung und mehr Grün vor.





Episoden

Was für ein Bild hatte man in den 1980er Jahren in Fachkreisen vom Landesmuseum? Die Sammlungen waren ebenso hoch angesehen wie die Kennerschaft einiger dort arbeitender Fachleute. Gleichzeitig schwangen auch immer wieder Bezeichnungen wie «gestrig» und «Nachholbedarf» mit, die Presse sprach vom «Dornröschenschlaf des Märchenschlosses» in Zürich. Unter Kollegen hörte man, Spitzenkandidaten der Schweizer Museumsszene, wie ehemals am Landesmuseum tätige und mittlerweile andere Museen leitende Fachleute, würden sich wegen der «inneren Herzogtümer» dort nicht bewerben.

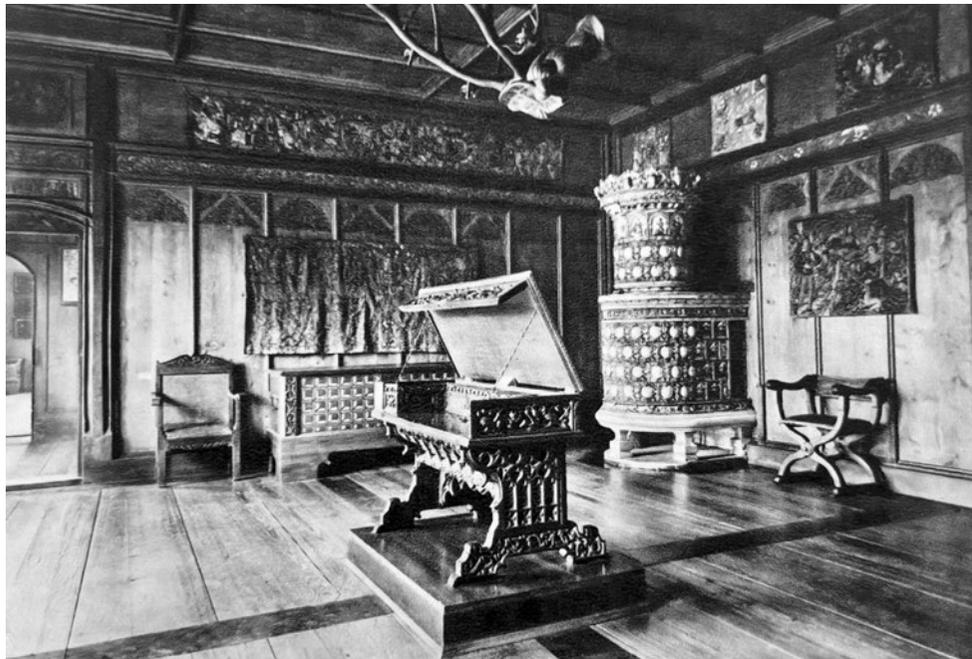
Es gab auch fachliche Kritik, etwa vom Basler Mittelalter-Historiker Werner Meyer. Dieser «Burgen-Meyer», bei dem ich in Basel Schweizer Geschichte studiert hatte, pflegte in der Vorlesung folgende Anekdote zum besten zu geben: *«In Zürich schleichen die Konservatoren durch die düsteren Museumsgänge. Viele Objekte sind gar nicht so alt, wie sie meinen. Kürzlich setzte sich ein beliebter Besucher verbotenerweise auf einen mittelalterlichen Scherenstuhl, der unter ihm zerbrach. Die Aufseher wussten nichts Besseres, als die Polizei zu rufen. Schliesslich stellte sich heraus, dass der Stuhl mehrheitlich eine Kopie des 19. Jahrhunderts war.»*

Meyer warf Zürcher Waffenexperten vor, alte Zuschreibungen unkritisch zu übernehmen. Dazu gehörte der legendäre Helm des Reformators Huldrych Zwingli, um 1900 ein Hauptobjekt des Museums und heute tatsächlich als «fake object» eingestuft. (Zuletzt besprochen von Jürg A. Meier und anderen in einer Arbeit von 2019: Heft 41 der «Geschichte der Schweiz. Fenster in die Vergangenheit».)

Echt oder falsch?

Oben: Zwingli zugeschriebener Helm mit späterer Inschrift.

Unten: «Zimmer aus dem Kloster Oetenbach, dat. 1521» aus einem Führer durch das Landesmuseum des frühen 20. Jh. mit einem Scherenstuhl rechts.



1987: Plötzlich Chef – und Nachholbedarf

Dem Landesmuseum in Zürich mit gut 100 Mitarbeitenden und dessen «Aussenstellen» in Gandria, in Wildegg sowie weiteren vorzustehen, galt als grosse Herausforderung. So wunderbar die in Zürich zusammengetragenen Sammlungen waren, die bekanntlich den Kern jedes Museums bilden, wurde aber nach und nach klar: Bau und Institution sind auch ein Sanierungsfall. Neben den bekannten Schwächen, wie bei ähnlichen in die Jahre gekommenen Institution auch, gab es nicht offen kommunizierten oder bislang übersehenen Nachholbedarf. Dazu gehörten neben dem maroden Bau in Zürich ein jahrzehntelang verschlepptes Platzproblem. Die seit der Zeit um 1900 aufgeschobenen Erweiterungspläne hatten zu einer Art «Pflasterlipolitik» geführt; da und dort in der Stadt sowie in der Region wurden Räumlichkeiten für Arbeitsplätze und Lager angemietet. Dazu kamen strukturelle Defizite. Im Vergleich mit weiter entwickelten, grossen Häusern in Europa hatte das Landesmuseum, wie einige andere Schweizer Museen, den Anschluss verpasst:

1. Fehlen von Sonderausstellungen sowie entsprechenden Sälen und Strukturen.
2. Mangelnde Integration des 20. Jh. in die Sammlungen und Aktivitäten.
3. Schlecht untergebrachte Sammlungsbestände, wie mittelalterliche Skulpturen direkt unter dem Dach des Hauptgebäudes, und Zehntausende nicht inventarisierte Objekte.
4. Innere Widerstände gegen die durch die Vorgängerin eingeleitete Anpassung der inneren Struktur an eine zeitgemässe Museumsorganisation sowie gegen die von deren Vorgänger eingeleitete Expansion in andere Landesteile, besonders in die Westschweiz.

Institutionell hatte das Landesmuseum innerhalb der Bundesverwaltung stets einen Sonderstatus. Bei der Gründung der Institution im Jahre 1892 delegierte der Bundesrat seine Kompetenzen weitgehend an die Landesmuseumskommission LMK. In dieser waren Stadt und Kanton Zürich prominent vertreten. (Sie hatten wichtige Sammlungen eingebracht und den 1898 eröffneten Bau finanziert.) Zur Kommission gehörten überdies Vertreter aus allen Landesteilen und der Landeskirchen, aber nur wenige aus Fachkreisen. Diese Kommission hatte 1986 entschieden,

die alte Tradition des inneren Nachrückens aufzugeben. Ein Hauptgrund war dabei das gescheiterte Projekt Prangins, vorgesehen als Nationalmuseum der Westschweiz (S. 86ff.).

Kontraste 1987

Rechts: Das neue Chefbüro mit Blick auf den «Platzspitz» genannten Park hinter dem Landesmuseum.

Unten: Drogenszene auf dem Platzspitz mit dem Landesmuseum im Hintergrund. Jahrelang wurde der «Needle Park» dort geduldet (S. 53).



Der Museumsbau als allgemeine Krux im Museumswesen

Das Landesmuseum war mit seinen Bauproblemen kein Einzelfall: Die Direktion eines grossen Museums repräsentiert zwar nach aussen die Institution als Ganzes und wird so wahrgenommen. Sie ist aber in der Regel nicht ganz «Herr im Haus». Denn der Museumsbau gehört bei öffentlichen Institutionen in der Regel zum Finanzvermögen eines Kantons oder des Bundes und wird vom entsprechenden Bauamt verwaltet und unterhalten. Obwohl die Architektur eines Museum ein entscheidender Faktor für seinen Erfolg ist, hat seine Direktion im Baubereich nur ein beschränktes Mitspracherecht. Sie muss sich weitgehend auf die Baubehörden verlassen und macht sich deshalb im Bauwesen weniger kundig. Diese Konstellation führte in einigen Fällen zu Skandalen, meist weil die Finanzierung, der Unterhalt oder die Anpassung des Baus an neue Standards unterschätzt wurden. Dazu gehören klimatische Massnahmen zum Schutz des Ausstellungsgutes, Rollstuhlgängigkeit oder Vorkehrungen für den Fall eines Erdbebens.

Für all das ist die Barfüsserkirche als Sitz des Historischen Museums Basel ein gutes Beispiel (Bild rechts). Schon die Wahl der gotischen Kirche in den 1890er Jahren als Museumsbau war aus heutiger Sicht ein Missgriff. Dann setzte eine wiederholt beobachtete, verhängnisvolle Entwicklung ein: Die Museumsleute sind zunächst dankbar, für ihre Sammlungen endlich eine eigene Liegenschaft zu bekommen. Bauliche Mängel werden zwar intern zunehmend bemerkt, die Direktionen scheuen sich aber während ihrer begrenzten Amtszeiten, tiefgreifende Problemlösungen anzugehen, weil sie erfahrungsgemäss zu längeren Schliessungen und zu massiven Kostenüberschreitungen führen können. Diese werden dann meist der Museumsdirektion angelastet. Auch grössere Teilrenovationen von historischen Gebäuden werden gerne vermieden, weil Diebstähle und Brände meist dann geschehen, wenn Gebäude eingerüstet sind, dort Dritte arbeiten und die Alarmanlagen nicht richtig funktionieren etc. Fazit: Bauprobleme werden über Jahrzehnte verschleppt, bis sie unübersehbar sind und in aufgezwungene Notmassnahmen münden.

So wurde die gotische Barfüsserkirche in Basel in den 1970er Jahren von Fachleuten als einsturzgefährdet taxiert und in der Folge notfallmässig geschlossen.

Hauptgrund waren Salzeinlagerungen im tragenden Steinwerk aus der Zeit, als die Kirche vorübergehend als Salzlager der daneben liegenden Zollstelle gedient hatte. Nicht nur die Statik der historischen Gebäude macht den Museumsverantwortlichen Probleme. Sie können oft nur schwer an erhöhte Sicherheitsbedürfnisse angepasst werden. Bei der Barfüsserkirche sind bis heute nicht alle Probleme gelöst.



Gravierende Bauprobleme in Zürich

Das Zürcher Landesmuseum wurde, wie erwähnt, in den 1890er Jahren schnell und mit einer nicht ausgereiften Beton-Bauweise realisiert. Das galt vor allem für den Kernbau, die Ruhmeshalle im Stil einer gotischen Kirche. Deren Aussenwände wurden zuerst hoch- und dann erst die Böden eingezogen. Bei einem stärkeren Erdbeben aber bauchen die Wände erfahrungsgemäss aus, die Bodenplatten verlieren ihre Verankerung und stürzen als Platten ab. Das erkannte man in voller Tragweise erst 1993. Vorher gab es im ganzen Baubereich schon deutliche Anzeichen wie Bodenabsenkungen bis zu 30cm und deutlich sichtbare Risse in tragenden Strukturen des Baukomplexes.

Das schadhafte Schloss erlebte zudem folgendes Schicksal: Der auf Rechnung Zürichs erstellte Bau ging um 1970 an den Bund und das dafür im Finanzdepartement verantwortliche «Amt für Bundesbauten» über. Zürich musste gleichzeitig eine grössere Summe an das Eidgenössische Finanzdepartement zur Sanierung der teilweise schon bekannten Baumängel überweisen. Die Bauschäden wurden trotz Handwechsels nicht genauer untersucht – ähnlich wie übrigens später im Schloss Prangins (S. 83). So kam es, dass die Probleme nicht grundlegend angegangen wurden und die genannte Entschädigungssumme in den Jahren vor 1987 für Fassadenreinigungen und Pinselrenovierungen im Inneren an die Museumsdirektion freigegeben wurde.

Damals wirkten schon erwähnte Phänomene mit; die Museumsleitungen wollten das Museum in «sauberer» Hülle bespielen und richteten ihre Projekte mittelfristig aus. Wer will sich schon in seiner kurzen Direktionszeit eine Totalsanierung zumuten? An ähnlichen Phänomenen war schon die seit der Zeit um 1900 vorgesehene Erweiterung gescheitert. Sogar der langjährige Direktor Fritz Gysi schaffte es zwischen 1937 und 1960 nicht, obwohl er in seinem Buch über das Landesmuseum 1948 (S. 26) zur Erweiterung geschrieben hatte: «Die Aufgabe ist erkannt; das Museum muss und wird sie erfüllen.»

Landesmuseum im Bau und Inneres

Rechts oben: Das Landesmuseum um 1894 im Bau.

Rechts unten: Der Kern des Museums von 1898 mit der «Ruhmeshalle» genannten Waffenhalle.



Heinrich Angst, seine Nachfolger und seine Nachfolgerinnen

Der legendäre Albert Knöpfli (1909–2002), Dozent für Denkmalpflege an der ETH Zürich, meinte 1987 bei einem gemeinsamen Rundgang: «*Aus jeder Ecke im Landesmuseum schaut mich ein anderer der ehemaligen Direktoren an, von denen ich noch einige kannte.*» Damit war gesagt: Das Innere des Museums war zu einer Aneinanderreihung von unterschiedlichen Einrichtungen und Geschichtsbildern geworden. Um den Zustand des Museums besser zu verstehen, vertiefte ich mich 1987 in die Geschichte des Hauses. Dabei wurde klar: Neben dem Zeitgeist hatten die persönlichen Ausbildungen und fachlichen Schwerpunkte der Leitungspersonen die Entwicklung des Hauses mitgeprägt.

Das Landesmuseum der Gründungsjahre war im Inneren noch kohärent durchstrukturiert, geprägt durch den Gründungsdirektor Heinrich Angst, damals in der Schweiz ein Museums-Pionier mit weitem Horizont. Seine Erfahrung als Generalkonsul der britischen Krone in der Deutschschweiz und England-Kenner prägte seine Konzeptionen mit. England war damals in Europa eine der fortschrittlichsten Nationen im Museumswesen, vor allem mit dem in London 1852 eröffneten «South Kensington Museum», heute «Victoria and Albert Museum», V&A. (England wollte Angst nach seinem Abgang in Zürich sogar als Leiter des V&A nach London holen.) Das Landesmuseum wurde gemäss des Zeitgeistes des Historismus als «nationales Bilderbuch» chronologisch aufgebaut. Es folgte dem damals gültigen Geschichtsbild (vor allem der ab 1884 von Karl Dändliker erschienenen «Geschichte der Schweiz»). Angsts Nachfolger Lehmann führte als sein ehemaliger Stellvertreter dessen Werk fort, die von ihm neu geschaffenen Abteilungen folgten aber nicht Zeitepochen, sondern Sammelgebieten. Der Basler Fritz Gysin, der als erster von aussen ins Museum kam, pflegte danach als Kunsthistoriker mehr das Kunsthandwerk und begann das Haus auch im Ausstellungsbereich mehr nach Sammelgebieten aufzufächern.

Unter Fritz Gysin wurde 1935 sogar die Archäologie aus dem chronologischen Rundgang ausgegliedert und in die nach dem Auszug der Kunstgewerbeschule frei gewordenen Räume disloziert. Mit Emil Vogt übernahm 1961 ein erfolgreicher Abteilungsleiter die Direktion. Er war stark als Universitätsdozent engagiert und

liess seinen Kolleginnen und Kollegen im Museum dementsprechend grosse Freiheiten. So verfestigte sich das Nebeneinander von verschiedenen Museen im Museum. Als Hugo Schneider das Projekt Prangins aufgleiste, wurde dies von ihm und seinem Vertrauten konzipiert und nicht durch ein abteilungsübergreifendes Team. In dieser Tradition wurde Jenny Schneider, die vorher lange erfolgreich vor allem die Textilabteilung geleitet hatte, 1981 Nachfolgerin. (Der damalige Innenminister Hans Hürlimann wollte erstmals eine Frau als Chefbeamtin.)

Liste der Direktionen des Schweizerischen Landesmuseums

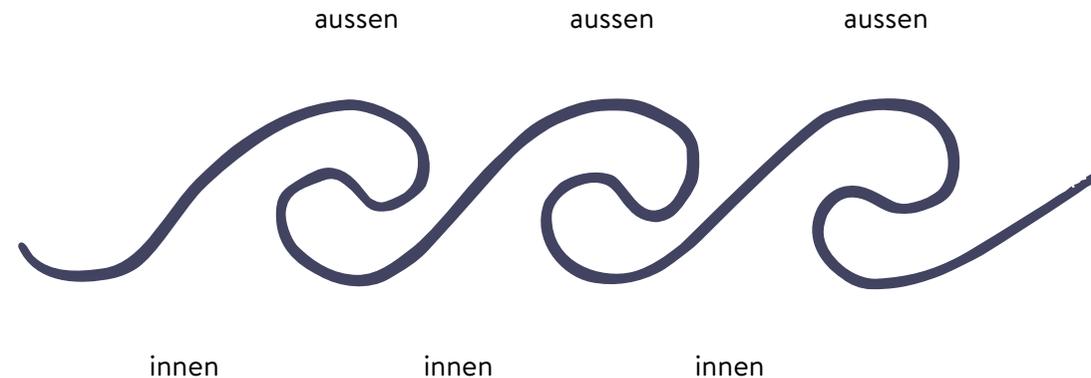
1. Heinrich Angst (1847–1922), 1892–1903 Vorbereitung des Projekts und Leitung, Kaufmann und Diplomat. In der Biographie über Heinrich Angst ist nachzulesen, wieviele Jahre es brauchte, bis das Landesmuseum, damals oft noch National- oder Zentralmuseum genannt, überhaupt zum Projekt wurde (Durrer 1948).
2. Hans Lehmann (1861–1946), Leitung 1904–1936, Germanist und Kunsthistoriker
3. Fritz Gysin (1895–1984), Leitung 1937–1960, Kunsthistoriker
4. Emil Vogt (1906–1974), Leitung 1961–1971, Archäologe
5. Hugo Schneider (1916–1990), Leitung 1971–1981, Historiker
6. Jenny Schneider (1924–2004), Leitung 1981–1986, Kunsthistorikerin
7. Andres Furger (geb. 1948), Leitung 1987 bis Juni 2006, Archäologe und Historiker
8. Andreas Spillmann, (geb. 1959), Leitung Juli 2006 bis März 2020, Nationalökonom und Kulturmanager
9. Denise Tonella, (geb. 1979), Leitung ab April 2020, Historikerin und Kulturwissenschaftlerin.

Mäandrierende Entwicklungen zwischen Innen und Aussen

Die Geschichte des Landesmuseums erlebte aus heutiger Sicht eine für Museen bekannte Entwicklung. Vor dem Hintergrund einer Nation auf der Suche nach ihrer Identität fand sich in den 1890er Jahren in Heinrich Angst eine Persönlichkeit mit viel Energie und klarer Vision eines ganz auf ein grösseres Publikum zugeschnittenen nationalen Museums. Danach folgte eher eine Phase der Weiterführung mit einer gewissen Tendenz, die Säle des Museums als Aneinanderreihung von Spezialsammlungen zu verstehen. Solche Entwicklungen hängen eng mit den beiden Grundfunktionen eines Museums zusammen: Sammeln und Ausstellen. Weil diese beiden Pole weit auseinander liegen, kommt es zu mäandrierenden Bewegungen zwischen «aussen und innen». Bei einem neuen Museum rückt naturgemäss zunächst das Ausstellen in den Vordergrund, dann eher wieder die innere Weiterentwicklung rund um die Sammeltätigkeit und so fort. (Ähnliches machten andere Museen durch, etwa das Historische Museum Basel.) Die Skizze rechts symbolisiert diesen Prozess.

Dabei beeinflussen die persönlichen Neigungen der Leitungspersonen die Entwicklung mit. So kann es zu folgenden Abläufen kommen: Auf einen Kraftakt durch eine dynamische Persönlichkeit folgt die innere Konsolidierung mit Konzentration auf das «Tagesgeschäft», bis wieder eine Phase mit neuen Impulsen anschliesst. Bekanntlich gibt es Menschen, die eher zu starrem und solche, die eher zu flexiblem Denken neigen. Erstere haben mehr Mühe, Veränderungen anzunehmen als letztere. Das erlebte auch der schneidige Hugo Schneider mit den von ihm angeordneten UmDispositionen im Dauerausstellungsbereich und grösseren Sonderausstellungen (S. 108f.). Er war es auch, der neben anderen Aussenstellen Prangins als Sitz in der Westschweiz auswählte. Wie mir ältere Mitarbeitende berichteten, stiess die Idee eines zweiten Landesmuseums bei manchen Kuratoren auf Widerstand; sie mussten anfänglich zu Reisen dorthin fast gedrängt werden.

Zeitsprung: Das Museums-Dilemma, die beiden beschriebenen Pole zwischen Aussen- und Innenorientierung im Team unter einen Hut zu bringen, wurde 2012 im Museum Alimentarium von Vevey mit einer erfahrenen Unternehmensberaterin angegangen. Sie testete aus eigenem Antrieb und ohne dies zunächst explizit zu nennen, die Vertreterinnen und Vertreter der Führungsebene auf eher extro- oder introvertierte Dispositionen und konfrontierte in der Folge uns Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops mit ihrer Einschätzung. Zunächst waren die als eher introvertiert eingestuften enttäuscht. Dies änderte sich aber bald, als die psychologisch versierte Frau ihr Fazit bekannt gab: Die ausgewogene Zusammensetzung eines Museumsteams aus eher intro- und eher extrovertierten Persönlichkeiten macht den Erfolg eines solchen Unternehmens aus, weil dieses mit seinen unterschiedlichen Aufgaben beides braucht (dazu auch S. 119f.).



Bildhafter Vergleich zur wechselnden Entwicklung von Museen zwischen innen und aussen.

Der «laufende Hund» ist als Symbol ein Mittelding zwischen mäandrierendem Fluss und sich überschlagender Welle.

Sammeln als Primat: Sonnen- und Schattenseiten

Ursprünglich waren die um 1900 gegründeten Historischen Museen der Schweiz reine Ausstellungshäuser. Alle Sammlungsobjekte waren ausgestellt oder in Schubladen unter den Vitrinenkommoden eingereiht. Dafür war ein kleines, männliches Team verantwortlich, neben dem Direktor und seinem Assistenten meist nur das Aufsichtspersonal. (Im Landesmuseum waren das zunächst meist pensionierte Schweizergardisten.) Im Laufe der Zeit kamen AkademikerInnen dazu, denen jeweils ein Sammelgebiet übertragen wurde, damals noch Konservatorinnen oder Konservatoren genannt. Diese begannen intensiv zu sammeln, zumal im sich schnell entwickelnden 20. Jh. viel Kulturgut zu retten war. So kam es zu wichtigen Sammlungsbeständen, die vor Vernichtung, Zerfall oder Zweckentfremdung bewahrt wurden. Gleichzeitig wurde der alte Grundsatz, Sammeln zum Ausstellen, abgeschwächt. Immer mehr Objekte landeten in nur fürs Personal zugänglichen Depots. Damals begann das, was man heute auch «gatekeeping» nennt (vgl. S. 135).

SammlungsleiterInnen handelten dem Zeitgeist entsprechend. Dazu gehörten enge Beziehungen zu entsprechenden privaten Sammlerkreisen; sie machten gewissermassen dasselbe wie jene, aber mit Staatsgeld. Gewisse Sammler bekommen bekanntlich kaum je genug. So kam es, dass heute Depots historischer Museen von Objektgruppen wie barocken Möbeln überquellen, die damals begehrt waren, aber heute und auch künftig nicht mehr in Serie ausgestellt werden.

Das intensive Sammeln führte zu Verdichtungen im Ausstellungsbereich und zu einer Art begehren Sammlungen mit vielen Varianten von ähnlichen Objekten. Dabei ging in Zürich der Grundgedanke verloren, dass die verschiedenen Sammlungen eine Epoche widerspiegeln und in einen Zeitstrang eingebettet sein sollten.

Hatten sich die Gründungsväter der frühen Historischen Museen ihr Wissen noch selbst angeeignet, waren die jüngeren Kuratorinnen und Kuratoren

Abgänger von Universitäten. Sie übernahmen deshalb gerne den Wertekanon ihrer akademischen Lehrerinnen und Lehrer mit in ihre Museumslaufbahn. Akademische Anerkennung kam einem eher zu, wenn man Objekte sammelte, bearbeitete und publizierte, die auch der Professorenschaft wichtig waren. So kam es zu feinen informellen Abstufungen innerhalb der internen Hierarchien. Die Zuständigkeiten für Bereiche der Kunst und der angewandten Kunst galten als prestigeträchtiger als für Sammlungsgebiete aus Alltagsgegenständen. Oft bewahrten die Direktoren eine «wichtigere Abteilung» für sich selbst.

Ich war wohl der erste Chef des Landesmuseums, der nicht auch noch selbst ein Sammlungsressort führte, auch nicht die Archäologie. Das war für mich ein Verzicht, aber auch Absicht. Ich wollte unvoreingenommen für das Ganze denken und handeln können.

Zusammengefasst: In der Frühzeit der historischen Museen wurde gesammelt, um auszustellen. Dann wurde Sammeln zum Primat, manchmal gar zum Selbstzweck. Dieser Tendenz begann die innere Organisation nach Sammelgebieten zu folgen. Die neuen Abteilungen prägten fortan die Ausstellungssäle als Spiegel der Sammlungen. Dabei ging die ursprüngliche Gesamtkonzeption der frühen kulturgeschichtlichen Museen verloren.

Solche Prozesse gibt es auch heute noch. Es ist für die Spitzen von grossen Museen leichter, ihre Häuser fraktioniert zu führen als zentral gesteuert einzurichten und zu unterhalten. So kann es zu sektoriellen Einrichtungen kommen, die weniger besucherorientiert ausgerichtet sind (vgl. S. 111).

Entsprechende Entwicklungen auch in Zürich

Solche Entwicklungen machte auch das Landesmuseum in Zürich mit. Bei meinem Amtsantritt 1987 traf ich folgende Situation an: Die Abteilungen verwalteten riesige Sammlungen. Sie wurden grossmehrheitlich von ausgebildeten Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern geführt. Diese betreuten die ihnen zugeteilten Depots in Eigenregie. Im 20. Jh. waren die Sammlungen derart angewachsen, dass im Laufe der Zeit die hintersten Keller und Dachböden des Museumsschlosses als Depoträume dienten.

Den Abteilungen wie Waffen, Textilien etc., waren Ausstellungssäle zugeteilt, die sie ebenfalls in Eigenregie einrichteten. Das ging bis zur Typographie der Anschriften. (Szenografie als Beruf gab es damals in der Schweiz noch kaum.) Die Gespräche und Entscheide an der wöchentlichen Leitungssitzung drehten sich mehrheitlich um Ankäufe und Erwerbungen. Diese machten auch den grössten Teil der gedruckten Jahresberichte aus. Bref: Das Landesmuseum war eine Art Summe von nebeneinander funktionierenden, sammlungsorientierten Abteilungen geworden, mit einem hohen Grad an Abteilungsautonomie bis hin zur Selbstermächtigung.

Ein Vorfall von 1990 dazu: Der frühere Journalist Alfred Defago, eben zum eidgenössischen Kulturchef ernannt, besucht seinen ehemaligen Studienkollegen, einen geachteten Numismatiker im Landesmuseum: «Wie gehts?» «Gut, heute ist Montag und damit der schönste Tag dieser Woche, das Museum ist geschlossen und man kann in Ruhe arbeiten!» Das sass. Besucherinnen und Besucher waren gewissermassen zur geduldeten Randerscheinung geworden, die an der akademischen Arbeit der Museumskader teilhaben durften. Ihre Bedürfnisse waren sekundär. (Erst 1999 kam es zu systematischen Befragungen im Rahmen der empirischen Sozialforschung, siehe dazu S. 93.)

Informelle Strukturen und Vorgesetztskepsis

Die Tendenz, das Museum als eine Art Akademie für Archäologie, Angewandte Kunst, Numismatik etc. zu verstehen, führte auf der informellen Ebene zu einer Institutionsform ähnlich einer Universität mit ihren Fakultäten und der koordinierenden Regenz. Fachleute sprechen bei solchen Strukturen, die man vor allem in Genossenschaften antrifft, auch von der «umgekehrten Pyramide». In solchen Strukturen kann das Denken und Handeln für diese oder jene Sparte wichtiger werden als für das Ganze. Haben sich Substrukturen einmal eingenistet, wird der Umgang mit diesen schwierig.

Das erlebte meine Vorgängerin. Als sie 1981 von der Kuratorin zur Chefin aufstieg, diese Rolle ernst nahm und Verwaltungsfachleute zuzog, die mehr steuern wollten, wurde ihr das Leben von ehemaligen Kollegen schwer gemacht. (Bei Amtsantritt bekam ich auf Geheiss der Landesmuseumskommission ein Organigramm vorgelegt, in dem renitente Abteilungsleiter farblich hervorgehoben waren.)

Es gehörte fortan in manchen Mitarbeiterkreisen zum guten Ton, die Direktionszeit von Jenny Schneider schlecht zu reden, ebenso wie zuvor die von Hugo Schneider mit seinem Expansionskurs (S. 51 und 108f.). Vorgesetztenkritik ist in Kulturbetrieben recht verbreitet, da «man» ja am besten weiss, wie man sein Ressort zu meistern hat. Sie kann besonders dann vermehrt aufkommen, wenn Autonomien oder andere Privilegien in Frage gestellt werden. Weniger kritisch beurteilt wurden Chefs wie Vogt, die den Abteilungen weitgehende Freiheiten liessen, als die beiden Schneiders mit ihren neuen Führungsansprüchen (S. 51). Die Spitzen des Landesmuseums wurden aus heutiger Sicht zuweilen mit einem gewissen Tunnelblick beurteilt. Die positiven Seiten der Führungsarbeit durch die Museumsspitze, wie beispielsweise neue Häuser oder strukturelle Anpassungen, wurden leicht ausgeblendet und persönliche Schwächen, wie sie jede Führungsperson hat, betont (vgl. S. 132).

Schloss und Domäne Wildegg im Kanton Aargau

Das erste Jahr als Landesmuseumsdirektor war anstrengend. Darüber führte ich ein persönliches Tagebuch. Bis wir als Familie ein Haus bei Zürich mieten konnten, pendelte ich zwischen Zürich und Basel. Der Zufall wollte es, dass das Schlossmuseum Wildegg auf halbem Weg lag. So kam es, dass ich dort öfters in einem Anbau des 19. Jh. übernachtete, längere Abendspaziergänge in der Domäne unternahm und mich mit der Geschichte der Anlage und den ehemaligen Bewohnern zu befassen begann. Dazu gehörten Dokumente der letzten Vertreterin der Familie von Effinger mit Vornamen Julie, die Schloss und Domäne dem Landesmuseum vermacht hatte (dazu S. 110f.).

Über die Anlage gab es als Information für Besuchende bislang nur eine dünne Broschüre, also machte ich mich an die Arbeit für einen neuen Führer (Bild

S. 49 mit dem Schloss). Dazu kam die kommentierte Transkription der Chronik der ehemaligen Bewohnerin Sophie von Erlach aus der Zeit um 1820 (Bild S. 49 mit dem roten Einband). Von Erlach hatte das unten abgebildete «Cottage» unterhalb des Schlosses errichten lassen. Dieses bislang als Ferienhaus an Dritte vermietete Gebäude wurde wieder mit historischen Möbeln eingerichtet und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dazu kamen in der Scheune rekonstruierte Kammern von Bediensteten. All das folgte gezielt dem «Roten Faden» der Chronik. Dann kam die Umgebung an die Reihe. Nachdem der Südhang mitsamt dem ummauerten Schlossgarten mit einer Niederstamm-Obstbaupflanzung bepflanzt worden war (vor meiner Zeit), wurden die alte Rebanlage rekonstruiert und ein Konzept für den historischen Gemüsegarten ausgearbeitet. Dieser wurde unter der Ägide von Regula Zweifel realisiert (Bild links). Dazu trug eine einfache Überlegung bei: Es gibt mindestens so viele Liebhaberinnen und Liebhaber von historischen Gärten wie von Schlossmuseen und beide Angebote ergänzen sich gerade für Familien bestens.



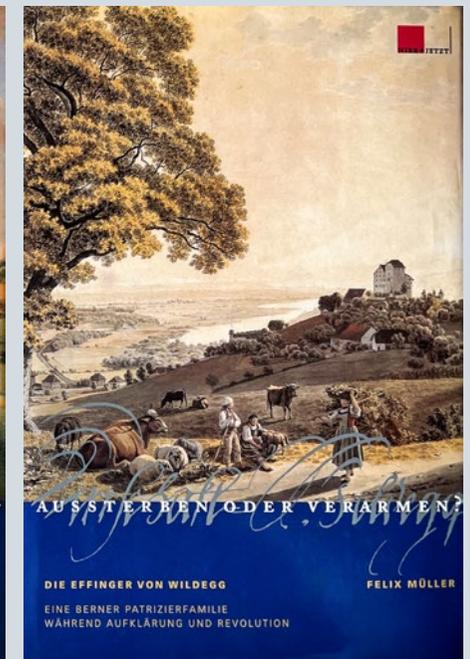
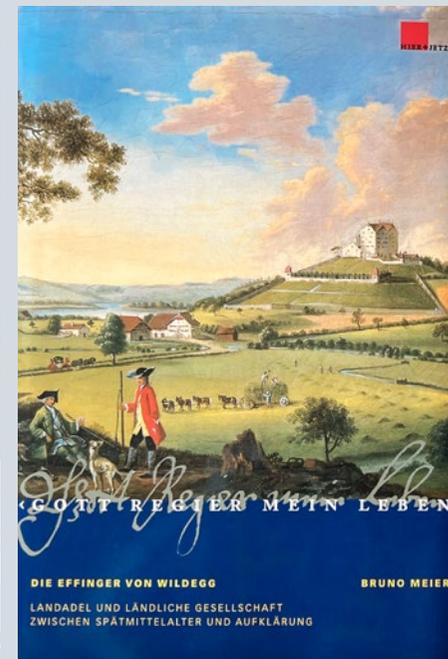
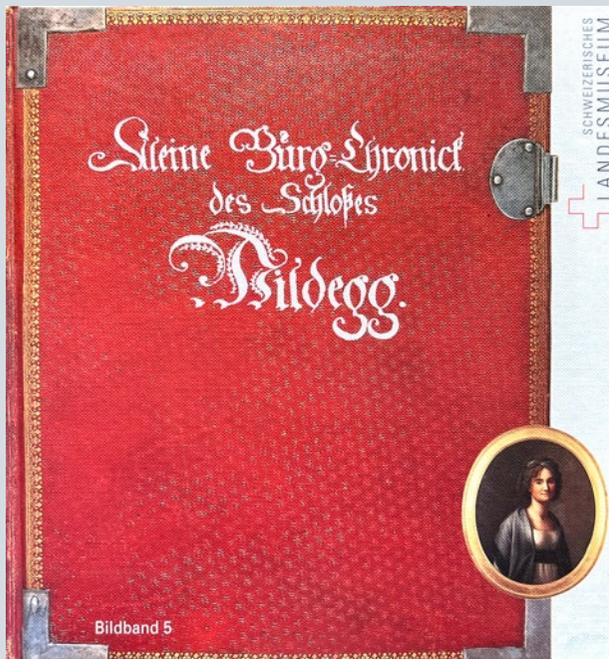
Publikationen zu Wildegg und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern

Im beim deutschen Westermann-Verlag 1988 erschienenen Führer zum Schloss Wildegg wurden alle Räume der Schlossanlage und sehenswerte Orte der Domäne beschrieben. Der handliche Band wurde 2004 neu aufgelegt und ist heute vergriffen.

1994 erschien in der neu geschaffenen Serie «Album» des Landesmuseums die von mir kommentierte Transkription der Chronik der Sophie von Erlach, geb. von Effinger. Sie beschrieb darin Schloss und Domäne im Zustand der Zeit um 1820 und gab damit einen lebendigen Einblick in das Leben einer patrizischen Berner Familie auf ihrem Sommersitz im Aargau nach der Französischen Revolution. Dabei kam auch die ältere Geschichte ihres Geschlechts zur Sprache. Das Album ist vergriffen, ein Digitalisat kann unter B5 auf den Webseiten furgerer.eu oder academia.edu abgerufen werden.

Im Archiv von Schloss Wildegg wurden wichtige Archivalien zur Familie von Effinger und ihren Verwandten aufbewahrt. Zu deren Auswertung suchte ich Historiker aus der Region. So kam es im Auftrag des Landesmuseums zu den beiden unten abgebildeten Bänden von Bruno Meier und Felix Müller. Sie erschienen im Verlag «HIERUNDJETZT».

Noch unbearbeitet sind die im Schlossarchiv erhaltenen interessanten Aufzeichnungen der Julie von Effinger. Sie führte als Frau ein für ihre Zeit eigenständiges Leben und war eine Schweizer Pionierin der Emanzipation, die es noch zu würdigen gilt. – Zum Umgang mit ihrem Legat wird auf S. 112f. Stellung genommen.



Der Nachbau eines keltischen Streitwagens im Experiment

1985 hatte ich im Rahmen eines persönlichen kleinen Forschungsprojektes an der Rekonstruktion von keltischen Streitwagen zu arbeiten begonnen. Der links abgebildete römische Denar der Zeit um 50 v. Chr. zeigt ein solches Gespann mit Wagenlenker und Krieger. Die Räder des Nachbaus wurden nach dem Vorbild des Gipsabdrucks eines Fundes von La Tène im Landesmuseum hergestellt. Das Hauptziel war der praktische Nachweis der Fahrbarkeit eines von einem alten Wagner ausgeführten rekonstruierten Streitwagens mit schwingend aufgehängter Plattform. Der Test mit dem Nachbau begann an einem Wochenende im Herbst 1987. Auf einem Stoppelfeld bei Basel spannte Daniel Würgler seine Pferde vor und setzte sich als Fahrer vorne hin. Ich stellte mich als Krieger mit Schild und Lanze hinten auf die Plattform. Zunächst ging alles gut, auch der anschließende Galopp. Bis ich das nachahmen wollte, was Caesar beschrieben hatte: Der Krieger klettert vor dem Angriff über die Deichsel auf das Rückenjoch

und wirft von dort im Fahren die Lanze auf seinen Gegner. Sobald die Lanzen spitze ins Blickfeld der Pferde kam, schossen diese vor und katapultierten mich rücklings zu Boden. Wagen und Geschirr wurden später wohl erhalten in die Schausammlung des Museums integriert. Dieser Bogenschlag vom Archäologen zum Wagenhistoriker wurde in der «Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte», Band 50, 1993 publiziert. Der Wagen fand Eingang in den Katalog der Sonderausstellung «Les Celtes» in Venedig: «Le char de combat – la reconstruction au Musée National Suisse», Bompiani, 1990, S. 356–359 und in zahlreiche Überblickswerke. Der Nachbau war lange in der Zürcher Dauerausstellung ausgestellt, wurde dann aber nach meiner Zeit ins Depot verschoben.

(Als E-Paper ist der Artikel auf den Webseiten academia.edu oder furger.eu unter C2a digital abrufbar.)

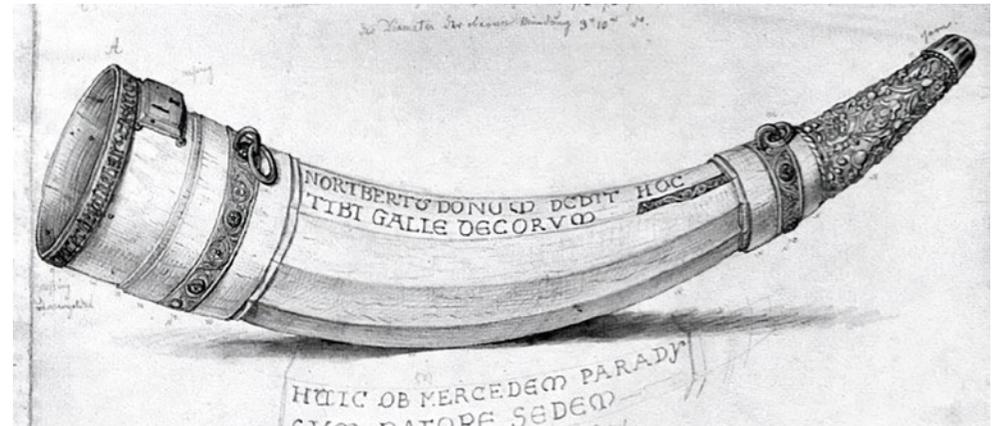
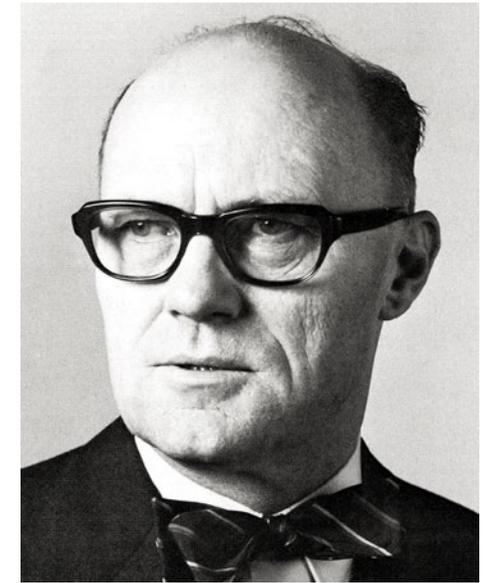


Auf Herz und Nieren geprüft und zum Verhältnis Zürich vs. Bern

Zurück zu Erlebnissen in Zürich im Jahre 1987. In den ersten Monaten wollten zahlreiche Zürcherinnen und Zürcher wissen, wer jetzt «ihrem» Museum vorstehe. (Das Landesmuseum wurde damals mehr als heute auch als Kantons- und Stadtmuseum Zürichs verstanden.) Darunter war der legendäre Alt-Stadtpräsident «Stapi» Emil Landolt, ein alter witziger Herr, der einst geschickt den maroden Landesmuseumsbau der Eidgenossenschaft angeordnet hatte (S. 43). Zu den Besuchern gehörte auch der Vorgänger Hugo Schneider, ehemaliger Oberst und Mitglied einer damals tonangebenden Partei Zürichs. In seiner direkten Art stellte er präzise Fragen bezüglich Rang im Militär (Antwort: Rotkreuz-Soldat), Partei (Antwort: keine) und Studentenverbindung (Antwort: keine). Seine Reaktion: *«Macht nüüt – i bi dr Hugo!»*

Meine Vorgängerin Jenny Schneider, auch eine Baslerin, die mich liebenswürdigerweise da und dort in Zürcher Kreise einführte, warnte mich als erstes, das spitze Baseldeutsch könne in Zürich als überheblich wahrgenommen werden und meinte gleichzeitig in typisch altbaslerischer Manier: *«Pass uff, dass dir d’Konservatore nit uff d’Kappe schiisse!»*

Gemeint war eine bestimmte Gruppe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, unter der sie als Frau und Chefin gelitten hatte (dazu S. 47). Sie hatte nach ihrer Wahl beim vorgesetzten Departement des Inneren auf die Unterstützung von Verwaltungsfachleuten der Bundesverwaltung gepocht. So kam es zum Zuzug eines neuen Vizedirektors samt Assistenten und eines erfahrenen Personalchefs aus anderen Bundesbetrieben. Diese konnten sich allerdings intern nur schwer durchsetzen. Das hing mit der gewachsenen inneren Struktur des Landesmuseums zusammen. Zur Vorgängerin und zum Vorgänger entstand ein gutes persönliches Verhältnis. Ich hielt sie über die strategischen Pläne persönlich auf dem Laufenden. Hugo Schneider starb indessen bald; ich durfte ihn im Grossmünster mit anderen als Historiker würdigen. Jenny Schneider verabschiedete sich von Zürich und zog sich etwas enttäuscht nach Basel zurück.



Blick zurück

Oben: Jenny Schneider und Hugo Schneider.

Unten: Ein Hauptobjekt des Sammlungsbestandes: Olifant aus den Klöstern Rheinau und St. Gallen des 11. Jh. nach einer Zeichnung von 1823. Dieses Objekt wurde 1986 aus einer ungesicherten Vitrine gestohlen und ist bis heute nicht mehr zum Vorschein gekommen (dazu S. 53).

Gute Aufnahme im kulturaffinen Zürich

Für eine gute Aufnahme in der kulturaffinen Zürcher Gesellschaft hatte sich auch meine Vorgängerin eingesetzt. Enge Beziehungen waren aus zwei Gründen angezeigt: Aus diesem Kreis kamen besonders wichtige Gönner (zum Hirzel-Legat S. 75), und das Landesmuseum ersetzte seit der Gründung ein historisches Stadt- und Kantonsmuseum in Zürich. Nur vereinzelt war eine gewisse Reserviertheit gegenüber dem Bundesmuseum spürbar. Etwa als ich vorschlug, dem Landesmuseum ein grosses Gemälde von Heinrich Füssli zum Rütlichschwur zur Verfügung zu stellen, das aus dem Stadthaus entfernt werden sollte. Es kam ins Kunsthaus. Eine gewisse Konkurrenz zur Kunsthaus-Direktion wurde dann spürbar, als ich mit dem Künstler Max Bill (1908–1994), dessen Sohn ein Archäologie-Kollege von mir war, Kontakt aufnahm. Es ging um die Planung einer Sonderausstellung mit Schwerpunkt zu Bills Wirken im Designbereich aus Anlass seines 80. Geburtstags. Darauf sah sich das Kunsthaus seinerseits unter Zugzwang. Das wurde schliesslich dem Künstler zu viel, und die Pläne versandeten. Ein Mäzen des Landesmuseums, der Genfer Yves Oltramare-von Schulthess, suchte damals eine neue Funktion für das von seiner Frau geerbte Schloss auf der Halbinsel Au. Das schlug ich dem Künstler vor, er fand es zu abseits gelegen; Bills Nachlass wurde schliesslich ohne eigenes Museum zwischen Erben aufgeteilt.

Im Rahmen einer Mitgliedschaft im ältesten Rotary-Club der Schweiz kam ich mit einigen Vertretern der damaligen Elite Zürichs und der Schweiz in Kontakt, vor allem aus den Bereichen Banken und Unternehmen. So bekam ich als Zeitzeuge den Einfluss der Wirtschaft auf die Politik mit. Recht traditionelle Tendenzen waren nicht zu übersehen. Als die Aufnahme von Frauen in den Club lange auf sich warten liess, trat ich aus.

Ein Erlebnis zum politischen Klima damals: 1988 wurde Rudolf Reichling (SVP) aus Stäfa Nationalratspräsident und damit höchster Schweizer. Bei der Feier zu dessen Wahl sass ich an einem Tisch mit Carl Miville (1921–2021), damals ein bekannter und witziger SP-Ständerat von Basel-Stadt. Vis-à-vis hatte ein SVP-Nationalrat Platz genommen. Der fragte Miville: *«Ihr Vater war doch auch schon im Rat?»* *«Ja sicher!»* war die Antwort. Und: *«Auch für die SP?»* Dann: *«Nein, für die Kommunisten!»* Damit war das Gespräch beendet, und wir konnten uns weiter unterhalten.

In meiner Wahrnehmung gab es in der Zürcher Gesellschaft mehr Konservative als in Basel. Von diesen unterstützten einige das Landesmuseum tatkräftig. So setzten sich Nationalräte aktiv für die Aufstockung des Museums-Ankaufskredits ein.

Umgekehrt war die 1980er Bewegung in Zürich stärker als in Basel und hallte dort länger nach. Das Landesmuseum hatte bei den sogenannten Jugendunruhen um 1980 eine umstrittene Position eingenommen. Hugo Schneider, der gut mit dem Zürcher Polizeichef bekannt war, liess Ausfälle von Polizei-Grenadieren aus dem geschlossenen Museumshof auf davor versammelte Demonstrantengruppen zu; dabei verlor im Vorhofbereich eine Frau ein Auge durch Gummigeschosse.

Hugo Schneider wurde in der Folge einmal fast von der Walchebrücke gestossen und musste bei abendlichen Belagerungen des Museums sicherheitshalber im Büro übernachten. Seine Frau reichte dann frische Wäsche durch das geschlossene Gitter unter dem Torturm, wie sie mir nach seinem Tod erzählte.

Der «Needle-Park» hinter dem Landesmuseum

In der Mittagspause ass ich gerne ein Sandwich im Grünen. Dazu bot sich im erstem Jahr in Zürich der Platzspitz-Park hinter dem Museum an. Das ging einige Male gut, bis die Polizei in grösserer Formation auftrat und alle, die sich dort aufhielten, einkreisten und in Reih und Glied zur Personenkontrolle antreten liessen. So stand ich dann zwischen abgemagerten Gestalten in der Kolonne und sah erstmals aus der Nähe deren Verletzungen, vor allem vereiterte Arme infolge häufigen Spritzens.

Damals wurde das Gelände hinter dem Museum immer mehr zum nationalen Umschlagplatz für harte Drogen. Mit der Zeit konnte man den Park nicht mehr allein gefahrlos betreten. Dabei bemühten sich einige Zürcher PolitikerInnen um Linderung der Situation. Dazu gehörte die Stadträtin Emilie Lieberherr, mit der ich gut bekannt war. Sie stammte aus Erstfeld, meinem Heimatort. Als sie mit einer Urner Delegation zu mir ins Museum kam, wollte sie diesen auch den Platzspitz zeigen. Also ging ich mit der Gruppe Richtung zentralem Pavillon, bis wir bedrohlich eingekreist wurden. Die Situation entspannte sich sofort, als einer der Wortführer rief: «*Höred uf, es isch d'Emilie*». Damals betraten Polizisten die Drogenszene nur noch in grösseren Formationen. Einige Drogenhändler waren bewaffnet und setzten ihre Pistolen auch ein. Davon zeugten drei Einschusslöcher in den dicken Fensterscheiben meines Büros.

Das menschliche Leid auf engem Raum war schwer zu ertragen. Kein Einzelfall: Abends kamen zwei junge Frauen, eine mit Fahrrad, zum Kiosk unterhalb meines Bürofensters. Ein Dealer trat hinzu, die eine nickte, wollte mit dem Fahrrad mit ihm in den Park, die andere versuchte erfolglos sie davon abzuhalten, mit den Händen am Lenker. – Einige Drogenkonsumierende beschafften sich Geld durch Prostitution. So kam es, dass ein Zuhälter seine Freundin tagelang genau

vor dem Museum zum Kundenfang am Strassenrand platzierte. Alle Gespräche nützten nichts, die Polizei riet uns ab, selbst einzugreifen.

Der Drogenumschlagplatz hatte mehrere Jahre direkte Auswirkungen auf den Museumsbetrieb. Vor dem Umbau meines Büros kam nicht nur das Amt für Bundesbauten wegen der neuen Inneneinrichtung vorbei, sondern auch zwei Herren der Bundesanwaltschaft. Sie entschieden, dass das Büro aus Sicherheitsgründen mit einer Fluchttüre ausgerüstet sein müsse und in der davor liegenden Kanzlei ein diskreter Alarm direkt zur Polizei einzurichten sei. Damals war auch der Verlust des S. 51 abgebildeten Olifants noch nicht verdaut. Es bestand seitens der Stadtpolizei neben dem Verdacht einer internen Beteiligung auch die Vermutung, ein Drogensüchtiger könnte das wertvolle Objekt aus der zufällig nicht verschlossenen Vitrine mitgenommen und es dann als «nicht weiterverkäuflich» im Wasser entsorgt haben. Deshalb suchten Polizeitaucher die Limmat vor dem Museum ab, leider ohne Erfolg.

Auch ich liess fischen, auch ohne Erfolg: In den beiden (heute nicht mehr vorhandenen Weihern) hinter dem Museum entsorgten Drogenkonsumierende ihre Spritzen, Löffel, Feuerzeuge und andere Utensilien in Massen. Um das Phänomen des Drogenkonsums als Zeiterscheinung auch in Form von Objekten dokumentieren zu können, liess ich vom Museumsabwart bei niedrigem Wasserstand einige dieser Relikte aufsammeln. Als ich später für eine Ausstellung nachfragte, kam der ernüchternde Bescheid, die ganze Sammlung sei als «*gruusig*» entsorgt worden. – Der Spuk des international bekannten «Needle-Park» oder «Triangle de l'enfers» im Platzspitz-Park endete erst 1992 durch eine Verlagerung der offenen Drogenszene limmatabwärts.

Konservieren statt restaurieren und erste Ausweichliegenschaft

Die internationale Museumsszene machte im Verlaufe des späten 20. Jh. eine schnelle Entwicklung durch. Dazu gehörten auch neue Standards zur Behandlung von historischen Objekten: Weniger restaurieren, mehr konservieren war die Devise der «preventive conservation». (*«All measures and actions aimed at avoiding and minimizing future deterioration or loss.»*) Lange, zu lange hatte man vorher in die Originalsubstanz von Sammlungsobjekten eingegriffen und sie auf neu getrimmt (vgl. S. 39). So weit ging man um 1987 zwar nicht mehr, aber es blieb eine Tendenz, ältere Objekte wieder in einen «ausstellungswürdigen» Zustand zu versetzen. So wurden mittelalterliche Waffen blank geschliffen. Ein angestellter Restaurator war etwa im Landesmuseum jahrelang damit beschäftigt, wertvolle frühneuzeitliche Glasgemälde, ein international anerkannter Sammlungsschwerpunkt des Landesmuseums, auszubleien und mit Ruten aus neuem Blei zu versehen. Nach Besuchen in dessen Atelier begann ich mich in Königsfelden bei entsprechenden Spezialisten zu erkundigen und erhielt die klare Auskunft, dies sei zu unterlassen. In der Folge kam es zu einem Gespräch mit dem zuständigen Konservator und «seinem» Restaurator, der in der Folge beleidigt war.

Die Restauratorinnen und Restauratoren des Landesmuseums waren damals den entsprechenden Abteilungsleitungen unterstellt. Diese waren in Konservierungsfragen selbst oft nicht auf dem neuesten Stand und liessen ihren MitarbeiterInnen gut gemeint freie Hand. Diese, darunter einige Handwerker ohne längere Zusatzausbildung, gehörten noch der Generation des «learning by doing» an und arbeiteten nach bestem persönlichem Wissen und Gewissen. Damals erst wurde ein nationaler Verband gegründet, der die Aus- und Weiterbildung nach internationalen Standards verbesserte.

Besser funktionierte es in der archäologischen Abteilung. Dort war das Landesmuseum dank dem in der Ära Vogt eingerichteten kleinen Forschungslabor national führend. Der Chemiker Bruno Mühlethaler hatte sich mit der Konservierung von neolithischem Nassholz sogar international einen Namen gemacht. (Damals standen sogenannte Pfahlbaufunde im Zentrum.) Im Archäologie-Atelier waren auch jüngere Leute tätig, die sich weiterbilden wollten. Dazu gehörte Markus Leuthard. Er wurde auf Kosten des Museums in führende Ateliers im Ausland geschickt und brachte neue Ansätze zurück. So wurde für ihn eine fachliche Grundlage für den Posten als Leiter des Restaurierungs- und Sammlungszentrums der Institution gelegt (S. 68f.).

Um die S. 41 genannte Raumnot abzumildern und als Vorstufe für einen künftigen Infrastrukturbau wurde um 1989 das ganze Erdgeschoss in einem Neubau an der nahen Hardturmstrasse 181 im Haus Orion angemietet (2018 wieder abgerissen). Dorthin kamen die ganze Archäologie-Abteilung und das mittlerweile vom ETH-Chemiker Niklaus Oswald geleitete Konservierungsforschungslabor. Dieser Befreiungsschlag gelang allerdings nur zum Preis einer horrenden Miete, die das Finanzdepartement entrichten musste. (Diese hatte fortan ein noch grösseres Interesse an einer eigenen Bundes-Lösung.) Mit dieser Auslagerung konnte gleichzeitig ein grösserer Sonderausstellungssaal im Stammhaus freigespielt werden, zumal ein Teil vom Erdgeschoss des Kunstgewerbeflügels schon 1986 nach einem internen Streit brach lag. So wurde das ganze Erdgeschoss des Kunstgewerbeflügels für einige Jahre zum provisorischen Sonderausstellungstrakt. Darin fanden die S. 56ff. vorgestellten temporären Ausstellungen statt. Später wurde darin von Lukas Dietschi und Laurent Flutsch eine kreativ gestaltete Dauerausstellung zur Archäologie eingerichtet.

Erste Datenbank, eine Eigenentwicklung

Die Fortschritte im Bereich EDV waren bis 1986 an vielen Museen der Schweiz vorbeigegangen, auch am Zürcher Landesmuseum. Es gab dort keinen einzigen Computer. Der Zentralkatalog wurde von Hand geführt, dies allerdings sehr sorgfältig. Daneben gab es in den Büros der Abteilungsleitungen Fachkataloge zu deren Sammelbereichen.

Ein erster entscheidender Schritt zur Verbesserung der Situation war die Einstellung des Informatikers Konrad Jaggi, Sohn des langjährigen Katalogchefs. Dieser entwickelte mit Hilfe von Dritten und dem schon genannten Nik Oswald eine eigene Datenbank (bis 2025 mit Erweiterungen im Einsatz!). Als diese funktionsfähig war, mussten alle Abteilungen ihre Neuerwerbungen in die Datenbank eintragen. Wurden Objekte verschoben, musste dies ebenfalls erfasst werden.

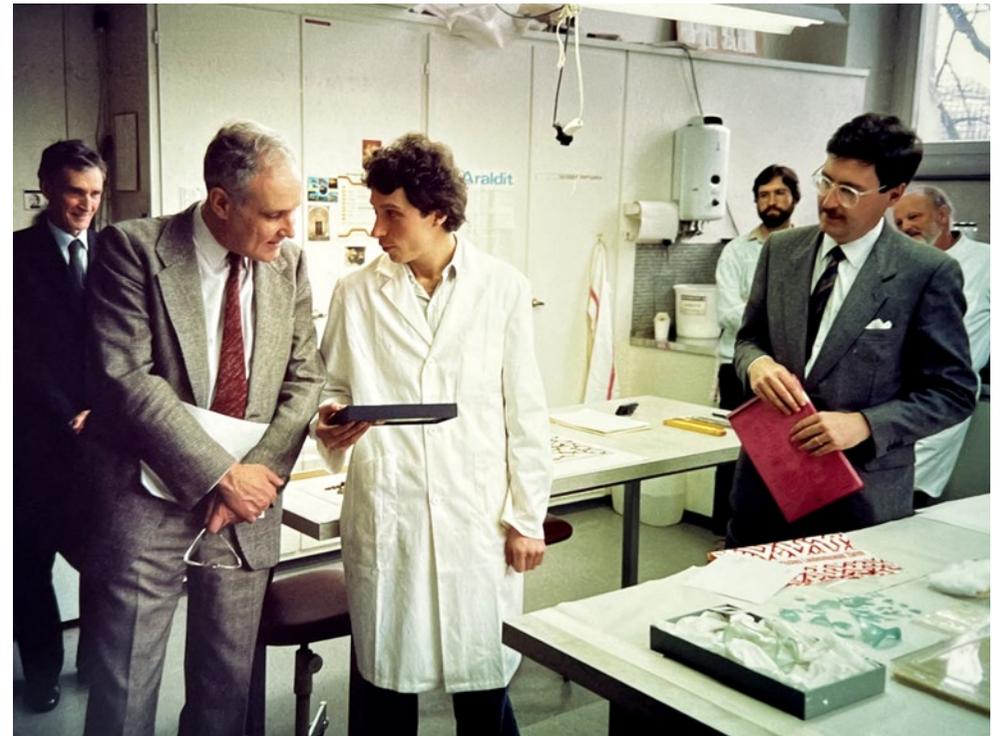
Als die alte archäologische Dauerausstellung im Obergeschoss des Kunstgewerbeflügels abgebaut und verschiedene Zwischenlager aufgehoben wurden, kam es zu einem erschreckenden Befund: Zehntausende Objekte waren, im Widerspruch zur eindeutigen gesetzlichen Grundlage, nicht inventarisiert, auch wertvolle Objekte in Vitrinen und in der graphischen Sammlung nicht. Letztere lagen als «Doubletten» lose zwischen älteren Beständen. Dieser Zustand musste mit einer auswärtigen Equipe, die monatelang tätig war, behoben werden. Es wurden ganze Kellerräume voll von uninventarisierten keramischen Bodenfunden entdeckt, die sich ein Konservator für spätere Forschungen ausbedungen hatte.

Die Equipe von Jaggi und Oswald konzipierte auch früh eine Internetseite für das Museum, welche in den 1990er Jahren wiederholt ausgezeichnet wurde.

Archäologie und Konservierungsforschung unter einem Dach

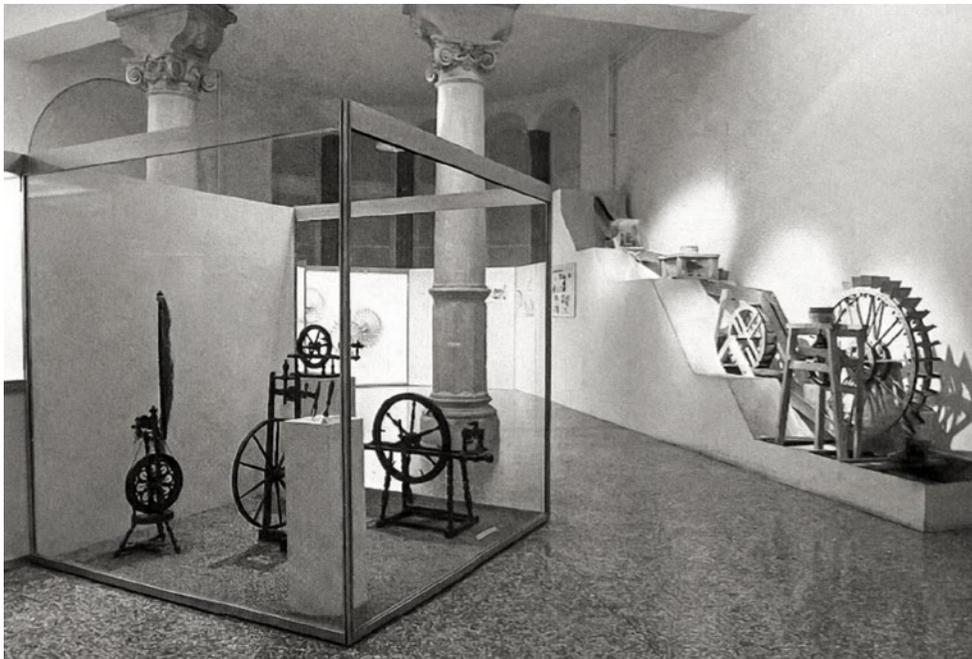
Oben rechts: Um 1990 zog die Equipe der Abteilung Archäologie in dieses neue Gebäude ein.

Unten rechts: Bundesrat Cotti 1987 in den alten Restaurierungsateliers.



In kleinen Schritten zu grossen Sonderausstellungen

Die letzte Sonderausstellung vor 1987 trug den Titel «Nadel – Faden – Fingerhut» und fand in einem Raum von 10 auf 10 Meter Grösse statt. In diesem Bereich musste das Landesmuseum zulegen. Also gab ich zuerst der Konservatorenschaft die Möglichkeit, sich zu profilieren. Das Resultat war eine Schau von Preziosen eines Zürcher Goldschmiedes mit dem Titel «Barocker Luxus», zwar mit überschaubarem Erfolg, aber mit einem begleitenden Fachkatalog. Darauf folgte im Jahre 1989 ein Projekt zum Rad in den genannten freigespielten Sonderausstellungsräumen. Die Wechselausstellung war etwas brav geraten, aber schon epochenübergreifend konzipiert und wieder von einer Publikation begleitet. Besser kam die von der archäologischen Abteilung 1990 entwickelte Sonderausstellung «Die ersten Bauern» an. Dazu entstand eine zweibändige Begleitpublikation zum Übergang vom Meso- zum Neolithikum in Europa. Dafür wurden aus verschiedenen Ländern Leihgaben angefordert, darunter auch aus Sarajewo (S. 74).



Mit solchen Aktionen wurden die Abteilungsleitungen mit ihren Teams Schritt für Schritt an das projektorientierte Schaffen herangeführt. Die Zeit drängte, zumal im 1991 die Jubiläumsfeier «700 Jahre Eidgenossenschaft» anstand.

Das Landesmuseum wurde von einem Verein unterstützt, der sich «Gesellschaft für das Landesmuseum» (GLM) nannte und vom Juristen Peter Max Gutzwiller geleitet wurde, einem in einer grossen Zürcher Anwaltskanzlei tätigen Basler. Dieser unterstützte den neuen Kurs, dachte strategisch und konzipierte eine neue Stiftung zugunsten des Landesmuseums mit dem klaren Ziel, grosse Vorhaben des Museums zu unterstützen, vor allem auch das Projekt Prangins. Für die Stiftung für das Landesmuseum (SSLM) konnte alt Bundesrat Hans Hürlimann als Präsident gewonnen werden. Das Bild unten zeigt ihn im Jahre 1988 bei der ersten Presseorientierung.



1989: Erster Akt zur Zeitgeschichte

Die Inhalte der Ausstellungsaktivitäten des Landesmuseums wurden schrittweise auf historische Themen ausgerichtet. Ich pflegte enge Kontakte zu den Historiker-Teams zweier neuer Museumsprojekte in Deutschland, die frischen Wind in die europäische Szene brachten. 1986 hatte der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl das Projekt «Haus der Geschichte» in Bonn lanciert, bei dem ich im Museumsrat mitwirkte. 1987 begann in Berlin die Ära von Christoph Stözl an der Spitze des geplanten «Deutschen Historischen Museums» (DHM), das im Spreebogen ein neues Haus von Aldo Rossi erhalten sollte. (Das Bauprojekt wurde nach der Wende 1989 verworfen und dem DHM das DDR-Geschichtsmuseum im barocken Zeughaus «Unter den Linden» übergeben.) Stözl und sein Team realisierten 1989 aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsbeginns in Berlin in historischen Kellerräumen die Sonderausstellung «1939 – Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg». Ich reiste nach Berlin zum befreundeten Stözl, fand sie gut gemacht und bat um Übernahme.



So kam es zur ersten zeitgeschichtlichen Ausstellung im Landesmuseum. Dafür und für eine begleitende Veranstaltungsreihe wurde der junge Historiker Walter Leimgruber als Gastkurator eingestellt. Der Raum, der heute den Museumsingang einnimmt, diente als Diskussionsfoyer. Dort referierten verschiedene Zeitzeugen in bewegender Art, wie die Liste unten zeigt: Diplomaten aus Deutschland, jüdische Emigranten und Rabbiner sowie eingeflogene russische Kriegsteilnehmer. – Die Ausstellung wurde zu einem Lernprozess für uns alle. Daraufhin begann ich, die Grundlage für die später vorgesehene Aktion «Sonderfall Schweiz?» zu konzipieren. Aber es mangelte auch nicht an Kritik, sogar in Form einer orchestrierten Serie von anonymen Briefen an Zeitungsredaktionen und Vorgesetzte.

Begleitveranstaltungen zur Ausstellung
"1.9.39 - Ein Versuch über den Umgang mit Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg"
im Schweizerischen Landesmuseum, Zürich

Jeweils 19.00 - 20.00 Uhr mit anschliessender Diskussion
(18.00 - 19.00 Uhr Abendöffnung der Ausstellung)

Dienstag, 9.1.90:	Dr. Wolfram Dufner, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, Bern Lesung aus: Frühe Wegweisungen. Chronik einer alemannischen Jugend 1926-1950.
Donnerstag, 11.1.90:	Dr. Falk Pingel, Braunschweig: "Wir haben nichts zu verlieren, nur zu gewinnen." Zur Kriegsvorbereitung in der Propaganda und zur Kriegsrüstung in der Wirtschaft.
Dienstag, 16.1.90:	Prof. Dr. Urs Schwarz, Zürich: Als Schweizer Journalist in Berlin.
Donnerstag, 18.1.90:	Mordechai Piron, Oberrabbiner, Zürich: Den Glauben an Menschen vernichtet. Das Chaos in der Seele eines Jugendlichen.
Donnerstag, 25.1.90:	PD Dr. Mario Erdheim, Zürich: Die Kultur der Erinnerung und die Kultur des Vergessens.
Dienstag, 30.1.90:	Christoph Groszer, Direktor des Opernhauses Zürich: Als Hitlerjunge in Berlin

**Schweizerisches
Landesmuseum**

Expansion des Bundesamtes für Kultur

Das Bundesamt für Kultur (BAK) war ursprünglich eine Stabsstelle zur Unterstützung des Vorstehers des Departements des Inneren in Belangen der Kultur. Diese Instanz wurde 1975 zu einer neuen Verwaltungseinheit. 1989 kamen durch Bundesratsbeschluss auch das Landesmuseum und die Landesbibliothek ins neue BAK. Die Zusammenlegung beruhte auf einer McKinsey-Studie, deren Resultate nie vollumfänglich kommuniziert wurden. Bundesrat Flavio Cotti hatte damit zwei Direktunterstellte weniger, aber eine konsequente Reorganisation erfolgte durch den neuen Kulturchef, einen Freund und Parteikollegen Cottis, nicht. Für uns im Landesmuseum bedeutete das fortan eine Doppelunterstellung. Die Institution Landesmuseum war aus guten Gründen nie Teil der engeren Bundesverwaltung gewesen und hatte mit der vorgesetzten Landesmuseumskommission (LMK) den Status einer Art öffentlich-rechtlichen Anstalt (S. 41).

Im Berner BAK wurde in der Folge der Personalbestand aufgestockt, vor allem auf Stufe Direktionsstab. Das alles schrieb sich in eine Gesamtentwicklung jener Jahre ein: Das Kulturamt zog vermehrt Aufgaben an sich, die bisher an Stiftungen und Institutionen im zweiten oder dritten Kreis der Bundesverwaltung delegiert waren. Der Spielraum der Direktion in Zürich wurde eingeengt, die Führungsarbeit schwieriger. Konkret: Ende August 1987 hatte ich eine erste Strategie für die nächsten 10 Jahre unter dem Titel «1898–1998: 100 Jahre Landesmuseum» (LM 100) ausformuliert. Sie beinhaltete die Wiedereinführung eines geordneten kulturgeschichtlichen Rundgangs im Haupthaus, die Einführung von Studiensammlungen als eine Art Vertiefungsräume, mehr Forschung vor allem im historischen Bereich, die Realisierung von Schloss Prangins «auf anfangs der 90er Jahre» sowie die Realisierung eines «Infrastruktur-Neubaus» für die Mehrzahl der Mitarbeitenden, eine Art Vorläufer des späteren Sammlungsentrums. Dadurch

sollte im bislang mit Depots vollgestopften Stammhaus mehr Ausstellungsfläche gewonnen werden. Auch neue gesetzliche Grundlagen gehörten dazu. Damit war – im Rückblick gesehen – eine Stossrichtung meiner Direktionszeit definiert. Was geschah? Das BAK schob die Strategie auf die lange Bank.

Meine Interpretation: Gewisse Führungspersonen waren selbst nicht fähig oder nicht willens einen langfristigen, übergeordneten Kurs für ihren Verantwortungsbereich schriftlich zu formulieren und liessen dies in der Folge auch für nachgeordnete Ebenen nicht zu. Damit konnten verschiedene Optionen mit Eingriffen ad hoc freigehalten werden.

Ich erlebte das BAK fortan als übergeordnete Ebene, die sich zu wenig als Unterstützer der «an der Front» tätigen Institutionen mit ihrer anspruchsvollen besucherorientierten Arbeit verstand. So entstanden schwierige Situationen. Mitunter wurde bei Prestigeprojekten versucht, direkt ins Geschehen des Landesmuseums einzugreifen. Das führte im Falle der Vorbereitung des neuen Museums in Schwyz zu einem Konflikt (S. 72).

Kulturelles Highlight der Ära Flavio Cotti war vor allem die Gründung des Literaturarchivs auf Druck von Friedrich Dürrenmatt, den ich noch selber eindrucksvoll erlebt hatte. Es gab damals durchaus auch innovative Projektideen der Kulturchefs. So entstanden nach dem Abgang des langjährigen Direktors der Landesbibliothek neue Visionen. Der Kulturchef wollte, als USA-Freund, aus ihr eine ähnliche Institution zur Unterstützung der Parlamentsarbeit schaffen, wie es die Library of Congress in Washington D.C. war («research service of the U.S. Congress»). Deshalb stellte er mit Jean-Frédéric Jauslin einen Informatiker ein.

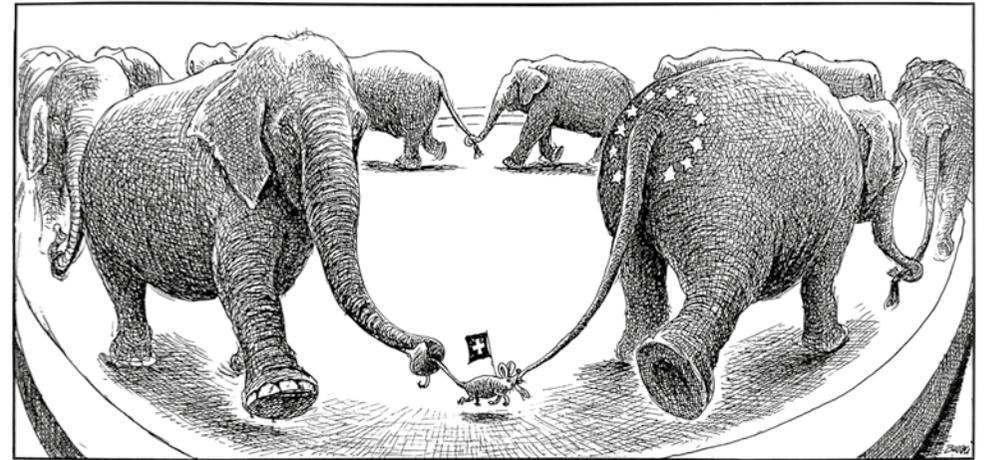
Kultur und Politik

Bis 1987 hatte das Museum mit der Landesmuseumskommission als vorgesetzter Instanz eine parteipolitisch gemischt zusammengesetzte Kommission, nach 1989 aber mit der neuen BAK-Direktion auch Vorgesetzte, die in das parteipolitisch mitbestimmte Geschehen eingebunden waren, konkret in die Parteilinie der Departementsleitung (in meiner Zeit zunächst CVP, dann SP und FDP). Bei Wechseln an der Departements- und Amtsspitze wurden demzufolge Prioritäten verschoben und entsprechend umgesteuert (S. 67 und 71).

Mir war es persönlich wichtig, politisch neutral zu agieren und auch so wahrgenommen zu werden, um inhaltlich möglichst unabhängig wirken zu können. Ein nationales historisches Museum kommt an politischen Fragen nicht vorbei, wenn sie Ausstellungen zu Zeitthemen veranstaltet. Deshalb trat ich 1987 nicht auf Aufforderungen des CVP-Sekretariats ein, in die Partei einzutreten (O-Ton: «*Es hätte manche Vorteile*»). Damit nahm ich den Nachteil des fehlenden politischen Rückhalts in schwierigen Situationen in Kauf.

Fachliche Spielräume nutzte ich so lange wie möglich aus. Dazu ein Beispiel: Mit Jürg Wille, Direktor von Sotheby's Schweiz, war ich gut bekannt. Er konnte seinen Verwandten Richard von Weizsäcker, damals Präsident der Bundesrepublik Deutschland, dazu bewegen, sich für die Ausleihe der in Heidelberg aufbewahrten Manessischen Liederhandschrift nach Zürich im Jubiläumsjahr 1991 einzusetzen. Nach der Zusage und entsprechenden Sondierungen in Berlin wurde Richard von Weizsäcker nach Zürich zur Eröffnung eingeladen. «Bern» zog mit, war aber auch ein wenig über das schnelle Vorgehen düpiert. Es ging kaum anders, wenn man entschieden vorwärts arbeiten wollte. Retourkutschen kamen und gingen. Man versuchte es auch mit dem Vorwurf des lockeren Umgangs mit Budgetpositionen. Dabei konnte der Eidgenössischen Finanzkontrolle mit guten Berichten gekontert werden.

Zwei Erlebnisse zum Thema Politik und Kulturinstitution: Die S. 62 besprochene Sonderausstellung «Sonderfall Schweiz?» war 1991 in der letzten Phase der



Vorbereitung. Dazu gehörte auch eine französische Fassung des Begleitbandes, zumal eine zweite Station in der Westschweiz vereinbart war. Als am 6. Dezember 1992 die EWR-Ratifizierung mit einem Nein-Anteil von 50,3 % verhindert wurde, mussten die Folgeausstellung abgesagt und der französische Katalog eingestampft werden (oben Bild daraus).

Während der gut besuchten Ausstellung über Leonardo da Vinci im Jahre 2000 kam ein Aufseher unvermittelt zu mir ins Büro: Eben habe Bundesrat Couchepin, der Vorsteher des Wirtschaftsdepartementes, ein Billett gelöst, er sehe sich die Sonderausstellung an. Natürlich ging ich hin, zeigte ihm die Originale in der Schatzkammer und nahm die Gelegenheit wahr, ihn über künftige Pläne zu informieren. Dabei äusserte ich Sätze mit der Kernaussage: «*Wir sind auch für die multikulturelle Schweiz da.*» Das kam schlecht an, es folgte eine Belehrung. Dieser Austausch schadete mir wohl mehr, als ich es damals für möglich hielt.

Jubiläumsjahr 1991: Codex Manesse und Helvetiergold

Nach jahrelanger Vorbereitung waren wir 1991 zur 700 Jahr-Feier der Eidgenossenschaft mit zwei grossen Projekten bereit. Die Sonderausstellung «Gold der Helvetier» leitete ich mit Felix Müller selbst, die zweite übergab ich der neu hinzugezogenen Kuratorin Dione Flühler. Dort ging es um den im Grundstock in Zürich entstanden «Codex Manesse». Für diesen wurde ein Hochsicherheitsraum im Westflügel eingebaut. Der Hauptgast an der Vernissage, Richard von Weizsäcker, sollte vom damaligen Bundespräsidenten Flavio Cotti im Vorhof in Empfang genommen werden. Das Protokoll in Bern gab vor, dass ich als Hausherr dem hohen Gast als Vierter die Hand reichen und an dieser Position hinter dem Magistraten hergehen solle. Bis es soweit war, ging jedoch einiges schief: Cotti hing auf der Autobahn von Bern nach Zürich im Stau, der Staatsgast war aber schon in der Panzerlimousine unterwegs, nachdem er bei



SCHWEIZERISCHES
LANDESMUSEUM

Jürg Wille in Feldmeilen übernachtet hatte. Also liess ihn die Polizei mit Motorradeskorte zunächst in der Stadt herumkurven. Als er trotzdem vor der Berner Limousine eintraf, blieb er *nolens volens* diskret im Wagen sitzen.

Dann fuhr endlich die Berner Limousine vor. (Sie war von hinzugerufenen Motorrad-Polizisten mit Blaulicht aus dem Stau geholt worden und brauste mit 180 km/h davon, was im «Blick» anderntags scharf kritisiert wurde.) Es folgte das Händeschütteln in der festgelegten Reihenfolge. Ich hielt mich zurück, allerdings nur bis die Gäste in der damaligen, engen Eingangshalle – statt die Treppe hoch – schnurstracks zu den Toiletten marschierten. Diskret eingreifend wurde ich vom Berner Protokollchef des EDA aufgefordert: «*Bitte übernehmen Sie.*» Alles ging dann gut, ich begleitete den Hauptgast, er schüttelte Dutzende von Händen. Nach einer Stunde kamen wir auf dem Weg zum im Ostflügel vorbereiteten Essen wieder an den besagten Toilettentüren vorbei. Ich fragte den Gast, ob er sich vor dem Essen die Hände waschen wolle. Dankend verschwand er in der Herrentoilette. Gleich kam Flavio Cotti dazu, wir plauderten vor der Türe. Aber nicht lange, denn der deutsche Protokollchef kam zu uns und fragte forsch: «*Was tun Sie hier?*» Als er hörte, dass wir auf seinen Chef warteten, scheuchte er uns mit einer saloppen Bemerkung weg. Davor hatte ich mich mit ihm über einige Themen unterhalten können, auch über die Wiedervereinigung im Jahre 1989. Sie hatte auch ihn überrascht.

Beim Mittagessen sass ich gegenüber der Frau des Präsidenten, daneben Max Bill und andere Künstler. Der Präsident und unser Bundesrat sassen am ersten Tisch, bis die deutsche Delegation aufbrach. Die meisten folgten ihr. Flavio Cotti aber blieb sitzen und vertiefte sich in ein Zwiegespräch mit dem damaligen Nationalrat Christoph Blocher. Der Austausch war so intensiv, dass wir mit dem Aufräumen über eine Stunde warten mussten. Es ging um die bevorstehende, für die Schweiz weitreichende Volksabstimmung über den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR), die für uns im Museum noch Folgen haben sollte (S. 62). – Die Ausstellung wurde schliesslich zu einem Erfolg. Uns blieb der Hochsicherheitsraum für andere Sonderausstellungen mit Preziosen.

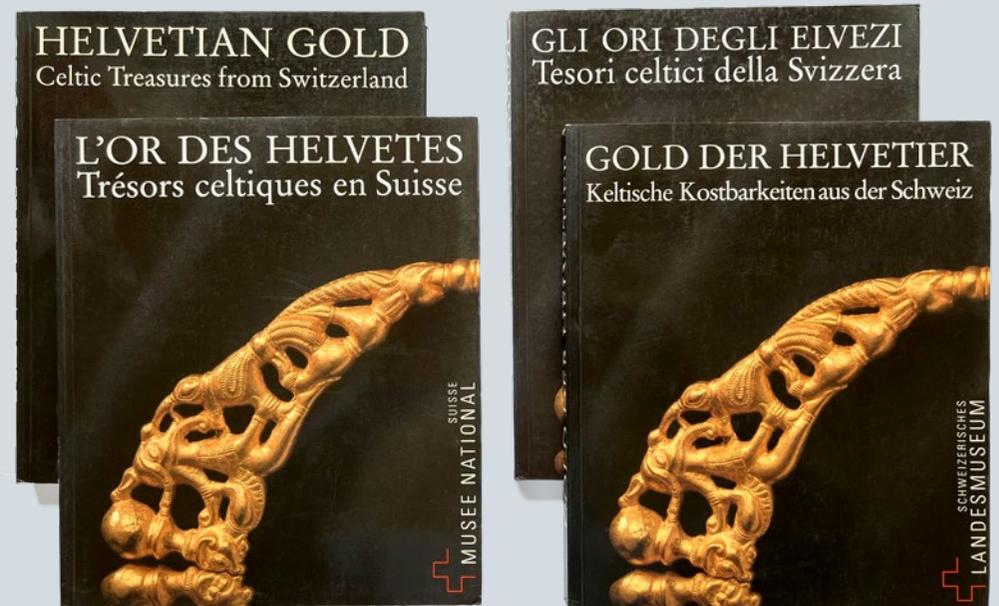
«Gold der Helvetier» in Zürich, Genf, Lugano, Basel, Bern und Frankfurt am Main

Das Landesmuseum beherbergt bis heute einen der spektakulärsten Goldfunde Europas der Keltenzeit. Er wurde 1962 in Erstfeld an der Gotthardroute gefunden, zufällig mein Heimatort. Nachdem er nicht mehr wie zu Zeiten Emil Vogts als Händlerversteck, sondern neu als Opfer an Gottheiten gedeutet wurde, veranlasste ich dazu weitere Recherchen, vor allem zum Fundort am Fuss des Gotthardmassivs. Mit einem der beiden Finder, Virgilio Ferrazza, liess ich das Fundgeschehen am Fuss eines grossen Felsblocks im Sandkasten noch einmal minutiös nachstellen, wie das Bild rechts zeigt.

In der Sonderausstellung wurden weitere wichtige keltische Goldfunde der Schweiz aus verschiedenen Museen zusammengezogen, begleitet von einem Katalog in vier Sprachen (D, F, I und E). Die Ausstellung konnte mit den dafür konzipierten Panzervitrinen an andere Museen ausgeliehen werden. Bis heute ist dies die einzige Wanderausstellung des Nationalmuseums geblieben, die an Kantonsmuseen in alle Landesteile weitergegeben werden konnte (Lugano, Genf, Basel und Bern). Dies alles wurde dank der grosszügigen Unterstützung durch den damaligen Schweizerischen Bankverein mit Hauptsitz in Basel (heute UBS) ermöglicht, der auch den Auftritt in Frankfurt finanzierte.

Sonderausstellungen sollten nach meiner Meinung immer auch einen wissenschaftlichen Mehrwert bringen. Weil ich den Erstfeld-Fund wegen meiner beruflichen Belastung nicht selber neu bearbeiten konnte, suchte ich für dieses Projekt eine fähige Person, die mehr Zeit hatte. So kam es zur im Jahre 2000 veröffentlichten Habilitations-Arbeit von Martin Guggisberg.

Ein E-Paper zum Fundort des Goldschatzes ist mit einem kurzen Film unter A10 auf der Webseite furger.eu abrufbar.



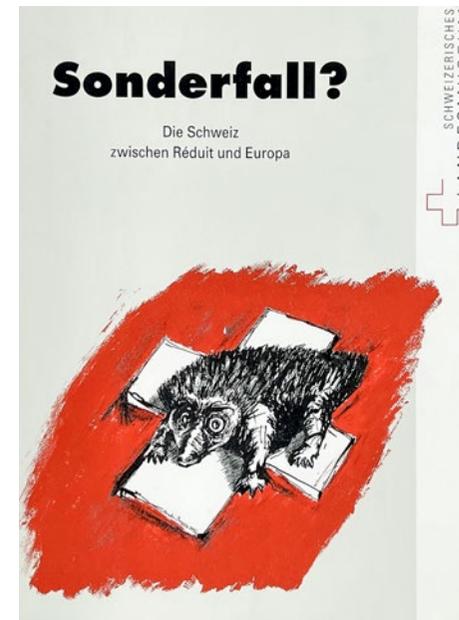
1992, zweiter Akt zur Zeitgeschichte: «Sonderfall?»

Im Jahre 1992 stand die bis heute nachwirkende Volksabstimmung über den «Europäischen Wirtschaftsraum» (EWR) an. Das war der richtige Zeitpunkt für eine analytische Ausstellung zum Verhältnis der Schweiz zu Europa. Als Sponsor dafür konnte, auf Grundlage meiner Projektskizze, wieder der damalige Schweizerische Bankverein (heute UBS) gewonnen werden.

Jetzt konnten wir auf die Erfahrungen von 1989 zurückgreifen, auch hinsichtlich der Akteure: Die Leitung wurde mit Walter Leimgruber bewusst einem jungen Team übertragen, das dazu einen Begleitband zusammenstellte. Wieder wurden Rahmenveranstaltungen organisiert, die schweizweit Beachtung fanden, obwohl sie – wie der Begleitband – eine kritische Sicht auf die Schweiz enthielten. Dazu gehörten bereits Themen und Inhalte, die die 1996/1997 aufkommenden Vorwürfe an Exponenten der offiziellen Schweiz im Zweiten Weltkrieg ansprachen. Bekanntlich wurde damals die Bergier-Kommission eingesetzt.

Wie reagierte die linke Szene? Deren damaliges Sprachrohr, die Wochen-Zeitung «WoZ» nahm dazu keine Stellung! Nachfragen zeigten dann, was der Grund war: Die altlinke 68er Generation fühlte sich beleidigt, weil deren Bewegung als Phänomen der Vergangenheit musealisiert wurde. Dazu gehörte ein in der Ausstellung nachgestelltes Zimmer eines 68ers mit Matratze auf dem Boden, daneben das Rote Büchlein von Mao Tse Tung und an der Wand bekannte Insignien wie das Peace-Zeichen und Fotos von Che Guevara.

Sonderausstellungen zur Zeitgeschichte waren nicht nur wegen der Aktion selber wichtig, sondern vor allem als Übungsterrain für ein Haus, das neue Pfade in erweiterte Sammelgebiete und Dauerausstellungsbereiche erkunden sollte.



Das Museum als Spiegel der Landesgeschichte

Links: Umschlag des Katalogs «Sonderfall?». Ganz links: Erstmals wurde in die Waffenhalle eine zweite Ebene eingezogen und als Sonderausstellungsraum genutzt. So konnten die alte «Ruhmeshalle» und die Hodler-Gemälde direkt in das Ausstellungsthema integriert werden.

Das 20. Jh. und Zeitgeschichte als neuer Sammlungsschwerpunkt

Meine Vorgängerin hatte mir bei der Amtsübergabe 1987 zur Sammlungspolitik mitgeteilt: «Wir sammeln mit einem Abstand von 100 Jahren, dann weiss man erst, was wichtig ist.» Mit diesem Credo war sie lange in guter Gesellschaft, schon das Landesmuseum von 1898 hatte mit Ausstellungssälen im 18. Jh. geendet. Ende des 20. Jh. begannen Schweizer Museen aber damit, Zeitgeschichte zu sammeln und auszustellen. Diese neue Entwicklung hatte das Landesmuseum nicht mitgemacht. Sogar das 19. Jh war in den Sammlungen schlecht vertreten, wichtige Phänomene wie die Industrialisierung wurden ausgeklammert. Das machte sich dann bemerkbar, als die für alle Abteilungen ausgegebene Doktrin, in erster Priorität Werke für Prangins anzuschaffen, ausgegeben wurde (dazu S. 83ff.).

Im Bulletin des Vereins der Schweizer Museen (VMS) publizierte ich 1992 in sieben Punkten die neue Sammlungs-Philosophie für das Landesmuseum. Damals hatte, parallel zu entsprechenden Sonderausstellungen, die Vorbereitung einer neuen Abteilung zum 20. Jh. eingesetzt. Zum ersten Kurator für die neue Sammlungsabteilung wurden erst Walter Leimgruber, dann Christof Kübler beigezogen. Dank der Sonderausstellungen, deren Begleitveranstaltungen und wegen anderer Aktivitäten kamen prompt wichtige Objekte als Geschenke ins Haus. Diese gelten noch heute als eine Art Ikonen des Sammlungsbestandes. Dazu gehören

das Fluchtmobiliar einer jüdischen Flüchtlingsfamilie, die Lehmplastik «Pfahlbau» von Fischli/Weiss (S. 79), Schliessfächer der Volksbank oder Devotionalien von Nationalsozialisten in der Schweiz. Die links abgebildete Glasscheibe (Ausschnitt) wurde von einem ehemaligen Polizeibeamten eingeliefert, der sie nach einer Beschlagnahme in Zürich vor der Vernichtung gerettet hatte. – Längst nicht alles kam ins Museum, was ich gerne gehabt hätte. Etwa als neuen

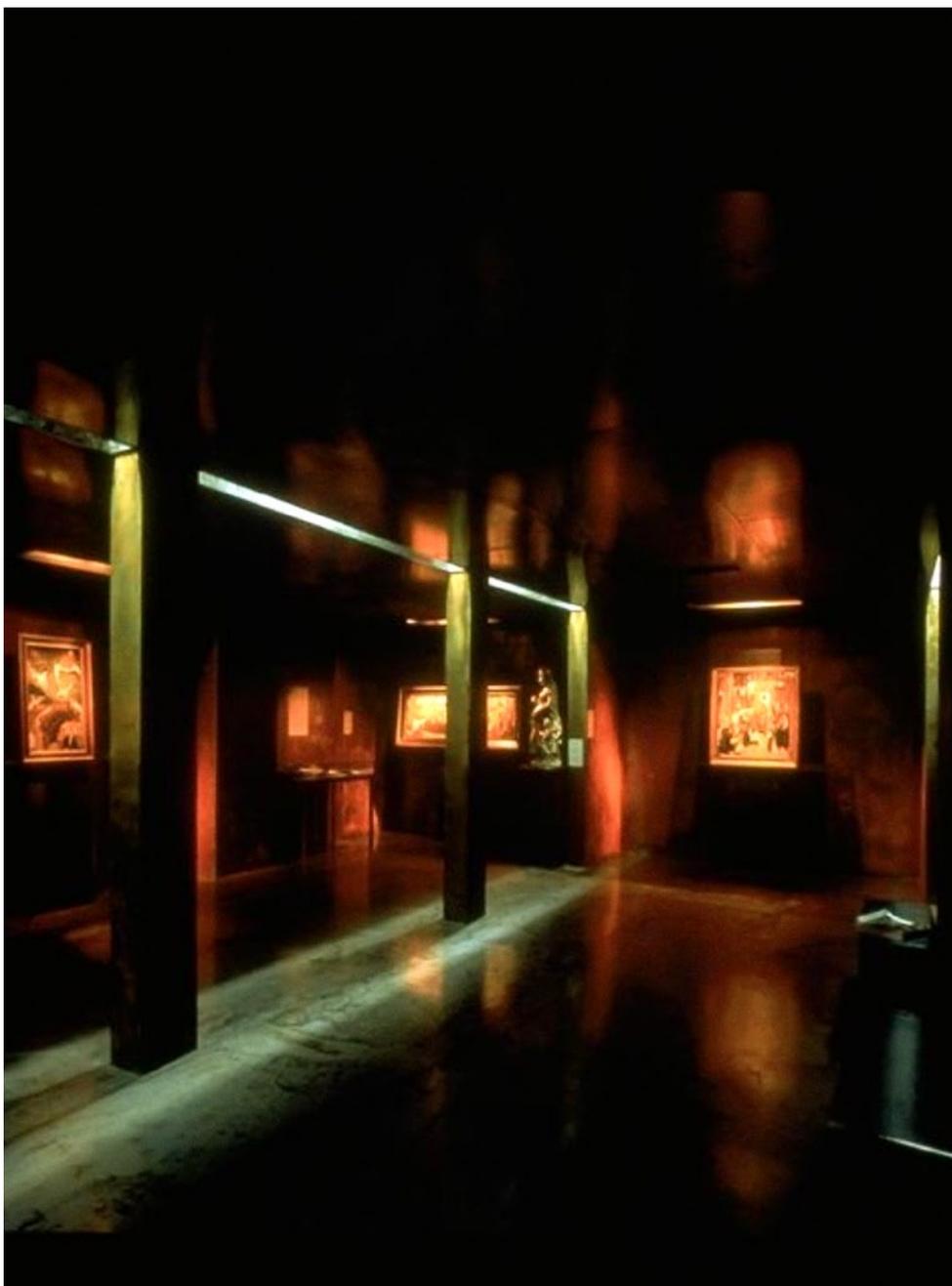


«period room» eine Einrichtung aus dem Penthouse von Gunter Sachs im Palace Hotel von St. Moritz (Mitwirkung Roy Lichtenstein) oder ein Objekt des Schweizer Filmausstatters und Oscar-Preisträgers Hans Rudolf Giger.

Elemente der neuen Philosophie

Das zentrale Element dieser Neuorientierung kann mit dem Wort Öffnung am besten umschrieben werden. Das Museumsgut wird als Gut verstanden, das im Auftrag der Öffentlichkeit treuhänderisch verwaltet wird. Dabei sind insbesondere folgende Bereiche wichtig:

1. *Betonung des nationalen Auftrages, damit verbunden auch eine international ausgerichtete Tätigkeit mit dem entsprechenden Austausch.*
2. *Die Funktion des Museums als "Seismograph" der Gegenwart wird ernstgenommen. Dasselbe gilt für die Entwicklung der Geschichte: Das Museum kann letztlich immer nur eine bestimmte Gegenwart der Geschichte darstellen.*
3. *Das Museum hat die Vergangenheit bis hin zur Gegenwart zu berücksichtigen.*
4. *Das Landesmuseum geht vom Ansatz der integralen Kulturgeschichte aus, welche die Bereiche Kunst, Geschichte, Archäologie usw. umfasst.*
5. *Die Original-Objekte, welche im Zentrum der Arbeit stehen, werden als Träger einer "geistigen Botschaft" betrachtet.*
6. *Das Museum ist auf eine professionell betriebene Kommunikation angewiesen, welche auf ein breites Publikum ausgerichtet ist.*
7. *Das Museum ist als offenes Forum zu verstehen, in dem nicht nur Geschichte dargestellt wird, sondern auch Fragen gestellt und diskutiert werden können.*



«Himmel, Hölle, Fegefeuer: Das Jenseits im Mittelalter» 1993

Langsam wurden auch Fachkreise auf die neue Ausstellungspolitik des Landesmuseums aufmerksam. Dazu gehörte Peter Jezler aus Schaffhausen, eine Ausnahmeerscheinung unter den Ausstellungsmachern in der Schweiz. Er schlug eine grosse Sondershow mit zahlreichen hochkarätigen Leihgaben über mittelalterliche Jenseitsvorstellungen vor, zu denen er lange geforscht hatte. Jezler brachte den Basler Architekten Lukas Dietschi als Szenographen mit, der vor allem die Räume zum Himmel, zum Fegefeuer und zur Hölle zu einem visuellen Erlebnis machte. Das alles war möglich dank der Zusammenarbeit mit dem Schnütgen-Museum und der Mittelalterabteilung des Wallraf-Richartz-Museums der Stadt Köln. Dazu entstand ein Begleitbuch, das heute noch konsultiert wird. Aus religiösen Kreisen kam kaum Kritik, im Gegenteil. Die komplizierten Jenseitsvorstellungen der katholischen Kirche mit dem Jüngsten Gericht dröselte Jezler so gekonnt auf, dass sogar hochkarätige Kirchenvertreter als interessierte Besucher zu registrieren waren. Jezler wurde später Direktor des Bernischen Historischen Museums, realisierte dort die Ausstellung über Albert Einstein, war später Rektor der Hochschule für Gestaltung und Kunst der Fachhochschule Nordwestschweiz sowie Direktor des Museums zu Allerheiligen in Schaffhausen.

Die Ausstellung «Himmel, Hölle, Fegefeuer» wurde auch auf ihrer zweiten Station in der Kunsthalle Köln ein Erfolg. Dies war nicht die einzige Sonderausstellung der damaligen Zeit, die in Zusammenarbeit mit der Bundesrepublik Deutschland entwickelt und auch dort gezeigt wurde. Ähnlich wurde beim Projekt «Die Alamannen» samt Standardwerk im Jahre 1997/1998 vorgegangen, dies in Zusammenarbeit mit der Bodendenkmalpflege Baden-Württembergs (erste Station in Stuttgart, zweite in Zürich, dritte in Augsburg). Dabei kamen alte Kontakte zu Archäologen zupass.

Das Zürcher Landesmuseum 1993 selbst im Fegefeuer

In Vorbereitung auf das S. 67 beschriebene Ausstellungsprojekt in Washington D.C. über international bekannte Schweizer hatte ich anfangs 1993 begonnen, mich mit dem Werk des Psychiaters Carl Gustav Jung zu beschäftigen, der Begriffe wie die Archetypen oder Intro- und Extraversion (heute Extroversion genannt) geprägt hatte. Es folgten Gespräche mit seiner Schülerin Marie-Louise von Franz (Archäologin und Lehranalytikerin). Im Hinblick auf wichtige Leihgaben aus Jungs Leben und Wirken meldete ich mich beim letzten noch lebenden Sohn in Küsnacht an der Seestrasse an. Dort wurde mir die noch intakte Bibliothek samt anderen Zeugnissen aus Jungs Leben gezeigt. Erwünscht waren meinerseits bislang nicht öffentlich ausgestellte Objekte wie das von Jung selbst gezeichnete «Rote Buch». Die Nachkommen traten auf Verhandlungen ein, aber der Familienrat entschied, ich müsse mich vorab auf eine Jungsche Analyse bei einem Psychiater ihrer Wahl einlassen. Gesagt, getan.

Gleichzeitig nahm ich Kontakt mit einem mir bekannten Zürcher Archäologen und Jungianer auf, der auch als Analytiker tätig war. Er war bereit, bei der Ausstellung mitzuwirken und setzte sich deshalb mit zwei versierten Jungianerinnen zusammen. Eines Abends um 18 Uhr im Herbst 1993 sollten alle drei zur Besprechung ins Büro kommen. Am frühen Nachmittag aber klingelte das Telefon: *«Wir können nicht kommen, die Kollegin legte ein I Ging, das schlecht ausging, und ich selbst hatte den Traum, das Landesmuseum würde einstürzen.»* Also vertagten wir die Besprechung; Wochen später wurde das Landesmuseum wegen Einsturzgefahr geschlossen.

(Später versandete das Projekt, wie S. 67 beschrieben, und damit auch mein kurzer Ausflug in die Psychiatrie.)

Was war 1993 genau geschehen? Das Amt für Bundesbauten hatte endlich exakte Messungen der Tragfähigkeit der Böden und von Säulen des Haupthauses durch ETH-Ingenieure veranlasst. Die Resultate waren so problematisch, dass die Bauverantwortlichen kalte Füsse bekamen. Sie teilten uns den Sachverhalt am Freitagabend, den 29.3.1993 mit. Wir mussten noch am Wochenende die

Notschliessung des ganzen Museums vollziehen und konnten nur mit knapper Not verhindern, dass auch der Flügel mit der erfolgreichen Sonderausstellung «Himmel, Hölle, Fegefeuer» geschlossen werden musste. Es folgten eilig organisierte Notmassnahmen (Bild unten), so dass wir Monate später wieder einige Räume in Betrieb nehmen konnten.



Die Zeit mit Bundesrat Flavio Cotti, 1987 bis 1993

Meine Wahl ans Landesmuseum geschah noch unter Bundesrat Alphons Egli als Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Inneren (EDI). Er wurde Anfang 1987 von Flavio Cotti abgelöst. Mit diesem entwickelte sich eine inhaltlich interessante Zusammenarbeit. Ich erlebte den Tessiner als kulturaffinen Magistraten, der begeisterungsfähig für grössere Projekte war.

In ersten Besprechungen mit ihm kam die Vision eines Nationalmuseums im Tessin auf, wofür ich das Castelgrande in Bellinzona als geeignet ansah, dessen Renovation durch Aurelio Galfetti damals eben zu Ende ging. Bei den nächsten Besprechungen mit dem Bundesrat drehte sich indessen vieles um ein anderes neues Nationalmuseum; die bisherigen Akteure hatten das Bundesprojekt Prangins an die Wand gefahren. Damit war ein Sitz im Tessin kein Thema mehr, übrigens leider bis heute nicht.

Die Rettung des Projekts Prangins wurde zum Dauerbrenner für den Departementschef, für das Amt für Bundesbauten mit dem neuen Tessiner Leiter namens Niki Piazzoli, und für mich. Wir mussten auf «Reset» setzen (dazu 83ff.). Das hiess: Ausarbeitung einer neuen Baubotschaft (Parlamentsvorlage). Die alte wies im baulichen wie im musealen Bereich schwere Mängel auf, beispielsweise waren darin keine Mittel für einen Sonderausstellungsraum und die Wiederherstellung des grossen verwilderten Gartens vor dem Schloss eingerechnet. Ich machte mich kundig und trug in einer der monatlichen Besprechungen mit dem Bundesrat ein Projekt für die Rekonstruktion des *«jardin potager»* vor. Cotti fragte nach den Kosten und segnete die Aufstockung der Botschaft um über einer Million spontan ab. Heute ist der Garten von Prangins ein Hauptanziehungspunkt und gilt als *«grösster historischer Gemüsegarten der Schweiz»*.

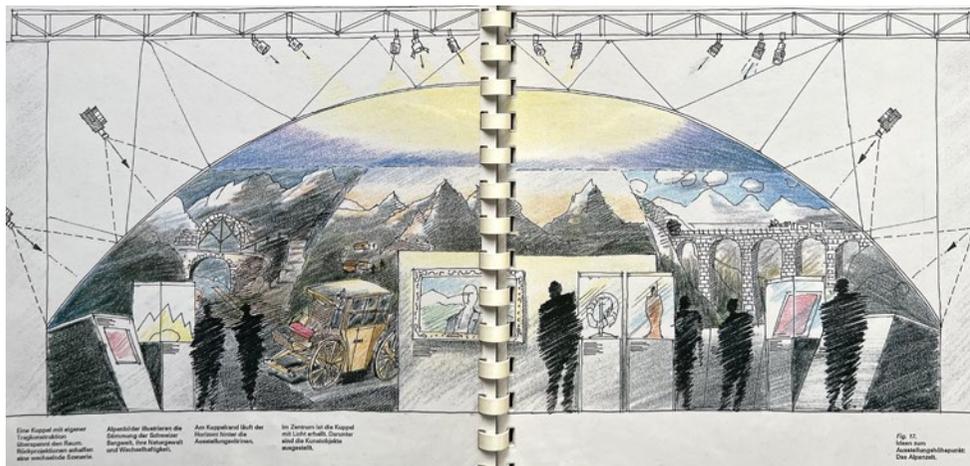
Bericht zur Rückgabe gestohlener antiker Objekte im internationalen Bereich (Unidroit)

Damals stand für die Schweiz unter Federführung des Departementes des Inneren die Ratifizierung der Unidroit-Konvention an, die auf Veranlassung der UNESCO vom Internationalen Institut zur Vereinheitlichung des Privatrechts (Unidroit) in Rom ausgearbeitet worden war. Sie zielte auf eine internationale Regelung der Rückgabe von Kulturgütern ab, die den Ursprungsländern durch Diebstahl, Raubgrabungen oder rechtswidrige Ausfuhr abhanden gekommen waren. Neben meinen anderen Verpflichtungen wurde ich als Archäologe im Bundesdienst, zusammen mit Experten verschiedener Departemente, beauftragt, einen Bericht zur Sachlage zu verfassen und eine Empfehlung abzugeben. Die zugezogenen Juristen waren sich einig, dass die Schweiz tief in den internationalen Handel mit illegal ausgegrabenen Kulturgütern verstrickt war. Das konnte ich aus meiner Erfahrung nur bestätigen. Dementsprechend wurde die Expertise formuliert. Diesem «Bericht Furger» folgte das Departement weitgehend, was zu Gegenreaktionen des Kunst- und vor allem des Antikenhandels in der Schweiz führte. Nach einem Interview mit dem Schweizer Fernsehen (abrufbar unter [furger.eu](http://www.furger.eu)) über die Schlussfolgerungen der Expertengruppe wurde ich auch persönlich angegangen, darunter von Kollegen, die Antikenmuseen leiteten und Händlern nahestanden.

1995 unterzeichnete die Schweiz dieses internationale Abkommen schliesslich. Schon nach wenigen Jahren erfüllte die Konvention ihren Zweck und führte zu einem Gesinnungswandel. Heute erleben wir Ähnliches, etwa bezüglich der Rückgabe von Kunstwerken aus ehemaligem jüdischem Besitz. Kunstmuseen hätten sich schon um 1998 (Akzeptanz der Washingtoner Richtlinien durch die Schweiz) auf schnelle Änderungen ethischer Auffassungen vorbereiten können.

USA-Ausstellungsprojekt: «Behind the white cross»

Auf Initiative von Bundesrat Flavio Cotti bekam ich 1992 von seinem Kulturchef den verbindlichen Auftrag, in den USA eine Sonderausstellung über die Schweiz zu organisieren. Es folgten Kontakte meinerseits mit Führungspersonen der Smithsonian Institution in Washington D.C., der nationalen Museumsorganisation der USA. Diese unterhielt damals «International Galleries» an der Wall in der Hauptstadt. Die Räume waren bis 1995 ausgebucht, wurden aber per 1996 bereitwillig für unser Projekt reserviert. Das für die Schweiz wichtige Vorhaben begeisterte zwei potente und einflussreiche Amerika-Kenner und Unterstützer des Landesmuseums. Dies waren Peter Max Gutzwiller, Präsident der GLM und Gründer der Landesmuseums-Stiftung sowie Yves Oltramare, ein vermöglicher Genfer und Miterbe der reichen Zürcher Familie von Schulthess.



Nach 1996 und bis 1998 waren weitere Präsentationen des Auftritts an der Westküste der USA sowie in Europa und der Schweiz vorgesehen. Ein Block sollte – als eine Art Testlauf – schon vorher in der Schweiz gezeigt werden. Das Ziel war, historische Persönlichkeiten und Werke der Kunst, des Handwerks und der Wissenschaft aus dem Gebiet der heutigen Schweiz in attraktiver und unterhaltbarer Aufmachung so zu präsentieren, dass ausländische Ausstellungsbesucher ohne Vorkenntnisse die heutige Schweiz aus der Tiefe der Geschichte anschaulich kennenlernen konnten. Dabei wollten wir auch mit Selbstironie spielen, etwa mit gängigen Klischees wie Käseläben, Kuckucksuhren und Sennen, kopfüber im Eingangsbereich aufgehängt. Ein offenes Schweizerkreuz war als Eingangstor in die Ausstellung vorgesehen, gefolgt von archäologischen Spitzenfunden, die die Schweiz als Resultat einer multikulturellen Entwicklung darstellten. Zentrales Element sollte das abgebildete «Alpendach» aus Glas mit darauf projizierten Bildern, etwa von Segantini, werden (Bild links). Zur Visualisierung der jüngsten Schweizer Geschichte wollten wir die Schweiz als «Nährboden eines neuen Menschenbilds» herausstellen. Dazu hätten Werke von Persönlichkeiten wie Henry Dunant, Alberto Giacometti und C.G. Jung gehört. Die Schweizer Botschaft in der amerikanischen Hauptstadt unterstützte das Projekt tatkräftig.

Aber es kam anders: Im März 1993 trat Ruth Dreifuss die Nachfolge von Flavio Cotti als Vorsteherin des EDI an. Sie setzte für das Landesmuseum andere Schwerpunkte. Also musste ich den Kollegen in Washington eine Absage schicken und das weit entwickelte Projekt schubladisieren. 1994 konnten wir wenigstens noch unsere Sonderausstellung «Going West, Schweizer Volkskunst in Amerika» in New York und Zürich zeigen.

Neues Sammlungszentrum nach amerikanischem Vorbild

Die Lösung der über Jahrzehnte hinweg stetig gewachsenen Raumnot beschäftigte uns jahrelang. Immerhin hatte das Finanzdepartement mittlerweile verstanden, dass die teure Anmietung von grösseren Räumlichkeiten für Arbeitsplätze und Objektdepots keine Dauerlösung sein konnte. Es brauchte dafür einen grosszügigen Befreiungsschlag. Zunächst wurde über Jahre versucht, in der Nähe des Museums einen Platz für einen «Infrastruktur-Neubau» zu finden. Die wegweisende konzeptionelle Lösung brachten schliesslich internationale Beziehungen. Seit 1987 war ich Schweizer Delegierter des ICCROM (International Centre for the Study of the Preservation and Restoration of Cultural Property) der UNESCO und reiste jedes Jahr an dessen Sitz in Rom zur Jahresversammlung. Dort traf ich Restaurierungsfachleute aus der ganzen Welt, darunter auch den Chef der Konservierungsforschung an der schon genannten Smithsonian Institution, einen Physiker. Als ich 1993 wieder einmal in Washington D.C. war (S. 67), besichtigte ich nicht nur die verschiedenen Museen der Smithsonian Institution, sondern mit diesem Spezialisten auch das 1983 realisierte «Museum Support Center» (MSC) der Museumsgruppe 15 km ausserhalb der Hauptstadt in Suitland (MD). Dort wurden (und werden) die nicht ausgestellten Objekte der zahlreichen amerikanischen Nationalmuseen zentral aufbewahrt. Dazu gehören auch die Forschungs- und Konservierungsateliers. In Amerika erwies sich die Zusammenlegung der Arbeitsplätze für den Bereich Restaurierung und Konservierung mit den Objektdepots in einem riesigen Baukomplex ausserhalb der Stadt als gute Lösung. Warum nicht auch in der Schweiz Depots und Ateliers zusammenführen? Eine Art Vorstufe in diese Richtung war die S. 54 besprochene Auslagerung ins Haus Orion gewesen. So sollte es weitergehen und zwar jetzt, wie in den USA, weit ausserhalb der Stadt.

Also ging die Suche nach einem geeigneten grosszügigen Standort für ein neues Sammlungszentrum nach amerikanischem Vorbild in der Umgebung von Zürich los, zusammen mit dem Finanzdepartement. (Mittlerweile erschloss die neue S-Bahn fast die ganze Agglomeration Zürich.) Dabei halfen die guten Beziehungen zu Finanzminister Otto Stich (S. 76). Die Wahl fiel nach längerer Evaluation verschiedener Immobilien schliesslich

auf die frei werdenden Zeughäuser des Bundes in Affoltern am Albis, 18 km von Zürich entfernt und gut an die S-Bahn angebunden. 1998 wurden dort, nach entsprechenden Anpassungen, die ältere Bauten von 1937 bezogen, die das Militär nicht mehr benötigte («Affoltern 1»). Bald danach begannen im neueren, viel grösseren Komplex die nötigen Umbauarbeiten mit einem Kredit von 32 Millionen Schweizer Franken, so dass 2005 mit dem Umzug der Ateliers und zehntausender Objekte begonnen werden konnte. Dabei wurden alle Objekte vor der Einlagerung in der S. 55 vorgestellten Datenbank erfasst und mit Strichcodes für die Standorte versehen.



Die Sammlungszentren der USA und der Schweiz

Oben links: Das «Museum Support Center» der Smithsonian Institution 15 km ausserhalb der Hauptstadt in Suitland (MD).

Oben rechts: Das militärische Zeughaus in Affoltern am Albis vor dem Übergang an das Landesmuseum als Sammlungszentrum.

Das Schweizer Sammlungszentrum (SLZ) als Vorbild

Das Sammlungszentrum war ein zentrales Element der neuen Strategie der Museumsgruppe und gleichzeitig die Voraussetzung für das Grossprojekt in Zürich. Die NZZ vom 27.5.1999 dazu: «Mit der Errichtung eines neuen Sammlungsentrums werden die Voraussetzungen für die Sanierung und Erweiterung des Landesmuseums am Platzspitz geschaffen.»

Das Sammlungszentrum ist ein Musterbeispiel für den Erfolg von tiefgreifenden Umgestaltungen im Rahmen einer Gesamtstrategie. Mit Bauten allein ist es nicht getan, es braucht dafür die entsprechenden neuen internen Strukturen mit Change-Prozessen, die in diesem Fall mehrere Jahre dauerten. Dazu gehörte im Rahmen der S. 47 erwähnten strukturellen Ausgangslage viel Überzeugungsarbeit in den Abteilungen. In der Folge erwies sich der Zusammenschluss der grossen Berufsgruppe der Restauratorinnen und Restauratoren in eine eigene Abteilung als richtig. Für den Wechsel brauchte es auch die entsprechenden Projektleiter. Dazu fanden sich mit Bernard Schüle als ehemaligem Sammlungskurator und Markus Leuthard als zeitgemäss ausgebildetem Restaurator die richtigen Köpfe.

Heute arbeiten in Affoltern rund 50 Personen (41 Stellen), ein knappes Drittel also der ganzen Museumsgruppe, und dort lagern über 50 000 Einzelobjekte. In Affoltern wird heute vor allem konserviert, nicht mehr restauriert. Auch die Fotoateliers befinden sich dort (Bild rechts).

Im E-Paper «Das neue Landesmuseums» wird näher auf das SLZ als Teil der grösseren Strategie eingegangen. Die Arbeit ist unter B1 auf den Webseiten furger.eu oder academia.edu abrufbar.

Dem nationalen Sammlungszentrum in Affoltern mit den zusammengelegten Depots und Ateliers unter einer Leitung kommt bis heute eine europäische Pionierfunktion zu. Mittlerweile folgten weitere Museen mit grossen Sammlungen diesem Beispiel. Auch für andere europäische Länder gilt das Schweizer SLZ mittlerweile als Vorbild. Dementsprechend kommen immer wieder ausländische Interessierte nach Affoltern.

In der Geschichte des Landesmuseums ist die Entwicklung und Realisierung des Sammlungsentrums wohl der grösste Meilenstein seit 1898. Bei deren Gründung setzte die Politik der Institution Nationalmuseum auch das Ziel, als Vorbild für andere Schweizer Museen zu wirken. Diese Vorgabe erfüllt das 1993 initiierte und 2007 fertig realisierte Projekt.



Sammlungen zum 20. Jahrhundert und Hans Erni «Landi-Bild»

Vor dem Hintergrund der S. 63 angesprochenen Integration des 20. Jh. in die Sammlungen des Landesmuseums suchten wir gezielt nach repräsentativen Objekten und ganzen Sammlungen, um den Bedarf abzudecken. So gab es beispielsweise im Haus wohl eine graphische Sammlung, aber keine für Fotografien. Dieses Manko wurde durch den Ankauf der Schweizer Sammlung von historischen Fotografien des Ehepaars Ruth und Peter Herzog ausgeglichen. Dazu wurde das Buch «Im Licht der Dunkelkammer» publiziert, eine eigene Fachabteilung gegründet und dafür eine Kuratorin eingestellt.

Daneben ging die Suche nach Schlüsselobjekten aus dem 20. Jh. weiter. Als in Depots der Bundesbahnen die 136 Paneele des 91 Meter langen und 5 Meter hohen «Landi-Bildes» von 1938/1939 zum Vorschein kamen und das Verkehrshaus der Schweiz diese in Luzern einzeln versteigern wollte, intervenierte ich. Die Bilderfolge mit dem offiziellen Titel «Die Schweiz, das Ferienland der Völker» zeigt den Zustand der Schweiz kurz vor dem Zweiten Weltkrieg in einer geschickten Komposition. Schliesslich kamen 1993 alle von Hans Erni gemalten Tafeln ins Landesmuseum, mussten allerdings in einer Monate dauernden Aktion konserviert werden. Einzelne Paneele sind heute Teil der Dauerausstellung.

Damals nahm ich Kontakt mit dem Künstler auf. Das untere Bild zeigt Hans Erni im lockeren Gespräch mit Regierungsrat Alfred Gilgen, dem damaligen Präsidenten der Museumskommission und mir. Gilgen war während der Jugendunruhen als Hardliner aufgetreten, konnte aber recht tolerant und witzig sein. Mit Hans Erni, der in der Zeit des Kalten Krieges als Kommunisten-Freund geschmäht und ausgegrenzt worden war, entwickelte sich in der Folge eine Freundschaft, dank der ich auch seine persönliche Geschichte publizistisch mit aufarbeiten konnte (dazu S. 81).



Departementswechsel: Bundesrätin Ruth Dreifuss

1993 wechselte Flavio Cotti ins Aussendepartement, die Westschweizerin Ruth Dreifuss wurde Vorsteherin des EDI und damit Chefin des Bundesamtes für Kultur und auch des Landesmuseums. Sie setzte einen neuen Kulturchef ihrer Wahl ein. (Alfred Defago wurde Botschafter in den USA, nachdem der Vorgänger Opfer einer Indiskretion geworden war.) Damit änderte sich einiges für das Museum. Das Landesmuseum war in jener Zeit mitten in einem Transformationsprozess und mit grossen Projekten eingedeckt: neue Museen in Prangins und in Schwyz sowie Neubau des Musikautomatenmuseums in Seewen (SO). Damals gab es gewisse Mitarbeitende aus dem alten Team, die mit der Weiterentwicklung schlecht zurechtkamen.

Den neuen Kulturchef erlebte ich als etwas zögerlich. Einerseits wurde der neue programmatische Kurs geschätzt, etwa die Ausstellungen zu den verschiedenen Schweizbildern, zu sozialen Themen sowie auch Engagements zu exponierten Zeitgenossen wie Hans Erni. Es wurde im Departement auch anerkannt, dass das Abteilungsdenken nach alter Art Grenzen hatte (Prangins) und mehr für das Ganze gedacht und der Nachholbedarf in einigen Bereichen abgebaut werden musste (vgl. S. 47). Andererseits wollte der neue Kulturchef aber nicht zu viel Unruhe.

Zur Ära Dreifuss gehörten folgende Umsteuerungen und Prioritäten:

- Die weit gediehene USA-Ausstellung ist abzusagen (S. 67).
- Die forcierte Planung eines Erweiterungsbaus in der Stadt Zürich ist hintanzustellen.
- Die Westschweizer Zweigstelle Prangins bekommt erste Priorität.
- Die geplanten Realisierungen der Museen in Schwyz und Seewen sind abzuschliessen.

Bundesrätin Dreifuss erlebte ich als engagierte Frau, die sich ein eigenes Bild und ihre Entscheide nachvollziehbar machte. So bat sie mich eines Tages, ihr am Abend mein Büro mit Sicht auf den Drogenumschlagplatz zu überlassen. Das hatte mittelbar Folgen für die Schweizer Drogenpolitik. Es gab wiederholt

offene Gespräche mit der Magistratin, auch nachdem ich Missstände bis hin zu einem in Bern verschleppten MeToo-Fall in einem mit «Hilferuf» betitelten persönlichen Brief thematisiert hatte. Als ich in ihrer Zeit wegen Verzögerungen beim Projekt Schwyz in den Medien kritisiert worden war (S. 72), verteidigte ich mich am Fernsehen, indem ich ein Kartenspiel aus der Tasche zog und auf die baldige erfolgreiche Eröffnung als Trumpf hinwies. Sie bekam dies mit und meinte: «*Vous êtes un magicien!*»



Neues Geschichtsmuseum in Schwyz 1995

Die Realisierung eines neuen Geschichtsmuseums im alten Zeughaus von Schwyz gehörte zu den grösseren Projekten des Landesmuseums der 1990er Jahre. Geplant von einer Historikergruppe als unabhängiges «Panorama der Schweizer Geschichte» auf das Jubiläumsjahr 1991 hin, musste ich Flavio Cotti zuerst davon überzeugen, diese Initiative mit den strategischen Plänen des Landesmuseums zu koordinieren und das Thema im Schoss des Landesmuseums auf das Mittelalter zu fokussieren. Ich war darauf bedacht, den Überblick über die Schweizer Geschichte für Zürich zu reservieren und ihn nach dem Vorbild von Prangins



(18./19. Jh. der Landesgeschichte) durch Epochenmuseen ausserhalb Zürichs zu ergänzen. So kam es zur heute gültigen Aufteilung der Museumsgruppe nach Geschichtsperioden. Damals galt es noch als Wagnis, in Schwyz nicht die Tellgeschichte und andere Erzählungen zum 13. Jh. in den Vordergrund zu stellen. Erst in den 1990er Jahren besann sich die Schweiz auf ihre Gründung mit der Bundesverfassung von 1848.

In der Ära Flavio Cotti war vom Parlament eine schöne Summe für Schwyz bewilligt worden, im Rahmen einer Botschaft. Weil ich mich selber stark für das Grossprojekt Prangins (S. 83ff.) und für Seewen engagierte, wurde das Projekt museumsintern einem jüngeren Historiker übertragen, der fähige Luzerner Architekten ins Boot holte, aber mit der Konzeption der Ausstellung innerhalb des Budgets und Zeitplans überfordert war. Die dadurch nötige Auswechslung des Leitungsteams führte zu Friktionen. Diese wurden von Berner Kulturfunktionären an die Wochenzeitung «Weltwoche» durchgestochen. Das veranlasste die neue Departementsspitze einen Untersuchungsbericht durch einen aussenstehenden Museumsleiter zu beauftragen. Dieser ergab unter anderem, dass der ehemalige Chef des Bundesamtes für Kultur durch Direkteingriffe über Zürich hinweg und trotz entsprechendem Protest zu Überschreitungen beigetragen hatte.

Die NZZ schrieb am 8.6.1995 zum Hintergrund: Vom Chef des Bundesamtes für Kultur waren «diverse Äusserungen zu vernehmen, die letztlich darauf hinauslaufen, dass die Bundesverwaltung das Landesmuseum und seine Aussenstellen näher an sich binden möchte.» Dann plädierte die Zeitung für «einen umfassenden Leistungsauftrag» und dafür, dem Haus «möglichst freie Hand zu lassen». «Die Leitung des Museums hat in den letzten Jahren bewiesen, dass sie gute Arbeit leistet, Innovationen mit Respekt vor der Tradition des Hauses zu verbinden versteht...».

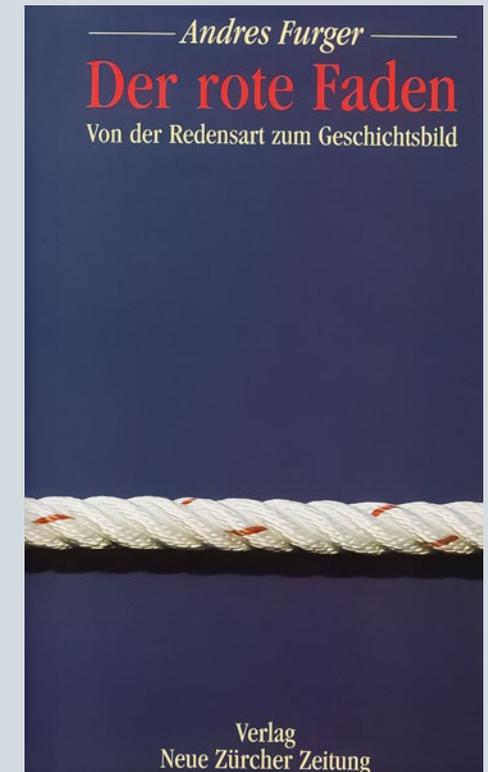
Die neue Projektleitung mit Walter Leimgruber, Roger Sablonnier und François de Capitani leistete in Schwyz ganze Arbeit; das Museum konnte 1995 im Alten Zeughaus mit der Publikation «Geschichte ist Bewegung» eingeweiht werden.

Das Bild der Seele 1997

Seit der Auseinandersetzung mit C.G. Jung im Rahmen des S. 67 erwähnten USA-Projektes beschäftigten mich psychologische Aspekte der Kulturgeschichte weiter. C.G. Jung (und Sigmund Freud) waren damals deutlich bekannter als heute. Fast vergessen ist, dass Jung in den 1930er Jahren das Phänomen der Archetypen beschrieben hatte. Dabei ging es um dem kollektiven Unbewussten zugehörige, dynamische Grundstrukturen menschlicher Vorstellungs- und Handlungsmuster. Das war für mich eine Art Fortsetzung des S. 8 beschriebenen Studienziels. Also begann ich mich in der Freizeit vermehrt mit Seelenkonzepten verschiedener Kulturen von der Antike bis heute zu beschäftigen.

Damals war ich, wie auf S. 72 beschrieben, etwas unter Druck geraten. Also machte ich aus der Not eine Tugend, zog mich für wenige Wochen zurück und komponierte meine Forschungen zu einem populärwissenschaftlichen Buch, das 1997 unter dem Titel «Das Bild der Seele» erschien. In der Folge wurde ich von führenden Psychiatern und Psychologen der Schweiz zu Vorträgen und Kolloquien zu diesem Thema eingeladen. Nachdem das Buch vergriffen war und ich die Rechte vom Buchverlag der NZZ zurückerhalten hatte, liess ich es digitalisieren und setze das PDF auf die Webseite von academia.edu. Das Werk gehört zu den meistgelesenen von mir verfassten Publikationen.

Vorher, 1995, war das Büchlein «Der rote Faden» erschienen, in dem ich – auch in diachronischer Art – die Brücke von der Archäologie und Geschichte zu Relikten in der Sprache zu schlagen versuchte.



Besuch im kriegsgeschädigten Sarajewo 1996

Für die S. 56 erwähnte Sonderausstellung «Die ersten Bauern» hatten wir vom Nationalmuseum für Bosnien und Herzegowina («Zemaljski muzej Bosne i Hercegovine») wichtige Leihgaben erhalten. Als 1992 der Bosnienkrieg ausbrach, schrieb mir der Museumsdirektor, wir sollten die Objekte bis Kriegsende sicher verwahren. Das machten wir, stellten im Eingangsbereich eine Vitrine mit den Objekten auf und baten um Spenden für das Museum in der bosnischen Hauptstadt. So kam bis 1995 eine ansehnliche Summe zusammen. Mit dem Dayton-Abkommen von 1995 konnte Sarajewo wieder von einem engeren Kreis besucht werden. Das Aussendepartement vermittelte mir anfangs 1996 einen Flug in einer Maschine des Roten Kreuzes von Zagreb dorthin. Am 11. März schrieb ich ins Tagebuch: «Nach Landung der neunplätzigen Beechcraft Krieg voll spürbar. Zerschossene Häuserlinien. Sandsackburgen, Dreck und Schutt. Kein Empfangsraum, nichts.» Am Landeplatz holten mich Botschaftsangestellte in einem gepanzerten Mercedes G

ab. Das vorab reservierte Hotel aus der Olympiade-Zeit von 1984 war im Frontbereich durch Schrapnelle stark beschädigt, einige Zimmer dahinter waren aber gut bewohnbar. An der Türe vor dem Speisesaal hing ein Zettel auf dem «UNLOAD YOUR WEAPON» zu lesen war. Die meisten Gäste waren Offiziere von verschiedenen Armeen.

Dort traf ich mich mit dem Museumschef zur Geldübergabe. Der vormalige Direktor Rizo Sijari war auf dem Weg zur Arbeit durch einen Granattreffer getötet worden. Das Museum befand sich jahrelang mitten im Frontbereich, der «Sniper Alley». Dessen Nachfolger nahm das Geld dankbar in Empfang. (Bis heute wird auf der Website dieses

Museums die Schweizer Hilfe verdankt, mit der vor allem Granateinschläge im Dach geflickt werden konnten.) Ich besuchte das beschädigte Museum und stiefelte danach im Schnee durch die Nachbarschaft, vorbei an Panzern der IFOR-Truppen. Dabei blieb ich auf den ausgetretenen Wegen und vernahm erst später, dass das Terrain daneben noch stark vermint war. Auf den Rückflug musste ich lange beim Flugfeld warten, weil zuvor ein riesiges militärisches Transportflugzeug beschossen worden war, das deshalb nur flach aufsteigen konnte. Die kleine Maschine, die uns zurück nach Zagreb brachte, konnte dann in steilerem Winkel abfliegen. Die Helme blieben im Gepäcknetz.



Wie es zum grössten Legat an das Museum kam

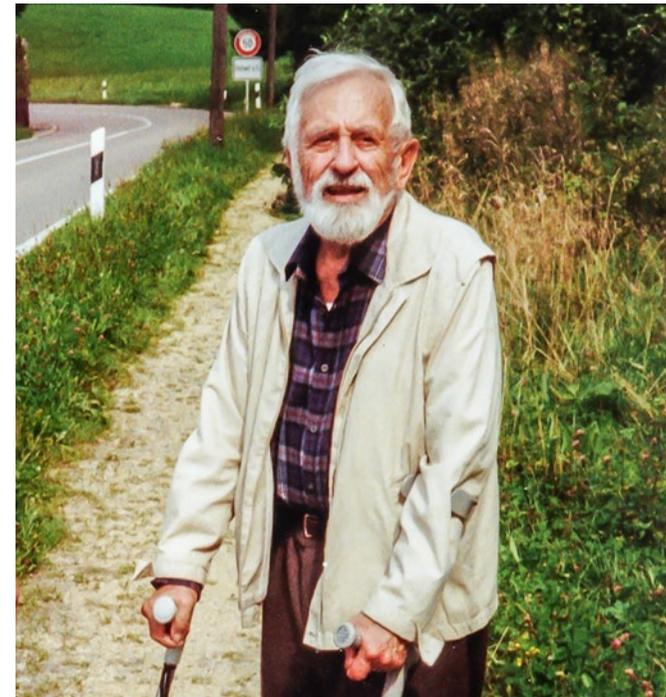
Willy G.S. Hirzel, ein älterer Mann mit hellem Bart und am Stock gehend, nahm in den 1980er Jahren regelmässig an Führungen im Zürcher Landesmuseum teil. Er wurde als Dauergast von den Kuratorinnen und Kuratoren jeweils zuvorkommend behandelt. Überraschung: Eines Abends nach einer Führung wartete der eher scheue Herr auf dem Vorplatz auf mich und erkundigte sich nach den weiteren Plänen des Museums. Eben hatten wir die beiden Sonderausstellungen des Jubiläumsjahres 1991 (Gold der Helvetier und Codex Manesse) erfolgreich veranstaltet. Ich unterhielt mich länger mit ihm über Themen der Zukunft, nicht über Geld, aber auch über die Stiftung SSLM (dazu S. 56). Er war schliesslich Mitglied der Museumsgesellschaft GLM.

Willy G.S. Hirzel trat stets bescheiden auf. Er sprach niemandem gegenüber jemals über den Plan, sein beachtliches Vermögen allenfalls dem Museum zu vermachen. Er stammte aus einer alten Zürcher Familie, war alleinstehend und ohne Nachkommen. Im Jahre 1994 war die Überraschung gross, als das Testament des Landesmuseum-Freundes bekannt wurde: einige Dutzend Millionen Schweizerfranken zugunsten unserer Institution! Dazu kam der grösste Teil seiner historischen Sammlungen mit zahlreichen Fotografien. Noch 1994 besuchte ich seine Mietwohnung an der Goldhaldenstrasse in Zollikon. Das grosse, an sich helle Vestibül war von schweren Barockmöbeln verstellt, in der Ecke stand eine ganze Sammlung von Regenschirmen und Gehstöcken. In seiner Wohnung hatte der Mäzen seine Sammlungen untergebracht, die nach und nach zur Inventarisierung ins Museums kamen. (Teile wurden im Rahmen einer Sonderausstellung 2002 präsentiert).

Mit Hilfe der Juristen Urs Allemann-Cafilisch und Peter Max Gutzwiller sowie Familienmitgliedern wurde 1996 eine Stiftung für das Hirzel-Legat ausserhalb der Bundesverwaltung gegründet. Der Stiftungsrat wurde mehrheitlich aus Museumsleuten zusammengestellt, zumal das legierte Vermögen dem Museum zukommen sollte. Ich bestand darauf, dass das Geld auf zwei Banken zu gleichen Teilen verteilt werde. So wurde das Vermögen erheblich vermehrt.

Die leere Wohnung wurde dann renoviert, übrigens unter der Ägide der jüngsten Tochter des Hitler-Attentäters Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Ihr und ihrem Mann gehörte die Liegenschaft. Ich suchte damals eine grössere Wohnung, erhielt den Zuschlag, wohnte einige Jahre darin und genoss, wie schon Willy G.S. Hirzel zuvor, auch die hübsche kleine Terrasse mit Blick auf den Zürichsee.

Das Legat Hirzel war ein Geschenk des Himmels für das Museum und auch für mich selber. Als Museumsleiter ist man stets auf der Pirsch nach neuen Mitteln, die Freiraum für neue Projekte ermöglichen. Mit den Geldern des Hirzel-Fonds wurde schliesslich das Auditorium des Erweiterungsbaus finanziert und dieses nach ihm benannt. (Bild aus der Photothek des Landesmuseums)





Das neue Musikautomatenmuseum in Seewen

Ein grosses Projekt aus der Ära Cotti war die Übernahme der seit 1979 von Heinrich Weiss in seiner Liegenschaft zusammengetragenen Musikautomatensammlung in Seewen im Schwarzbubenland. Der Bestand mit Schweizer Pretiosen ging 1990 samt einigen Bauten an den Bund, zuhanden des Landesmuseums. Hier galt es, aus einer begehbaren Privatsammlung ein öffentliches Museum zu machen. Der Sammler als Selfmademan war so von sich selbst überzeugt, dass er auch die Museumsbauten in eigener Regie geplant und ausgeführt hatte. Sie erwiesen sich als schadhaft und mussten à fond erneuert werden. Das ergab eine Untersuchung des Amtes für Bundesbauten. Der Zufall wollte es, dass dieses damals Bundesrat Otto Stich unterstellt war, der ebenfalls aus dem Schwarzbubenland stammte. Stich packte die Gelegenheit am Schopf, seiner Heimat zu einem modernen Bundesmuseum zu verhelfen. Einige Jahre hatte ich mit meiner Familie in der Nähe von Seewen gewohnt und kannte die Sammlung deshalb gut. Ich verstand mich vor diesem Hintergrund sofort bestens mit Otto Stich, der zusammen mit seinem Mitarbeiter namens Khanlari wiederholt in mein Büro nach Zürich kam. Bei dichtem Pfeifenrauch von allen dreien wurde dann die Parlamentsvorlage besprochen. Als diese in der zuständigen Parlamentskommission beraten wurde – es ging immerhin um über 12 Mio. Schweizer Franken – kam ich wegen einer Frage nach der Fläche des Grundstückes in Erklärungsnot. Das war für den Zahlenmenschen Stich kein Problem, er entgegnete nur: «*Herr Nationalrat, haben Sie die betreffende Seite nicht gelesen?*» Das neu erstellte Museum konnte 2000 eingeweiht werden und wird bis heute rege besucht (Bild links oben).



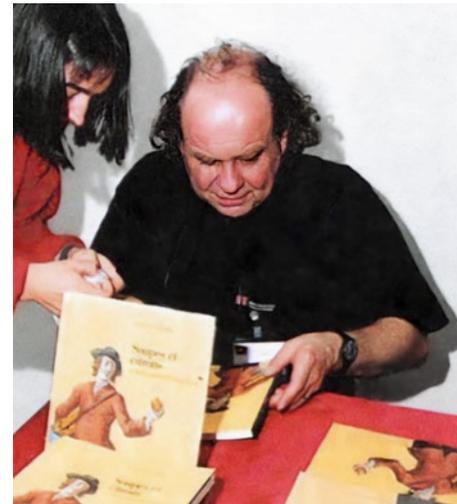
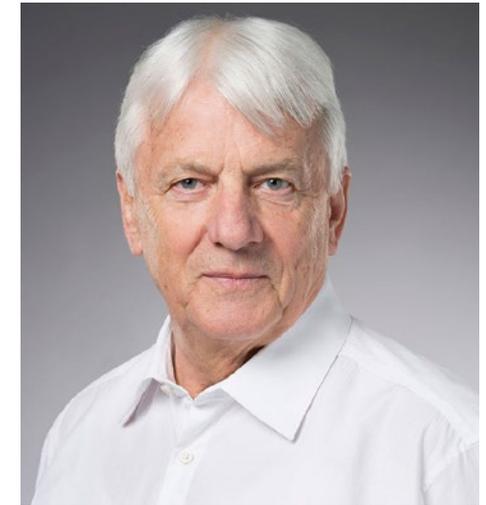
Das Bild unten zeigt das Landesmuseums-Team, das die Herausforderung der Jahre um 1998 samt neuen Häusern in Seewen und Prangins meisterte.

Teamarbeit

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Landesmuseums-Teams hatten sich ein beachtliches Fachwissen in verschiedenen Sammelgebieten zugelegt. Diese Expertinnen und Experten neben ihren Einsätzen in ihren Abteilungen auch zu gemeinsamen Projekten hinzuführen, war indessen herausfordernd (vgl. S. 47). Als Gamechanger wurde mit Personalberatern die Integration eines «kulturgeschichtlichen Rundgangs» ins Stammhaus ausgehandelt. Das gelang unterschiedlich, die einen machten es gut, andere weniger. Im «Herzstück» des alten Museums, der Ruhmeshalle, sollte das 19. Jh. thematisiert werden; dieses Teilprojekt ging an ein internes Team mit entsprechendem Budget und einem Architekten seiner Wahl. Das Resultat war von der Gestaltung und vom Inhalt her so, dass es nach wenigen Monaten wieder abgebaut werden musste.

Die grossen Projekte der Museumsgruppe wurden (mit Ausnahme des Sammlungszentrums) schliesslich vor allem von neu zugezogenen Leitungspersonen gemanagt. Dazu gehörte der brillante Historiker François de Capitani als führender geistiger Kopf. Ihm ist die Konzeption von Prangins zu verdanken, samt einigen wissenschaftlichen Beiträgen. Die Leistungen des jungen Walter Leimgruber wurden schon genannt. Inhaltlich leistete sein Nachfolger Christof Kübler im Bereich 20. Jh. viel. Der aus der Westschweiz zugezogene Laurent Flutsch, der anfänglich bei mir in Meilen wohnte, brachte die Archäologie voran. Neue Wege unter den Kuratorinnen beschritt Sigrid Pallmert im Textilbereich.

Seit 1994 brachte die Zürcherin Regula Zweifel die Museumsgruppe inhaltlich und organisatorisch entscheidend voran, zunächst als Projektleiterin und dann als stellvertretende Direktorin, unterstützt von Marco Fazzone als eine Art Verwaltungsdirektor. Dem in Bern abgeworbenen Juristen Urs Allemann-Cafilisch verdankt die Museumsgruppe viel, vor allem im Bereich der neuen Rechtsform. Die Leistungen von Konrad Jaggi und Niklaus Oswald wurden schon beschrieben. Bernard Schüle und Markus Leuthard brachten das Projekt Sammlungszentrum voran (siehe auch S. 68).



Leitungspersonen

Links oben: Regula Zweifel

Links unten: François de Capitani

Rechts oben: Urs Allemann-Cafilisch

Rechts unten: Niklaus Oswald.

Drei Sachbücher von verschiedenen Autorinnen und Autoren: Archäologie und Kulturgeschichte der Schweiz

Neben meiner Leitungstätigkeit engagierte ich mich für weitere Sachbücher zur frühen Schweizer Kulturgeschichte. So entstanden über Jahre die drei links abgebildeten Bände, als Fortsetzung des Buches über «Die Helvetier».

Weil ich selber nach 1987 aus Zeitgründen nur einzelne Kapitel verfassen konnte, suchte ich nach entsprechenden Autorinnen und Autoren in der ganzen Schweiz. Für die Reihe konnte wieder der Buchverlag der NZZ gewonnen werden, und als Mäzen trat erneut der Seniorchef der Bank Vontobel, Hans Vontobel, auf.

Warum solche Buchpublikationen? Seit langem gehörte es am Landesmuseum zur guten und gesetzlich verankerten Tradition für Museumskader und die Direktionsmitglieder publizistisch in ihren Fachbereichen tätig zu sein. Nach aussen und nach innen war dies für ihre Legitimation wichtig. Das galt auch für mich und half mit, Kuratorinnen und Kuratoren zu Publikationen über ihre Fachgebiete anzuhalten (S. 114).

Dazu kam: Erfahrene Politiker wie Beat Kappeler blühten im Rahmen von Manager-Kursen des Bundes den Teilnehmenden den Grundsatz ein «*Steht auf zwei Beinen!*» Sie kannten die Herausforderungen, denen Fachleute im politisch geprägten Betrieb ausgesetzt waren und warnten vor der Gefahr, das Ego zu sehr von der beruflichen Stellung abhängig zu machen. Das Publizieren pflegte ich also bewusst als zweiten, persönlichen Tätigkeitsbereich und Ausgleich weiter. Dies half 2006 mit, eine schwierige Zeit zu überstehen (dazu S. 97ff.).



Erste Forschungsgeschichte zur Schweizer Archäologie: «Von Moses bis ins späte 20. Jahrhundert»

Das S. 78 abgebildete Buch «Die ersten Jahrtausende» führte ich mit einem längeren Kapitel zur «Forschungsgeschichte der Archäologie in der Schweiz» ein. Erste Forschungen begannen im 16. Jahrhundert durch gebildete Basler Humanisten im nahen römischen Augst (vgl. S. 29). Auf weitere Funde des 17. Jahrhunderts folgten im 18. Jahrhundert erste Publikationen. Die Grundlagen der wissenschaftlichen Erforschung wurden im 19. Jahrhundert gelegt. Dazu trugen die Entdeckungen von Seerandsiedlungen bei, die «Pfahlbauer» wurden Teil der offiziellen Geschichtsschreibung.

In der Schweiz wurde die vor- und frühgeschichtliche Archäologie erst im 20. Jahrhundert eine universitäre Disziplin. Neben der Westschweiz bildeten sich in Basel und Zürich tonangebende universitäre Schulen heraus, bald flankiert durch naturwissenschaftliche Forschungen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fand eine Spezialisierung und Kantonalisierung der verschiedenen archäologischen Tätigkeitsfelder statt, die bis heute anhält.

Das E-Paper «Archäologie in der Schweiz» kann unter A7 auf den Webseiten furger.eu oder academia.edu abgerufen werden.

Pfahlbaubilder

Oben: «Die Pfahlbauerin» von Albert Anker, 1873.

Unten: Lehmplastik «Pfahlbauer» aus der Serie «Plötzlich diese Übersicht» von Fischli/Weiss des Jahres 1981, ein Geschenk des Schweizer Künstlerduos an das Landesmuseum von 1992.



Öffnung des Museumsschlosses zum neuen S-Bahnhof hin und «Live at Sunset» im Innenhof 1996 bis 2007

Das neben dem Zürcher Hauptbahnhof gelegene Museumsschloss im Stil des Historismus wurde im 20. Jh. zunehmend als aus der Zeit gefallene Trutzburg wahrgenommen. Das junge Leitungsteam des damaligen Pionierprojektes S-Bahn schlug dementsprechend meiner Vorgängerin für den Museumsvorhof eine grosszügige, in die Tiefe führende Arena als Verbindung zwischen Nationalmuseum und neuem Tiefbahnhof vor. Die Antwort darauf war: «Wir sind ein Museum!». Das teilte mir das Gestaltungsteam entschuldigend mit, nachdem ich ihnen 1987 den Vorwurf gemacht hatte, das Museum links liegen gelassen zu haben. Damals konnte ich leider nur noch punktuell eingreifen. Dazu gehörte mein Vorschlag, eine lange Vitrine mit Museumsobjekten entlang dem dem Museum nächstgelegenen unterirdischen Perron einzurichten, ähnlich der Metrostation «Louvre» in Paris. Dafür war es aber zu spät. In letzter Minute konnte wenigstens eine Treppe diesseits der Museumsstrasse mit Vitrine auf

dem Zwischengeschoss ausgehandelt werden. Diese ist bis heute der einzige Zugang zum Museum ohne Strassenüberquerung vom Bahnhof her.

Angesichts der künftigen Erweiterungspläne, für die wir auf Akzeptanz breiter Bevölkerungskreise angewiesen waren, wurde das Landesmuseum gezielt als Teil des städtischen Lebens in Zürich profiliert. Dazu gehörten, wie schon zur Zeit von Hugo Schneider, ein saisonaler Restaurantbetrieb im Innenhof und vor allem kulturelle Hofveranstaltungen sowie Aussenausstellungen mit grossformatigen Fotografien. Ein Anziehungspunkt für die Bevölkerung im Winter wurde die vom Lichtkünstler Gerry Hofstetter organisierte Eisbahn mit entsprechenden Aktivitäten, «Live on Ice» genannt. Unter dem Titel «Hofkino» wurde 2022 mit dem demselben Initianten wieder eine Zusammenarbeit aufgenommen.

Zum sommerlichen Höhepunkt wurde die Konzertreihe «Live at Sunset». Diese dauerte von 1996 bis 2007. Zehntausende erlebten hier in eindrücklicher Stimmung hochkarätige Konzerte.

Im Rahmen der Konzertserie «Live at Sunset» traten im Innenhof des Landesmuseums unter anderen folgende Künstlerinnen und Künstler auf:

- 1996: Konstantin Wecker, Lou Reed, Patti Smith und Andrea Bocelli
- 1997: Andreas Vollenweider & Friends
- 1998: The Phil Collins Big Band
- 1999: Mike Oldfield, Patti Smith und Nigel Kennedy
- 2000: Joe Cocker, Michael von der Heide und Lou Reed
- 2001: Stephan Eicher und Herbie Hancock
- 2002: Montserrat Caballé, Polo Hofer, Züri West und Joe Cocker
- 2003: Simple Minds und Patent Ochsner
- 2004: Stephan Eicher und Chris de Burgh
- 2005: Diana Ross.



Sonderausstellung in Martigny und Bücher über Leben und Werk von Hans Erni 1998/1999

Die ersten Kontakte zu Hans Erni (1909–2015) entstanden, wie S. 70 beschrieben, im Rahmen der Übernahme des «Landi-Bildes» von 1938/1939. Damals standen vor allem die Bildinhalte, die angewandten Techniken und die Hintergründe des Zeitpanoramas im Vordergrund. Weitere Gespräche führten zum Buch mit dem Titel «Ateliergespräche mit Hans Erni», welches 1998 im NZZ-Buchverlag erschien. Darin ging es mir als Kulturhistoriker vor allem um sein Leben und Wirken vor dem Hintergrund der Schweizer Geschichte, nach 1945 stark geprägt vom Kalten Krieg. Der Künstler war mit seiner Familie neben dem mit ihm befreundeten Konrad Farner der am stärksten ausgegrenzte prominente Schweizer.

1997 plante Léonard Gianadda in seiner Fondation in Martigny eine Ausstellung über Hans Erni vom 28.11.1998 bis zum 28.02.1999. Für dieses Projekt übernahm ich zusammen mit Marco Obrist die Gesamtverantwortung. Dazu erschien der Katalog «Hans Erni – Rétrospective». Das Bild unten rechts zeigt eine Zusammenkunft mit dem Künstler, Graphiker und Zeitzeugen Hans Erni im Jahr 1998, anlässlich der Vorbereitung der Ausstellung, in dessen Zweitwohnsitz in Saint-Rémy de Provence (im Hintergrund zwei Bilder aus Ernis künstlerischen Frühphase). Der zweisprachige Hans Erni war einer der wenigen Schweizer Künstler, die als Deutschschweizer in der Westschweiz stärker als in der Deutschschweiz rezipiert wurden. Bis um 1950 hatte er, der lange in Paris gearbeitet hatte, mit einigen berühmten Zeitgenossen wie Picasso, Klee oder Calder in Kontakt gestanden.

Bundesrätin Ruth Dreifuss hielt 1998 in Martigny die Eröffnungsrede zur Sonderausstellung und entschuldigte sich im Namen des Gesamtbundesrates beim Künstler für seine Behandlung durch die offizielle Schweiz in den Nachkriegsjahrzehnten. Erni nahm diese Entschuldigung bewegt entgegen. Zu seinem 100. Geburtstag konnte ich den Band herausgeben, dessen Umschlag oben rechts abgebildet ist.



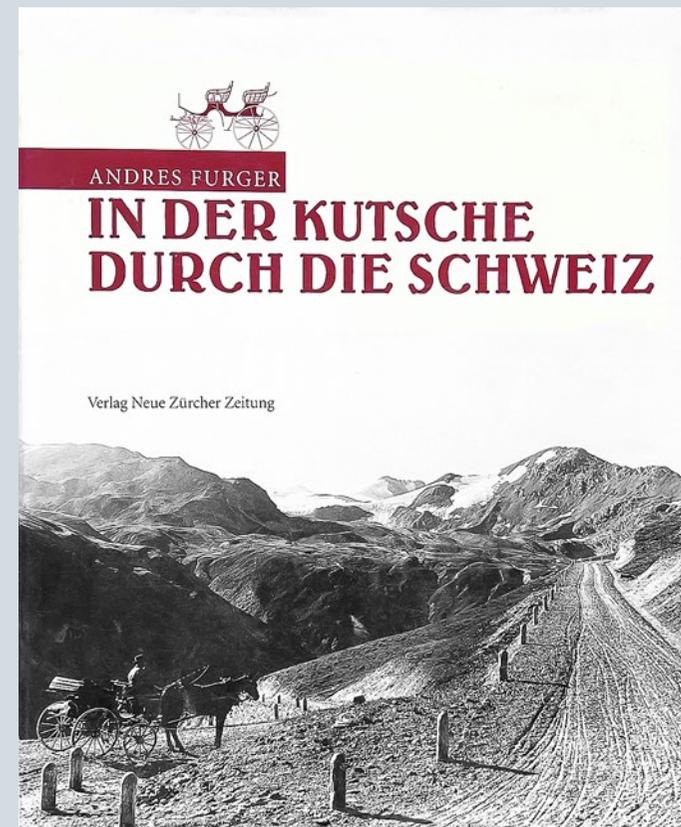
In der Kutsche durch die Schweiz

Das Thema «historische Kutschen» musste neben dem harten Job etwas kürzer gehalten werden. Immerhin konnte ich gewisse Recherchen zur Kutschenzeit in der Schweiz fortsetzen. Die häufigen berufsbedingten Aufenthalte in Bern nutzte ich zur Sichtung des in der Landesbibliothek aufbewahrten Archivs der Eidgenössischen Denkmalpflege mit seinen grossartigen Fotobeständen. So kam 2006 der rechts abgebildete Band zustande.

Anlässlich eines Jubiläums des Postmuseums in Bern im Jahre 1990, zu dessen Direktion gute Kontakte bestanden, bat diese um eine Sternfahrt von verschiedenen historischen Fahrzeugen in die Stadt Bern. Damals fühlte ich mich bereit, den Gotthard-Postwagen des Landesmuseums selbst fünfspännig kutschieren zu können. Dieser war mit der integralen Restaurierung kurz vor 1986 in einen gut fahrbaren Zustand versetzt worden und sah seither fast zu neu aus.



Die Pferde für die Tour wurden von der Eidgenössischen Militärpferdeanstalt (EMPFA) in Bern gestellt, wo ich Jahre zuvor Fahrkurse absolviert hatte. Auf der Fahrt wurde ich von mehreren erfahrenen Pferdeleuten begleitet. Der Start in Zürich erfolgte aus Sicherheitsgründen mit einer Motorrad-Equipe der Stadtpolizei.



Zum Thema historische Schweizer Kutschen

Oben: Buch über das Kutschenfahren in der Schweiz von 2006.

Links: Wegfahrt mit der Gotthardkutsche vom Landesmuseum aus Richtung Bern im Sommer 1990.

Château de Prangins als Nationalmuseum und «cadeau empoisonné»

Die Wahl von Schloss Prangins als Westschweizer Sitz des Landesmuseums geht auf die Direktionszeit Hugo Schneiders zurück (S. 45). Die Vorgeschichte des Schlosses war im 17./18. Jh. kurz zusammengefasst: Der Neureiche Louis Guiguer mit familiären Wurzeln in der Ostschweiz (Gyger) wird in Frankreich als Spekulant mit Textilien vermögend, kauft die Domäne Prangins samt heruntergekommenem Schloss und lässt dieses ab 1732 nach französischer Art neu aufrichten. So kommt er zum Adelstitel und kann sich seither «Baron Guiguer de Prangins» nennen. – Der letzte Bewohner in den frühen 1970er Jahren war ein amerikanischer Financier und Playboy namens Bernie Cornfeld.

Das danach leerstehende Schloss gehört nicht zu den bedeutendsten Schlössern der Westschweiz, und seine Eigentümer hatten keinen nennenswerten Beitrag zur Landesgeschichte geleistet. Auch hat der Ort Prangins keinen Bahnhof und wird von der «Compagnie générale de navigation sur le lac Léman» nicht direkt angefahren. Aber die Lokalität hatte den gut eidgenössischen Vorteil, fast auf der Grenze der beiden Kantone Waadt und Genf zu liegen. Diese kauften das Schloss für etwas mehr als zwei Millionen Franken und schenkten es 1975 der Eidgenossenschaft mit zwei Verpflichtungen: Renovation und Einrichtung eines Nationalmuseums. Dies kostete den Bund letztendlich über 80 Millionen Franken (ohne die von Bundesinstitutionen über Jahre intern erbrachten Leistungen gerechnet). Der Bundesrat, federführend durch das Innen- und Finanzdepartement mit dem Amt für Bundesbauten, nahm das Angebot an, ohne die Bausubstanz genauer zu prüfen. Zur Zeit von Direktorin Jenny Schneider wurde eine Botschaft ausgearbeitet, wobei das Kostendach durch den Generalsekretär des EDI aus taktisch-politischen Gründen auf unter 20 Mio. Schweizer Franken gedrückt wurde. Dann begannen erste Bauarbeiten, bis 1987 die Reissleine gezogen werden musste (S. 86). Die Geschäftsprüfungskommission des National- und Ständerats bilanzierte dazu am 26.5.89: «Beim Debakel um die massive Kostenüberschreitung für den Ausbau des Schlosses Prangins haben Verwaltung, BR und der zuständige Architekt versagt.» (BR = Bundesrat). In der Westschweiz begann man von einem «cadeau empoisonné», also von einem «Danaergeschenk» zu sprechen.



Schloss Prangins 1743 und 1994

Oben: Plan von Lecoultré des Schlosses (rot eingezeichnet) mit vorgelagertem Gemüsegarten.
Unten: Renovation des Schlosses 1994, davor die ummauerte Fläche des verfallenen Gemüsegartens.

Prangins: Scheitern des ersten und zweiten Konzepts

Der Auftrag für Schloss Prangins war seit 1975 die Einrichtung eines historischen Museums für die Schweiz des 18. und 19. Jh. Das machte Sinn, denn diese Epochen waren im Stammhaus im Ausstellungsbereich kaum abgedeckt. Leider auch in den Sammlungen nicht, wie sich später herausstellte – ausser bei den Waffen und Uniformen. Genau diese sollten nach dem ersten Konzept in Prangins grösseren Raum einnehmen. Federführend waren Hugo Schneider und der Waffenspezialist Karl Stüber. Dieser starb überraschend an Krebs, Hugo Schneider wurde pensioniert.

Daraufhin wurde ein zweites Konzept durch ein Zweierteam erarbeitet. Die organisatorische Leitung wurde der mittlerweile für das Projekt Prangins eingestellten Mitarbeiterin übertragen, die später das Museum leiten sollte. Die inhaltliche Hauptarbeit übernahm ein Landesmuseums-Kunsthistoriker mit Spezialgebiet Keramik. Das Konzept der beiden wurde mit einem begleitenden «cahier noir» zur Grundlage der Botschaft von 1983. Als Eröffnungstermin war das Jahr 1991 definiert (700 Jahre Eidgenossenschaft). Als ich den Zeitplan und das aktualisierte Projekt 1987 zu lesen wünschte, kam der Bescheid, es gebe keine neue Fassung in schriftlicher Form. (Trotzdem hatte ein Szenograph in Lausanne seine Arbeit nach mündlichen Instruktionen für eine Summe von CHF 350'000.– schon aufgenommen.) Am 13.5.1987 schrieb ich ins Tagebuch: *«Die Situation ist grotesk: seit 1981/83 wird intensiv gearbeitet und es liegt kein geschriebenes Projekt vor, das wesentlich über das «cahier noir» hinausgeht. So geht es nicht weiter, ich kann diese Verantwortung nicht tragen.»* Am 2. Juni informierte ich Bundesrat Cotti und seinen Generalsekretär über die angetroffene Lage schriftlich und mündlich. Dazu kam gemäss Tagebuch vom 11.8.1987: *«Es wird offensichtlich, dass bis Ende 1986 kein einziges Objekt für Prangins restauriert worden ist!»*

Als nach zwei Monaten das verlangte, «cahier rouge» genannte, detailliertere Innenkonzept endlich schriftlich vorlag, zeigte es in wissenschaftlicher Hinsicht deutliche Schwächen. Ich nahm deswegen Kontakt mit den Historikern Georg Kreis und François de Capitani auf. Letzterer zog Geneviève Heller bei. Das Ziel war, dieses Trio dem bisherigen Duo beizustellen. Das klappte nicht. Schliesslich musste nach einem Jahr mit zahlreichen Vermittlungsversuchen eingesehen werden: Die inhaltliche Projektleitung geht an das auswärtige Trio unter Federführung von François de Capitani über. Denn die Zeit drängte, die zweite Botschaft musste schnell und auf hohem Niveau formuliert werden. Was waren die Hintergründe für dieses Scheitern eines nationalen Prestigeprojektes?

1. Das Museum war für das Grossprojekt nicht gewappnet.
2. Die Landesmuseumskommission steuerte zu wenig mit.
3. Es war ein Fehler, den Auftrag für ein grosses historisches Museum nicht an ein erfahrenes Historiker-Team zu vergeben.

Weil Prangins 1987 als Bauskandal schon schweizweit die Runde machte und bundesseits nicht noch mehr Öl ins Feuer gegossen werden durfte, wurde das museale Scheitern diskret behandelt. Der von mir vorbereitete und von der Landesmuseumskommission unterstützte Wechsel des Leitungsduos zu historisch ausgewiesenen Fachleuten bedeutete indes einen fundamentalen Kurswechsel innerhalb der Institution. Das verunsicherte intern und führte zu entsprechender Unruhe über das Projekt Prangins hinaus. Für einige Kuratoren blieb die Umsteuerung eine «unmögliche Tatsache» im Sinne Morgensterns: *«Weil nicht sein kann, was nicht sein darf.»*

Ausführlicher dazu das E-Paper B2 «Nationalmuseum Schloss Prangins: in Etappen zum Erfolg» auf furger.eu oder academia.edu.

Drittes Konzept und wichtige Ankäufe für Schloss Prangins

Der neue Leiter des inhaltlichen Projektteams, François de Capitani, stellte bald fest: In den Sammlungen des Landesmuseums waren bei weitem nicht genügend Objekte des 18. und 19. Jh. vorhanden, um in Prangins ein attraktives Museum zur Landesgeschichte dieser Epoche zu realisieren. Auch das hatte man verplempert. Also wurde die Suche nach entsprechenden Objekten zum prioritären Ankaufs- und Sammlungsziel erklärt. Dafür verdoppelte das Parlament den Ankaufskredit auf CHF 800 000.–. Hinzu kam die S. 56 erwähnte Unterstützung durch die neu gegründete Stiftung für das Landesmuseum.

Eine Anekdote zu den damals getätigten Ankäufen: 1994 wurde im Kunsthandel das Bild «Der Rheinfall» von Claude Joseph Vernet aus dem Jahre 1779 angeboten. Es gibt zwar viele Darstellungen dieses grössten Wasserfalls Europas, aber ein so frühes und bedeutendes Gemälde des seit dem 18. Jh. von Reisenden gut besuchten Naturdenkmals war selten. Der Verkäufer wurde kontaktiert und dieser merkte sofort, dass wir das Bild unbedingt erstehen wollten. Der Preis war auf über 2 Mio. Franken angesetzt, was – wie besonnene Spezialisten mitteilten – doch wieder zu viel für einen Vernet im internationalen Quervergleich war. (Recherchen ergaben zudem: Auf einer früheren Auktion hatte das Bild einen deutlich tieferen Preis erzielt.) Im Museum folgte ein internes Hickhack über das weitere Vorgehen. Ich entschied mich für einen Direkteingriff, nachdem klar wurde, dass der Anbieter, eine deutsche Galerie, nicht der alleinige Besitzer war. Es handelte sich um einen sogenannten Ringkauf mit einem englischen Händler als Leader. (Dabei beteiligen sich alle interessierten Händler per Absprache an der Verkaufsauktion, bieten nicht gegeneinander und halten so den Zuschlagspreis tief; sie werden dann beim Wiederverkauf anteilmässig am Gewinn beteiligt.) Dem englischen Händler machte ich per Fax ein zeitlich befristetes Angebot: nur eine gute Million, aber sofort zahlbar. Was geschah? Er nahm es dankend an.



Erfolgreiche, aber lange Realisierung im dritten Anlauf

Noch im Jahre 1987 wurden alle Arbeiten in Prangins gestoppt, Architekt und Szenograph entlassen. Dann ging es an die Ausarbeitung einer neuen Botschaft unter Federführung von Bundesrat Flavio Cotti, dem neuen Bauchef Niki Piazzoli und mir mit dem erwähnten Inhaltsteam unter Leitung von François de Capitani. Die designierte Leiterin konzentrierte sich derweil auf die Kommunikation nach aussen und die Schlossgeschichte. 1989 war die neue Botschaft fertig, sie ergab Kosten von 73 Mio., auch weil sich das ganze Schloss als vom Hausschwamm befallen erwies. Die auf 1991 geplante Eröffnung musste deshalb auf das Jahr 1998 verschoben werden.



Die für das dritte inhaltliche Konzept Verantwortlichen entschieden sich für das «lange 19. Jahrhundert.», also bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. Nach der jahrelangen Bauphase begann die Innenrestaurierung Raum für Raum, entsprechend dem mittlerweile detailliert ausgearbeiteten Inhaltskonzept. Dabei wurden wichtige Themen jener Zeit wie Bildung (Bild eines historischen Schulzimmers unten), Industrialisierung etc. in den Vordergrund gestellt. Die repräsentativen Räume im Erdgeschoss wurden bewusst nicht im Sinne eines Schlossmuseums der Familie Guiguer eingerichtet, um den Auftrag als nationales Geschichtsmuseums zu wahren. Wie schon erwähnt, hatten der Erbauer des Schlosses und sein Sohn kaum eine überregionale Rolle gespielt (vgl. S. 89). Letzterer hatte sich vor allem um sich und seine Domäne gekümmert und darüber Tagebuch geführt.



Schliesslich konnte das Schloss nach über 20 Jahren in Bundesbesitz im Sommer 1998 als Museum eingeweiht werden. Als symbolischer Brückenschlag fuhr ich mit der Gotthardkutsche des 19. Jh. in Prangins vor und wurde dort von Bundesrätin Ruth Dreifuss begrüsst (Bild ganz links). Es war ein schöner Zufall, dass eine Bundesrätin aus der Westschweiz das erste Nationalmuseum in der französischsprachigen Schweiz einweihen konnte.

Prangins: Die Berline des Genfer Bürgermeisters und ein Schlossmodell

Nach der Verabschiedung der neuen Botschaft 1989 war für uns in Zürich die Arbeit am zweiten Nationalmuseum erst richtig losgegangen. In den 1990er Jahren reiste ich jede zweite Woche dorthin und war mit der designierten Leiterin wiederholt bei potenziellen Sponsoren und Mäzenen zu Besuch. Oft schaute nach wiederholten gemeinsamen Essen bei älteren Leuten nichts heraus. Nicht so bei den Brüdern Hubert und Jean-Michel Pictet mit ihren Gattinnen, die den um 1760 erbauten Familiensitz «Le Reposoir» bei Genf besaßen. Dort hatte sich in guter Erhaltung eine noble Berline samt Originalgeschirr ihres Vorfahren Isaac Pictet erhalten, zu der es in Europa nur noch ein einziges Vergleichsbeispiel gibt. Pictet war um 1800 wiederholt Bürgermeister von Genf gewesen und pflegte enge Beziehungen zur englischen Krone. Deshalb bestellte er seinen Reisewagen in London. Dieser stand 200 Jahre lang wohlbehalten in derselben Remise. Zuletzt kam er leider vor eine Heizung zu stehen, was zu einem Paneelriss am Kasten führte. Jetzt konnten wir die Besitzer überzeugen, das seltene Fahrzeug samt zugehörigem Viererzuggeschirr dem Museum zu überlassen. Ein Museum hat nicht nur die Aufgabe, Objekte zu erhalten, sondern auch sie im grösseren historischen Kontext zum Sprechen zu bringen. Das erfolgte in diesem Fall 2005 mit der oben rechts abgebildeten Broschüre eines Autorenteam.

Auch in anderen Bereichen führten frühere Berufserfahrungen zu Hauptobjekten in Prangins. So war der Basler Künstler Marius Rappo, der das S. 22 vorgestellte Modells des Murus Gallicus von Basel hergestellt hatte, bereit, ein grosses Modell des Schlosses im Bau anzufertigen. Er machte sich in seiner akribischen Art wieder an die Arbeit, fachlich begleitet von einem dafür beauftragten Architektur-Spezialisten aus Bern. Dieser drängte ihn nach einer Verzögerung zum schnelleren Arbeiten. Wie Marius Rappo mir viel später anvertraute, führte ihn das zu einer Lebenskrise.

Modell und Berline haben bis heute ihren festen Platz im Prangins-Museum.



Son Altesse Impériale – «Napoléon VI»

In Prangins ging es in den späten 1990er Jahren bei ersten Empfängen im fast fertigen Museumsschloss zuweilen recht vornehm-französisch zu. So kam bei einem Anlass eine gross gewachsene Dame in gerader Haltung auf mich zu und sprach folgende Worte zu mir: «*Je m'excuse mais le Prince est malade.*» Ein Jahr zuvor war sie noch mit ihrem Mann erschienen, der mit «*son Altesse Impériale*» angesprochen wurde. Das Bild unten zeigt ihn in jüngeren Jahren. Warum gleicht dieser so frappant dem rechts Abgebildeten? Ganz einfach, es handelt sich um Grossneffe und Grossonkel.

Dahinter steckt eine mit Geschichte der Gemeinde Prangins zusammenhängende Episode. Die zum Schloss Prangins gehörende, einst bis an den Genfersee reichende Domäne war nach dem Ende des Ersten Kaiserreichs 1814 kurz Besitz des rechts abgebildeten Joseph Bonaparte geworden, dem älteren, aus Spanien geflüchteten Bruder von Napoléon I. (König von Spanien 1808 bis 1813). Ein Teil der Domäne blieb – bis heute – im Besitz von Napoleoniden und somit des unten abgebildete Louis Napoléon (1914–1997), Enkel von Jérôme Bonaparte (1784–1860), dem ältesten Bruder Napoléons I. Der 1997 verstorbene Louis Napoléon galt in der Familie als bonapartistischer Prätendent auf den französischen Thron und wurde deshalb auch «Napoléon VI» genannt. (Sein in Prangins aufgewachsener ältester und noch lebender Sohn wird zuweilen als «Napoléon VII» bezeichnet.)



Napoleoniden in nächster Nähe des Museums? Das führte mich zur Idee einer Sonderausstellung über die Rolle der Schweiz als Flucht- und Exilland gekrönter Häupter und ihrer Familien samt den Hintergründen. (Dazu ist

es bis heute nicht gekommen.) Solche Episoden eignen sich gut für kleinere Sonderausstellungen, aber weniger für grössere oder gar die Dauerausstellung, diese sollten sich auf grosse Linien der Landesgeschichte beschränken.



Noblesse oblige?

Nach der Eröffnung von Schloss Prangins als Museum wurde der rekonstruierte Garten wie erhofft ebenso zu einem Publikumsmagneten wie das Geschichtsmuseum. Nach 1986 wurde die nationale Ausrichtung aber weniger fortgesetzt. Als Überschrift wählte man neu: «Noblesse oblige!». Rückfall in Richtung Schlossmuseum? Jedenfalls entsprach dies nicht der parlamentarischen Vorgabe für das mit erheblichen Bundesmitteln realisierte Museum. Man wollte dort bewusst kein weiteres Schloss oder Regionalmuseum errichten, zumal es in der Nähe bereits solche gab, etwa Schloss Coppet mit seinen historisch wichtigen Persönlichkeiten wie Jacques Necker oder Germaine de Staël.

Kommt dazu: Der Adel spielte in der Geschichte der demokratischen Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts keine grosse Rolle, sein üppiges Leben im Stil des Ancien Régime und des Absolutismus, wie es der genannte Guiguer und sein Sohn geführt hatten, war ein historisches Auslaufmodell. Das 18. Jahrhundert, auch «siècle des Lumières» genannt, brachte aber bekanntlich mit der Aufklärung und Persönlichkeiten wie dem Genfer Jean-Jacques Rousseau ein bis heute prägendes Zukunftsmodell hervor. Zu hoffen ist, dass das nationale Museum bei der nächsten Erneuerungsrunde nicht weitere regionale Nebenschauplätze thematisiert, sondern für das 18. und 19. Jh. wichtige Themen vertieft werden. Dies auch im Hinblick auf ein grösseres Publikum. Das Nationalmuseum in Prangins schneidet von den Besucherzahlen her im Vergleich mit anderen Museen der Region in jüngster Zeit nicht gut ab.

Noblesse oblige?

Bilder rechts: Blick in die im Stil eines Schlossmuseums neuerdings nachgestellten Interieurs von Schloss Prangins, als Sitz eines Geldadeligen und seiner Nachkommen.





«MUSÉE SUISSE»: Acht Museen – ein Unternehmen

Die Eröffnung des Nationalmuseums in Prangins im Jahre 1998 war der Moment, die nationalen Häuser unter dem Dach des Landesmuseums neu zu einer Gruppe zusammenzuschmieden. Dies war ein entscheidender organisatorischer Meilenstein zu der Institutionsform, wie sie heute als Schweizerisches Nationalmuseum verstanden wird (S. 107ff.). Ab diesem Zeitpunkt kommunizierten wir systematisch, als Museumsgruppe mit den Standorten Zürich, Prangins, Schwyz, Wildegg, Seewen etc.

Zur neuen Organisationsform gehörte das Rotationsprinzip im Bereich Sonderausstellungen durch die verschiedenen Häuser. Dafür hatte ich für Prangins in letzter Minute in der zweiten Botschaft noch einen Sonderausstellungsraum in den Dépendances durchsetzen können. Gleichzeitig wurde an der Corporate Identity gearbeitet und in der Folge der Slogan «Acht Museen – ein Unternehmen» und der Kommunikationsname «MUSÉE SUISSE» kreiert. Das zeigt der links abgebildete Umschlag des Buches über alle Häuser von 2001.



Das untere Bild zeigt die 1998 in vier Sprachen erschienene Überblickspublikation zu den hochkarätigen Sammlungen. Alle vier Fassungen erschienen in der Buchserie «Museen der Schweiz», in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft und grosszügig finanziert durch die Bank Paribas Schweiz.

Die in diesem Band vorgestellten 58 Objekte gaben einen Überblick über die Schweizerische Kulturgeschichte im grösseren Kontext. Darin konnten dem neuen Objektbestand zum 20. Jh. erstmals über 20 Seiten gewidmet werden.

Die vier Bände wurden nach 2006 nicht weiter verkauft; sie sind als Digitalisat abrufbar unter B12 auf den Webseiten furger.eu und academia.edu.

Jubiläum in Zürich 1998: Feier 100 Jahre Landesmuseum

Im Sommer 1998 war es soweit, Zürich konnte das 100 Jahre-Jubiläum des Landesmuseums feiern. Begleitend dazu war die Sonderausstellung mit dem etwas provokativen Titel «Die Erfindung der Schweiz» durch Christof Kübler samt einem umfassenden Begleitband fertiggestellt worden. Wir wollten uns bewusst nicht zu sehr selber feiern und Nabelschau halten, sondern mit einer eher kritischen Ausstellung auftreten.

Zur Feier erschien Bundesrätin Ruth Dreifuss und konnte vor Gästen aus Politik, Kultur und verschiedenen Universitäten ihre Rede halten. Alles verlief bestens, bis sich am Abend – nach der Abreise der Magistratin – Unheil ankündigte: Ich sass nach dem offiziellen Teil der Feier mit vielen Gästen im Innenhof in der Nähe des Eingangs und erhaschte einen Blick auf einen vorbeigehenden, zum Sanitäter ausgebildeten Kuratoren, der einen älteren Mitarbeiter stützte und zum Ausgang führte. Kurz darauf sah ich zwei Notfallsanitäter im Haupteingang verschwinden und schaute nach: Der ältere Mitarbeiter wurde bereits leblos auf eine Bahre gelegt und in den Krankenwagen getragen. Noch heute habe ich das Bild vor mir, wie ein Sanitäter dessen Schuhe noch schnell mit auf die Bahre legte. Es folgte ein gemeinsames Innehalten mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die das Sterben miterlebt hatten.

Mittlerweile war es dunkel geworden, das Fest war noch in vollem Gange. Am Mikrofon teilte ich den tragischen Vorfall mit, alle verstummten. In Erinnerung bleiben bis heute die Schemen der still den Hof verlassenden Menschen. Dies war nicht der einzige Todesfall im Landesmuseum in meiner Amtszeit, der zu verarbeiten war.

1998: Feier im Hof des Landesmuseums

Rechts: Bundesrätin Dreifuss trifft im Hof des Landesmuseums ein. (Bild aus der Photothek des Landesmuseums)

Unten von links nach rechts: alt Stadtrat Hans Wehrli und Regierungsrat Markus Notter (Präsidium Landesmuseumskommission) und ich sowie rechts angeschnitten Alfred Gilgen.



1999: Offener Startschuss zur Strategie

Nach den erfolgreichen Eröffnungen in Schwyz und in Prangins sowie dem Jubiläum von 1998 in Zürich waren die S. 71 erwähnten Vorgaben von Bundesrätin Ruth Dreifuss erfüllt. Sie gab die aufgeschobenen Reformpläne frei, sodass sie jetzt offen kommuniziert werden konnten. Die Strategie fasste ich 2006 in der ZAK 63 folgendermassen zusammen:

Im Jahre 1999 wurde der Startschuss zum Projekt «Neues Landesmuseum» gegeben, nachdem ein Jahr zuvor, 1998, zum hundertjährigen Bestehen des Schweizerischen Landesmuseums Schloss Prangins als Sitz in der Westschweiz feierlich eröffnet werden konnte. Zur selben Zeit waren dem Landesmuseum zwei weitere Museumshäuser übergeben und andere schon bestehende Aussenstellen neu eingerichtet worden. Nun begann der Prozess, alle acht Häuser in der MUSEE SUISSE Gruppe zusammenzufassen. Die Gruppenbildung erforderte eine Anpassung der Führungsinstrumente und der Organisation. Für den Betrieb der neuen Häuser und die zusätzlichen Aufgaben wurden dem Landesmuseum vom Bund keine zusätzlichen Mittel zugeteilt. Deshalb musste die Museumsgruppe die Eigenfinanzierung erhöhen und mehr Eigenverantwortung übernehmen.

Seit den Achtzigerjahren steht die Institution Museum in verschärftem Wettbewerb mit den Medien, der Werbe-, Bildungs- und Unterhaltungsindustrie, wo es um die Aufmerksamkeit und Freizeit der Besucherinnen und Besucher geht. In den Nachbarländern wurde auf diesen gesellschaftlichen Wandel mit Museumsreformen reagiert. Viele Häuser haben eine Perspektive für das 21. Jahrhundert erhalten. Auch die MUSEE SUISSE Gruppe soll in dieser Liga der anderen Nationalmuseen mitspielen können. Das Team der Museumsgruppe nahm diese Herausforderung an und formulierte die einzelnen Reformprojekte im Rahmen des «Neuen Landesmuseums». Sie wurden koordiniert und geführt von einer Steuergruppe bestehend aus dem Direktor des Bundesamtes für Kultur, dem Präsidenten der Eidgenössischen Kommission für das Landesmuseum und dem Direktor des Landesmuseums. 2002 war es soweit: Der Gesamtbundesrat nahm in einem noch heute gültigen Aussprachepapier die weitreichenden Organisationspläne zur Kenntnis, die aus vier voneinander abhängigen Teilprojekten bestehen:

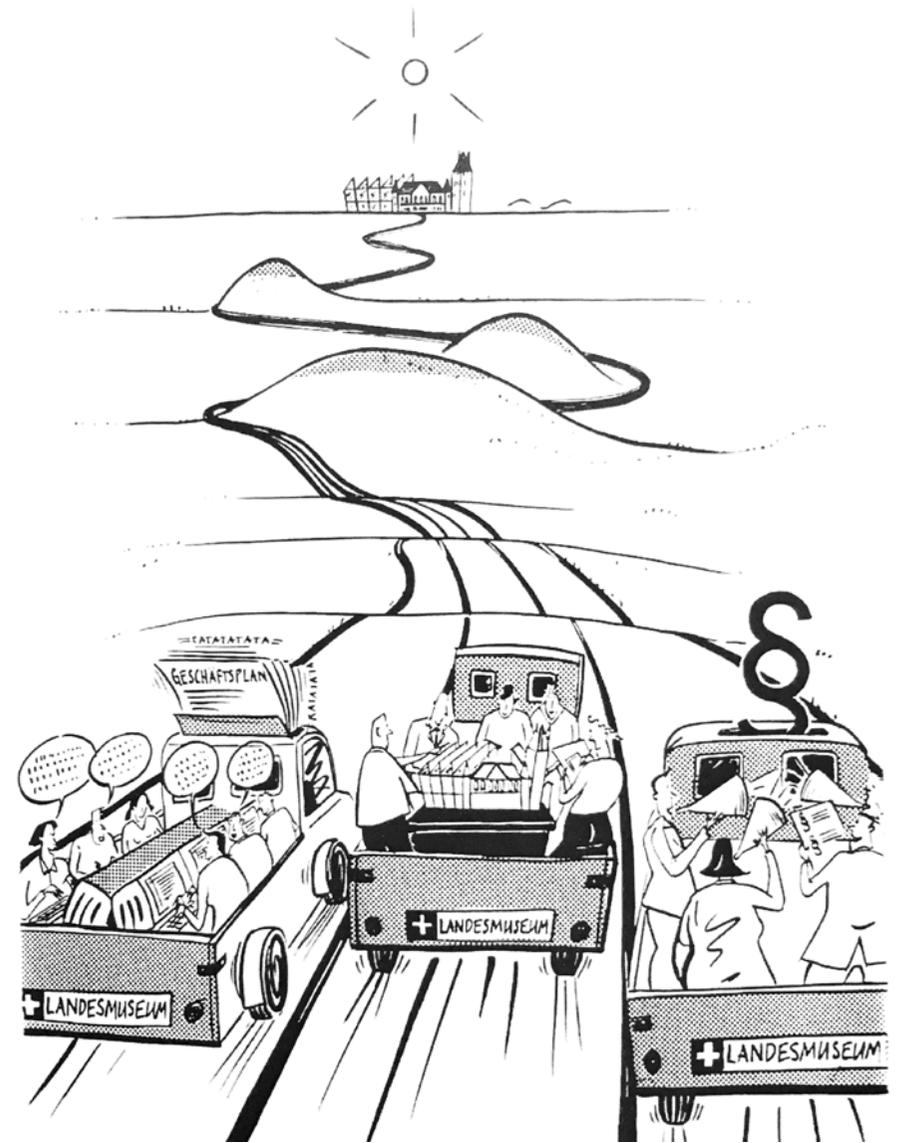
1. Überführung der Museumsgruppe in eine öffentlich-rechtliche Stiftung,
2. Beginn einer tiefgreifenden Unternehmens- und Organisationsentwicklung,
3. Sanierung und Erweiterung des alten Hauptsitzes in Zürich,
4. Auslagerung der Objektdepots aus dem Hauptsitz und Gründung eines Sammlungszentrums in Affoltern am Albis.

1. Die Überführung der Institution in eine öffentlich-rechtliche Stiftung wurde nach vorgängigen Beratungen in der ständerätlichen Kommission für Wissenschaft und Bildung (WBK S) Mitte Dezember 2005 vom Ständerat behandelt. Der Mehrheitsantrag mit Rückweisung der vorliegenden Botschaft 2002 an den Bundesrat mit dem Auftrag, eine neue Botschaft auf 2007 auszuarbeiten, wurde mit 20 zu 15 Stimmen angenommen. Die meisten Ständeräte plädierten für eine Organisation der Bundesmuseen im dritten Kreis der Bundesverwaltung (Stiftung, Anstalt, usw.). Die Vorlage geht nun an den Nationalrat weiter: Dessen WBK wird Ende Januar 2006 tagen, und der Nationalrat hat das Geschäft in der Frühjahrsession 2006 traktandiert.

2. Die Organisations- und Unternehmensentwicklung wurde weitergeführt. Insbesondere wurde aufgrund der Empfehlungen der Geschäftsprüfungskommission des Nationalrats die Direktorin von Schloss Prangins schon vor zwei Jahren in die Geschäftsleitung der Gruppe aufgenommen. Die übrigen Museumsleiter sind in der Geschäftsleitung stärker vertreten, um die Autonomie ihrer Häuser zu erhöhen.

3. Im Bereich Sanierung und Erweiterung des Landesmuseums in Zürich konnten im Dezember 2005 wichtige Meilensteine erreicht werden. Die Räte haben einstimmig Kredite von 31 Mio. Franken für die Sanierung des Altbaus in Zürich und 500'000.– Franken für die Einrichtung des Sammlungszentrums in Affoltern am Albis gutgeheissen. Die Baubotschaft 2006 ist damit genehmigt. Zudem hat der Regierungsrat des Kantons Zürich die Rekurse gegen den Gestaltungsplan des Erweiterungsbau Landesmuseum Zürich abgelehnt. Auch diese Planung ist damit einen wesentlichen Schritt weiter. Für die Erneuerung des über 100jährigen Museumsgebäudes wurden bis heute von den Räten insgesamt 53 Mio. Franken gesprochen. Damit ist die dauerhafte Sanierung des Hauptflügels mit der Ruhmeshalle sowie die Sanierung weiterer Bereiche des Altbaus gesichert. Diese sollen im Jahr 2009 wieder eröffnet werden können. Damit diese Wiedereinrichtung längerfristig gestaltet werden kann, muss sie in eine wohl überlegte Gesamtkonzeption eingebettet sein. Planung vom Ganzen zum Einzelnen ist hier die Devise.

4. Der Fortschritt des Teilprojekts Umbau und Bezug des Sammlungs- und Konservierungszentrums in Affoltern am Albis wird durch einen Projektbericht dokumentiert.



Auf drei Bahnen zum Ziel

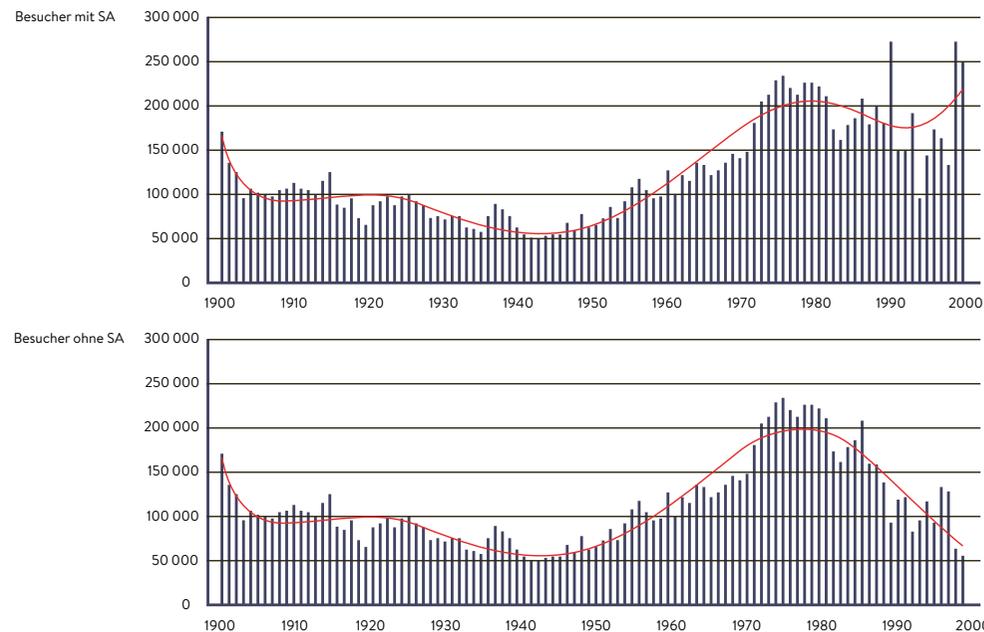
Die Umsetzung der 1999 offen kommunizierten Strategie wurde ab 2000 in Zwischenberichten genau dokumentiert. Die Skizze veranschaulicht drei wichtige Schienen, von links nach rechts: interne Reorganisation, Erweiterungsbau in Zürich mit Sammlungszentrum ausserhalb Zürichs und neue Rechtsform). Die Skizze stammt aus dem 195-seitigen Zwischenbericht Nr. 1 vom 15.9.2000.

Die Gesamtstrategie mit Aussprachepapier des Bundesrates

Die Teilprojekte der neuen Strategie (Rechtsform, Unternehmensentwicklung, Erweiterung in Zürich und auswärtiges Sammlungszentrum) wurden über Jahre vorbereitet. (Die Grundkonzeption des neuen Museums in Zürich war im Sommer 1998 bereits ausformuliert: S. 95.) Somit konnte im Jahre 1999 zügig gestartet werden. Zum Leitungsteam war neben Regula Zweifel nach einem langen, mit «Bern» geführten Papierkrieg auch Marco Fazzone als Manager gestossen (heute Leiter des FIFA-Museums in Zürich). Das Bundesamt für Kultur bekundete Mühe mit dem für sie schnellen Vorwärtsgang, deshalb war neue Kabale zu befürchten. Bremsversuche antizipierend formulierten wir ab 2000 zu jedem Schritt der Strategieumsetzung ausführliche, gedruckte Zwischenberichte und streuten sie innerhalb der Bundesverwaltung, insgesamt einige hundert Seiten. Die Karten lagen damit offen auf dem Tisch. Wir erhofften uns damit auch, dass das Kulturamt seinerseits eine übergeordnete Strategie für die von ihm verwalteten Bundesmuseen formulieren würde. Das unterblieb und verzögerte unser Teilprojekt Rechtsform um Jahre (S. 106f.).

Die Strategie wurde nach einem langen bundesinternen Vorlauf im Jahre 2002 in Form eines sogenannten Aussprachepapiers auf Antrag von Bundesrätin Ruth Dreifuss vom Gesamtbundesrat zur Kenntnis genommen. Darin wurde die Sanierung und Erweiterung des Sitzes in Zürich unter dem Titel «Neues Landesmuseum» auf 161 Mio. Franken geschätzt. Für die Realisierung der Strategie begann eine Steuergruppe mit der Führungsarbeit. Hans Wehrli band als Vorsitzender den Kulturchef geschickt mit ein. Der erfahrene Berner Jurist Urs Allemann-Cafilisch formulierte die Botschaft von 80 Seiten zur neuen Rechtsform. Darin wurde der Strukturwandel im Bereich der internationalen Museumsszene betont, auch mit Grafiken und Analysen. Dazu gehörte die Notwendigkeit von grösseren Sonderausstellungen. Ein Heft der ZAK (57, 2000, Heft 1) fasste unter anderem die zuvor eingeleiteten Befragungen und Forschungen durch Spezialisten der empirischen Sozialforschung zusammen. Darin war unter dem Titel «Das Schweizerische Landesmuseum auf dem Weg ins 21. Jahrhundert» das Ziel klar formuliert.

Dabei werden heute zuweilen Ursache und Wirkung dieses Prozesses etwas durcheinandergebracht. In einem Eintrag auf der Webseite des Nationalmuseums unter der Rubrik «Geschichte des Landesmuseums» (abgerufen am 14.5.2023) wird stipuliert, die Warteschlangen von 2000/2001 vor dem Museum hätten zu den Reorganisationsplänen geführt. Es war umgekehrt: Mit zugkräftigen Sonderausstellungen, wie derjenigen über Leonardo da Vinci, wurde bewusst 1:1 vorgeführt, warum das Mutterhaus in Zürich unbedingt erweitert werden müsse. Dazu gehörten eben eine zeitgemässe Infrastruktur für Sonderausstellungen und auf der strukturellen Ebene ein Vierjahres-Budget.



Aussagekräftige Grafik

Das ins bundesrätliche Aussprachepapier integrierte Kurvenbild zeigt unten das Absacken der Besuche, das nach 2007 mit Sonderausstellungen (SA) aufgefangen wurde (Kurve oben).

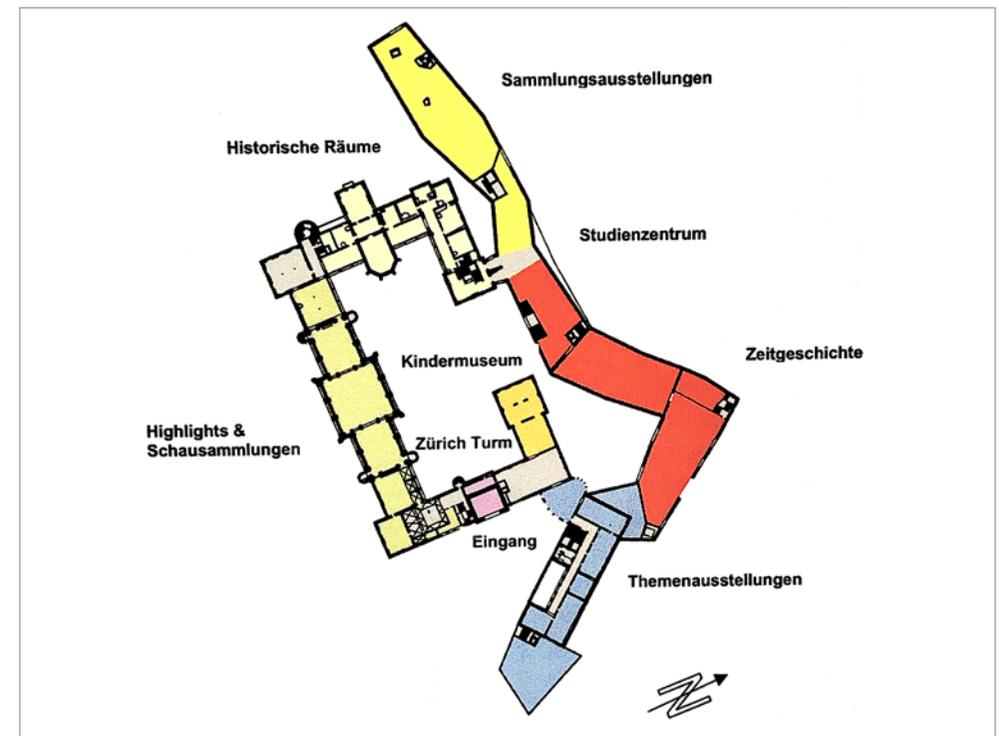
Mittels provokativer Varianten zum Erweiterungsbau in Zürich

Ein neuer Museumsbau in der Stadt Zürich? Die Landesmuseumskommission und die Direktion waren gewappnet. Noch hallte der Spruch «Zürich ist gebaut» einer Stadträtin nach. (Kurz zuvor hatte das Rietberg-Museum unterirdisch erweitert; das wollten wir nicht, ein Nationalmuseum soll sich nicht verstecken.) Also musste in enger Absprache mit der Stadt taktisch geschickt vorgegangen werden. Dazu gehörten drei provokative (Streich-)Varianten. Variante Nr. 1 brachte der sozialdemokratische Stadtpräsident Elmar Ledergerber 1999 ins Spiel: Abriss des Schlosses von 1898 und kompletter Neubau. Dies vor dem Hintergrund, dass das Schloss von Gustav Gull auch als Symbol des rechten Bürgertums wahrgenommen wurde. Ich diskutierte diesen Vorschlag unvoreingenommen in Fachkreisen, zumal ein zeitgemässer Museumsbetrieb mit Sonderausstellungen im Altbau auf Dauer nicht möglich war. Das führte mich zur Variante Nr 2: Weiterbetrieb des «eingefrorenen» Stammhauses als Museum im Museum und Bau eines modernen Hauptsitzes anderswo in der Schweiz, etwa im Tessin, das bisher zu kurz gekommen war. Das wollte naturgemäss in Zürich niemand. So kam es zur Variante Nr. 3: Abriss des Kunstgewerbeflügels und an dessen Stelle Bau eines modernen Flügels. Diese Option vertrat Hans Wehrli. Natürlich folgte auch darauf Opposition.

Als (vorher schon einkalkuliertes) Zugeständnis wurde schliesslich der Kunstgewerbeflügel nicht mehr zum Abbruch freigegeben, aber ein daran anschliessender Kopfbau erwogen. Die Opposition wurde damit etwas schwächer, blieb aber immer noch gefährlich. Schliesslich leistete sich der Heimatschutz einen juristischen Lapsus und fiel als Gegner aus dem Rennen.



In einvernehmlicher Absprache mit der Stadt und dem Kanton Zürich war vorher schon ein Bauperimeter bis in den Platzspitz-Park hinein definiert worden. Auf dieser Grundlage wurde der mehrstufige Architekturwettbewerb ausgelobt. Diese Geschichte ist detailliert publiziert im links unten abgebildeten Heft der ZAK von 2006 samt dem Innenkonzept, wie unten abgebildet. Das Bild aus dem Siegerprojekt von Christ & Gantenbein wies genug Platz für die Zeitgeschichte, Sonderausstellungsräume und neu auch für ein Studienzentrum aus. Letzteres war mir als Forscher besonders wichtig. – Mittlerweile gab es eine gute Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Bauten (BBL), wie das Bauamt neu hiess. Es war Teil des Innendepartements geworden. Hanspeter Winkler vom BBL führte das Bauprojekt schliesslich mit Erfolg bis zum Abschluss im Jahre 2016.



Chronik des Erweiterungsbaus in Zürich

Unter dem Strich dauerte die Planung und Realisierung des neuen Zürcher Landesmuseums mit der Erweiterung gut 30 Jahre! Diese lange Geschichte ist heute fast vergessen. Im 2023 aufgeschalteten Blog «Der lange Weg zur Erweiterung» der jetzigen Kommunikationsabteilung des Nationalmuseums beginnt die Baugeschichte im «Jahr 2000 mit der Ausschreibung eines internationalen Architekturwettbewerbs». Damals war allerdings das Bauprogramm, wie es 2016 realisiert wurde, bereits längst definiert. Der Vorlauf der Erweiterung geht sogar auf das Jahr 1991 zurück. Damals lag die von mir in Auftrag gegebene erste umfassende Studie der Zürcher Architekten Senn & Kühne vor. Sie ergab, dass der bisherige Plan mit einer Erweiterung an der Sihl nicht ausreiche, sondern der Neubau in den Bereich des Platzspitz-Parks zu verlegen sei. Genau das verfolgten wir fortan weiter und zwar nicht unterirdisch, wie damals vor allem vorgeschlagen, sondern oberirdisch. Am 26.07.1997 war dazu im Tages-Anzeiger zu lesen:

Das Landesmuseum hat grosse Pläne: Der historische Bau beim Hauptbahnhof soll nur noch für Ausstellungen genutzt werden; Restauratoren, Konservatoren und Handwerker müssen ausziehen. Geplant ist ein Erweiterungsbau, mit dem ein architektonisches Zeichen gesetzt werden soll. Erweiterungspläne für den Hauptsitz des Landesmuseums gibt es zwar seit rund 80 Jahren. Noch nie waren sie aber der Realisierung so nahe wie heute, wie Landesmuseumsdirektor Andres Furger am Freitag auf Anfrage sagte. Er rechnet mit einer Realisierung des Neubaus innert zehn Jahren. Der Erweiterungsbau des Hauptsitzes soll zwischen Platzspitz und Sihl zu stehen kommen. Für die Renovation und die geplante Erweiterung ist ein Architekturwettbewerb vorgesehen. Die Resultate sollten 1998 vorliegen. Laut Furger wird das Projekt neues Leben in alten Bauten sichtbar machen. Es stehe der Schweiz gut an, mit dem Neubau und der Renovation des Landesmuseums ein architektonisches Zeichen zu setzen.

Damals war schon die sogenannte Bedürfnisabklärung im Gange, wie sie der Bund von einem grossen Bauvorhaben verlangt. In jener waren die neuen Räumlichkeiten enthalten, wie sie 20 Jahre später gebaut wurden: neue Eingangszone, Restaurant und die erwähnten musealen Bereiche. 1998 kam es auf diesen Grundlagen zu einer Konzeption im Rahmen des «Baulichen und betrieblichen Gesamtkonzepts vom 31. August 1998», mit anschliessender Vorbereitung des zweistufigen Architekturwettbewerbs und beginnender Verlagerung von Depots ins Sammlungszentrum Affoltern 1 (S. 68). 1999 begann die Kommunikation

nach innen und nach aussen zum Projekt «Neues Landesmuseum» (NLM). Daran schloss die Wettbewerbsphase mit der Ausschreibung im Jahre 2000 an, einem offenen, internationalen Ideenwettbewerb. Danach wurden eine Auswahl von 15 Architekturbüros für den Projektwettbewerb getroffen und 15 weiterer Büros aufgrund einer zweiten Qualifikation eingeladen. 2001 erfolgte die Ausschreibung des Projektwettbewerbs und 2002 die Bekanntgabe des Siegerprojekts von Christ & Gantenbein. Der Bundesrat bestätigte damals auch den Auftrag zur Sanierung und Erweiterung des Landesmuseums und terminierte die Realisierung auf die Finanzperiode 2008 bis 2012. Darauf folgten öffentliche Hearings in Zürich zum Projekt. 2003 bewilligte die Bundesversammlung die Mittel für die Sanierung des Altbaus. Darauf begann die Planung und Realisierung dieses Teilprojekts. 2004 wurde das Museumskonzept auf 82 Seiten vorgestellt. 2005 erfolgten die Verlagerung der Arbeitsplätze ins Sammlungszentrum nach Affoltern 2 und die Formulierung der Baubotschaft sowie der Beginn der Totalsanierung in Zürich. Kleine Bagger begannen in den Untergeschossen aufzufahren. 2005/2006 erfolgten die Publikation zur Gesamtkonzeption im Heft 1 der ZAK 2006 auf der Grundlage der S. 93 erwähnten Zwischenberichte. 2006 war der Weg für das Ausführungsprojekt juristisch und planerisch frei. Nach meiner Zeit ging es mit diesen Meilensteinen weiter (vgl. S. 106):

- 2010/2011 Volksabstimmungen in Zürich
- 2012 Spatenstich der Erweiterung
- 2016 Einweihung der Erweiterung, dazu mehr S. 103.

Bilanz: Die Vorbereitungs- und Planungszeit nahm etwas mehr Zeit in Anspruch als die Ausführung!

Das E-Paper «Das neue Landesmuseum – Der lange Weg bis zur Erweiterung» ist aufgeschaltet unter furger.eu und academia.edu.

Weitere Sonderausstellungen zum 20. Jahrhundert – «Bling Bling»

Viele Sonderausstellungen des Landesmuseums wurden erfolgreich, aber nicht alle Pläne führten zur Realisierung. Dazu gehörte eine verpasste Chance im Louvre. 2004 war ich in Paris, Hauptgrund der Reise war eine mögliche Weitergabe der damals in Zürich in Vorbereitung befindlichen Sonderausstellung «Bling Bling – Traumstoffe aus St. Gallen» ans Musée des Arts décoratifs. Dessen Leitung wollte sie aber nur voll finanziert übernehmen. In Paris traf ich den damaligen Louvre-Chef Henri Loyrette, Sohn einer Schweizerin. Er äusserte sein Interesse an einer Sonderausstellung im Louvre mit Spitzenstücken unserer Sammlung, unter anderem von frühneuzeitlichen Glasgemälden. Das trug ich an der Kuratorensitzung zu Hause vor und blitzte ab. Somit konzentrierten wir uns auf die Realisierung von «Bling Bling».



Auf das Thema edle Textilien kam ich über eine Schweizer Modemacherin, mit der ich in der Freizeit internationale Stoffmessen besuchte. Dabei zeigte sich: Die Schweiz war nicht nur im 19. und frühen 20. Jh. ein europäischer Hotspot der gehobenen Textilproduktion gewesen, es gab hier mit Forster und Schläpfer in St. Gallen immer noch international geachtete Firmen mit entsprechend kreativen Köpfen. Dazu gehörte Martin Leuthold von der Firma Schläpfer. Er erklärte sich bereit, eine Sonderausstellung in der Waffenhalle zu kuratieren. Sie wurde 2004 zu einem grossen Erfolg. Der Begleitband erschien als Heft der Zeitschrift «Hochparterre». Die Ausstellung weckte das Interesse des Eigentümers des Abraham-Archivs, Gustav Zumsteg, Inhaber des Zürcher Restaurants Kronenhalle. Ihm schlug ich als Folgeprojekt eine Ausstellung mit seinen Beständen vor. Auf dessen unerwarteten Tod im Jahre 2005 folgten der Gang zum Nachlassverwalter, die Kontaktnahme mit involvierten Kennern und vor allem der einst wichtigen und immer noch existierenden «Zürcherischen Seidenindustrie Gesellschaft» (ZSIG).

Damals bestand die Gefahr der Veräusserung des wertvollen Abraham-Archivs an ausländische Firmen, die die Mustersammlungen «ausschlachten» wollten. Bald lagen mündliche Zusagen vor, das Archiv dem Landesmuseum übergeben zu wollen, zumal Zumsteg sich vor seinem Tod noch positiv gegenüber der vorgeschlagenen Übernahme seines sorgsam gehüteten Erbes an unser Museum geäussert hatte. Die Entgegennahme des umfangreichen Materials von der «Hulda und Gustav Zumsteg-Stiftung» mit anschliessender Bearbeitung durch das Landesmuseum wurde auf den Zeitpunkt der Fertigstellung geeigneter Räumlichkeiten in Affoltern vereinbart und 2007 realisiert. Damit waren wieder ein qualitätsvoller Fundus sowie eine Sonderausstellung von internationalem Niveau gesichert. Letztere wurde schliesslich von Sigrid Pallmert im Jahre 2010 mit einem beachtlichen Katalog realisiert. (Wie die Zufälle so spielen: Mein Nachfolger kam bei der Weiterführung des Projektes in Kontakt mit der Zumsteg-Stiftung und wurde in der Folge 2020 Verwaltungsratspräsident des zur Stiftung gehörenden Nobelrestaurants.)

Dritter Bundesrats-Wechsel und seine Konsequenzen

Im Jahre 2005 löste Pascal Couchepin Ruth Dreifuss an der Spitze des EDI ab. Damit ging ein Wechsel von eher linker zu eher rechter politischer Orientierung einher. Prompt wurde der bisherige Kulturchef durch Jean-Frédéric Jauslin, wie Couchepin Westschweizer und FDP-Mitglied, ersetzt. Jauslin setzte im neuen Amt auf Zentralisierung. Das hiess konkret: Bei einem Zwischenhalt in Bern auf der Reise nach Prangins im Jahre 2005 gab mir der eben zum BAK-Direktor ernannte Jauslin ohne langen Kommentar eine A4-Seite mit auf den Weg. Deren Inhaltskern: keine bauliche Erweiterung in Zürich und Auflösung der Museumsgruppe! Der neue Kulturchef wollte die der Institution Landesmuseum zugeordneten Museen mit denen des BAK zusammenlegen und sie von Bern aus führen, dies war die Begründung. Deshalb brauche es in Zürich keine Erweiterung mehr und auch keinen Direktor mit dem bisherigen Kompetenzbereich.

Dieser Stossrichtung fehlte eine eingehende Analyse der nationalen und internationalen Situation. Seit der Gründung des Landesmuseums war dieses in weiser Voraussicht nie im engeren Kreis der Bundesverwaltung angesiedelt gewesen, unter anderem weil es stets auch Stadt- und Kantonsmuseum Zürichs war. Die neue Linie lag auch den damaligen Tendenzen im Museumsbereich, wie sie der internationale Museumsrat ICOM publizierte, diametral entgegen. Der Trend zur Verselbständigung grosser Museen hatte in Europa seit 2000 zugenommen. Die Ideen des neuen Kulturchefs waren aus diesen Gründen von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Man ging in Bern indessen nicht auf fachliche Ratschläge ein und insistierte. Fortan wurde ich jede Woche nach Bern gerufen.

Die Sitzungstische im BAK wurden immer länger; sass man um 1990 noch zu viert im Bundesamt beieinander, um Planungen zu besprechen, wurden jetzt mit allen Stäben regelmässig mehr als 10 Personen aufgeboden. Die dem Konflikt zugrundeliegenden strategischen Differenzen wurden zunehmend von kleinlichen Auseinandersetzungen überlagert. Auf diese Art war die Gruppe von acht Museen mit über 100 Mitarbeitenden und Projekten mit einem Finanzvolumen von über 100 Mio. Franken nicht effizient zu führen. Trotz verschiedener Versuche über Wochen und Monate hinweg erwiesen sich

die strategischen Differenzen als nicht überbrückbar. Durch Unachtsamkeit oder Absicht kamen die internen Differenzen in die Presse. Der Grundtenor lautete dort fortan: *«Ein Kampf um Macht und Einfluss»*.

Der «Tages-Anzeiger» schrieb am 24.5.2006:

«Neben dem Machtkampf zwischen Furger und Jauslin geht es in der aktuellen Auseinandersetzung um die Strategie der Bundesmuseen und ihre künftige Rechtsform.»

«... das BAK möchte die aus acht Museen bestehende Musée-Suisse-Gruppe in ein Gesamtkonzept mit sämtlichen der 15 Bundesmuseen integrieren.» Das BAK sah das Landesmuseum als «einen Teil des BAK».

Die neuen Ideen führten aus dem beschriebenen Grund auch zu einem Konflikt mit der Stadt Zürich. Sie liess rechtlich prüfen, wieviel Kompetenzen das BAK habe. Schliesslich musste dieses bezüglich der Verhinderung des Erweiterungsbaus zurückkriechen. Das heizte indessen Konflikte auf persönlichen Ebenen weiter an. So wurde zunehmend mit härteren Bandagen gestritten. Ich enthielt mich gegenüber der Presse jeden Kommentars (vgl. S. 100).

Strukturelle Hintergründe

Das Bundesamt für Kultur war ursprünglich, wie erwähnt, eine Stabsstelle, die die Kulturpolitik zuhänden der Spitze des Innendepartements fachlich unterstützte. Daneben wirkten operativ tätige Kulturinstitute als selbständig aufgestellte Institutionen und eine Art Anstalten mit entsprechenden Kommissionen als vorgesetzte Instanzen. Das Subventionswesen war mehrheitlich an Stiftungen delegiert, vor allem an die Pro Helvetia. Als das BAK zu einem grösseren Bundesamt geworden war, begann es vermehrt Institutionen und Subventionsvergaben näher an sich zu ziehen. Demzufolge wurden Stiftungen wie die Pro Helvetia in ihrer Wirkung und in ihrem Renommee geschwächt. Dieser Prozess war und ist dem Ansehen der jeweiligen Direktionen abzulesen. Früher waren deren Chefs, allen voran Jean-Rodolphe von Salis, schweizweit bekannt und geachtet. Heute erfährt man deren Namen oft erst dann, wenn ein Fehltritt bekannt wird.

Gewisse Bundesbehörden hatten mit der Verwaltung von Kulturstiftungen zuweilen eine unglückliche Hand. Das Paradebeispiel dafür ist das Schicksal der einst schwerreichen Gottfried Keller-Stiftung. Die Zuständigkeiten für das bedeutende Legat der Lydia Escher-Welti wurden verzettelt, das Vermögen weitgehend verspielt, ohne dass die Kulturverantwortlichen des Bundes einschritten. (Joseph Jung: Das imaginäre Museum. Zürich 1998).

In meiner Zeit versuchte das BAK drei unterschiedliche Aufgabenbereiche unter einen Hut zu bringen:

1. Formulierung einer Kulturpolitik
2. Vergabe von Kultursubventionen
3. Führung von Kulturbetrieben.

Diese breite Spanne von hoheitlichen Aufgaben bis hin zur operativen Führung von Kulturinstitutionen unter einem Dach zu vereinen, erwies sich als schwierig. Ich erlebte besonders Schwächen in der Strategieentwicklung. Deshalb musste schliesslich das Parlament eine klare Strategie für alle Bundesmuseen einfordern. Dabei gab es 2005 offenbar für den neuen Kulturchef zwei Lösungen: Verselbstständigung der operativ tätigen Kulturinstitutionen oder deren Integration ins Amt. Wie beschrieben, entschied er sich mit Bundesrat Couchepin offensichtlich für letzteres.

Im Rahmen der Vorbereitungen zu dieser Dokumentation machte mich ein Diplomat auf einen tieferen Hintergrund dieses Entscheids aufmerksam: Die auch in anderen Bereichen spürbare etatistische Grundhaltung des Westschweizer Bundesrats Couchepin. Sein Kulturchef begann also mit seinem Stab die Landesmuseumsgruppe näher ans Bundesamt heranzuführen. Ein konkreter Schritt in diese Richtung war die Dislozierung der Personaldossiers der Angestellten des Landesmuseums ins BAK im Frühling 2006. Etwa 200 Mitarbeitende wurden fortan von Bern aus betreut. Hans Wehrli, meine Stellvertreterin und ich wehrten uns gegen solche Massnahmen, soweit wir konnten. Die fähige Personalchefin des Landesmuseums zog sich enttäuscht zurück.

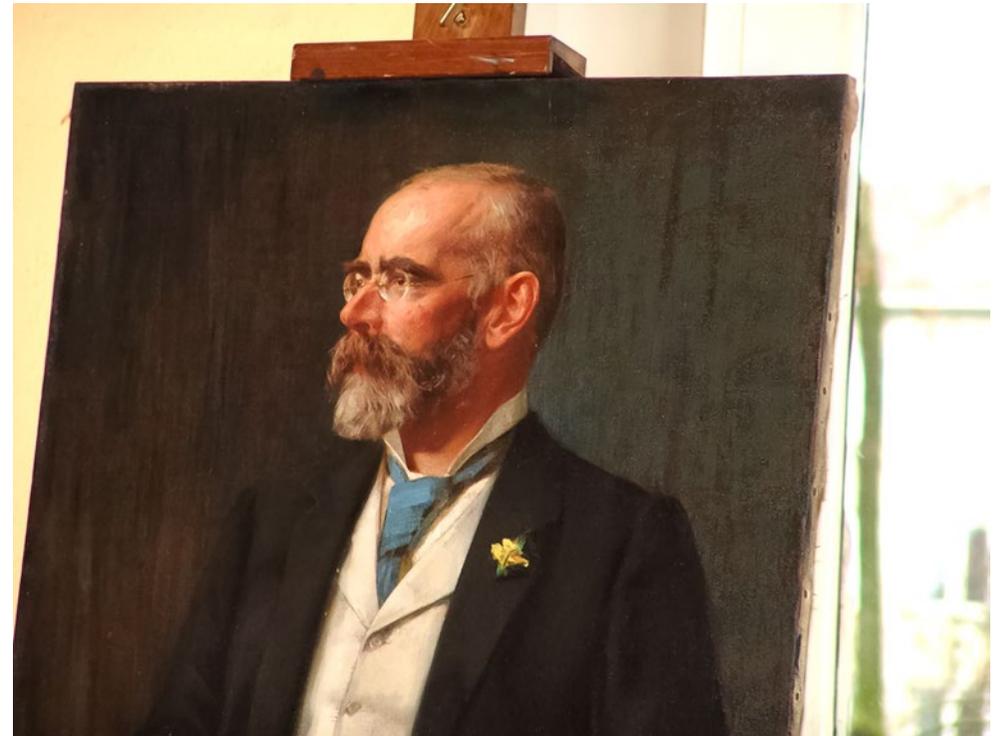
Damals kam es zu einem Antrag von Bundesrat Couchepin an den Gesamtbundesrat, ich solle in meiner Funktion freigestellt werden. Dazu las man in der Presse: *«Museumsstreit: Couchepin im Bundesrat abgeblitzt – Landesregierung verweigerte Rückendeckung für eine schnelle Entlassung von Landesmuseumsdirektor Furger.»* Die Mehrheit im Bundesrat stand also hinter dem Landesmuseum.

Persönliche Hintergründe

Zwischen den Chefs von Kulturverwaltungen und denen von grossen Museen gibt es einige Gemeinsamkeiten, vor allem das persönliche Engagement für Kultur. Aber es gibt auch Trennendes. MuseumsleiterInnen fühlen sich den Besuchenden verpflichtet, stehen unmittelbar an der «Font», sind auch Intendanten und müssen so auftreten, dass sie Sponsoren und Mäzene begeistern können. Einiges davon geht hohen Kulturbeamten zuweilen ab; sie haben mehr Macht und sind Vorgesetzte einer grossen Truppe, werden aber selbst eher als Verwalter wahrgenommen. Zu den trennenden Elementen gehört nach meiner persönlichen Erfahrung auch die Frage des Arbeitstempos. Die seit 1900 geplante Erweiterung in Zürich, bei der das Museum stark auf Behörden des Bundes angewiesen war, scheiterte jahrzehntelang. Mir war deshalb von Anfang an klar: Auch mit einer Perspektive von etwa 20 Jahren Direktionszeit war gehörig aufs Tempo zu drücken, wenn man dieses Ziel endlich erreichen wollte. Das allerdings bereitete manchen Funktionären in Bern ebenso Mühe wie das Arbeiten nach einer auf rationalen Überlegungen beruhenden Strategie.

Als ich im Rahmen der S. 93 erwähnten Strategie-Steuergruppe für die Landesmuseumsgruppe aus fachlichen Überlegungen und in Absprache mit dem Präsidenten den schriftlichen Antrag an den Kulturchef stellte, die vom BAK verwalteten Bundesmuseen in absehbarer Zukunft einer erweiterten Nationalmuseumsgruppe anzugliedern, wurde dies als Angriff verstanden. Es kam zu einer Absage und zu Gegenreaktionen durch die dem Kulturchef nahestehende Führungsperson, der die Bundesmuseen in Winterthur, Vela und Ligornetto unterstanden. (Dieser Sektionschef wurde später wegen eines falschen Dokortitels als Hochstapler entlarvt.)

Bref: Nach meiner Erfahrung wurde auch deshalb keine umfassende Museumsstrategie für alle Bundesmuseen ausserhalb der engeren Bundesverwaltung entwickelt, weil man gewachsene, persönliche Domänen nicht anzutasten bereit war, besonders prestigeträchtige wie Kunstmuseen nicht.



Heinrich Angst als Symbolbild (vgl. S. 44)

In meinem Büro war lange das Porträt des ersten Direktors des Landesmuseums auf einer Staffelei aufgestellt. Er führte kurz vor 1900 trotz Widerständen das Landesmuseum zum Erfolg, trat dann aber wegen Querelen frühzeitig zurück.

Zu bunt fürs graue Bern

Andres Furger, der Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, ist ein origineller Kopf mit dem Habitus eines Dandys. Soll er deshalb gehen? Von Manfred Papst

«Inhalte bauen Zukunft» steht auf einer Bretterwand am Eingang zum Schweizerischen Landesmuseum hinter dem Zürcher Hauptbahnhof. Der auf den Um- und Ausbau des putzigen Märchenschlosses von 1898 zielen Slogan wirkt wie eine Durchhalteparole, denn nach dem Willen des BAK-Direktors Jean-Frédéric Jauslin soll hier keine Zukunft mehr gebaut werden – zumindest nicht jene, die das Haus seit zehn Jahren geplant und auf den Instanzenweg gebracht hat. Jauslin agiert als Abrissbirne. Er will die Musée-Suisse-Gruppe zerschlagen und ihren langjährigen Direktor entlassen, die Museen enger ans Bundesamt für Kultur binden und sie auf ihre angestammte Aufgabe verpflichten: die Konservierung des nationalen Erbes. Zwischen Jauslin, der als Bundesrat Couchepins Vasall seit einem Jahr im BAK regiert, und Andres Furger, der seit 19 Jahren die Geschichte des Landesmuseums leitet, ist es zu einem schweren Konflikt gekommen, der seit einer Woche die Schweiz beschäftigt. Jauslin ficht ihn mit beispielloser Erbitterung und coram publico aus, während Furger Haltung bewahrt, sich nicht zum Fall äussert und am Konzept einer Musée-Suisse-Stiftung festhält. Der Kasus wirft mehrere Fragen auf. Eine von ihnen lautet: Wie kommt es, dass einer, der fast zwanzig Jahre lang sein Amt mit Erfolg versehen hat, plötzlich derart ins Kreuzfeuer der Kritik gerät? Was hat er falsch gemacht? Wer ist er überhaupt?

Ein Basler in Zürich

Als Andres Furger 1987 mit 39 Jahren Chef des Landesmuseums wurde, war er ein Aussenseiter: Er hatte sich zwar durch das Studium der Archäologie, Schweizer Geschichte und Anthropologie sowie als Konservator und Vize-Direktor am Historischen Museum Basel einen hervorragenden Leistungsausweis erworben, doch war er entgegen den Usanzen keine Hausberufung und dazu ein waschechter Basler.

Es gelang ihm gleichwohl rasch, sich zu integrieren und neue Akzente zu setzen: Unter Furgers Ägide öffnete sich das Landesmuseum konzeptuell, es zog mit Sonderausstellungen neue Besucher an und wurde von der Schatzkammer der Überlieferung zu einem lebendigen Ort der Auseinandersetzung mit Geschichte. Grosse Schauen wie jene zum «Gold der Helvetier», zum «Sonderfall Schweiz» und zu «Himmel, Hölle, Fegefeuer» waren nicht nur Kassenschlager, sondern verständlich, anschaulich, packend gar.

Daneben entfaltete Furger eine reiche Aktivität als Buchautor: Er gab ein vierbändiges Werk zur Archäologie und Kulturgeschichte der Schweiz heraus, dessen Flaggschiff, «Die Helvetier», sich zum Longueville-Preis verfasste, aber auch vielbeachtete Werke zu so divergenten Themen wie «Kutschen und Schlitten» oder dem «Bild der Seele im Spiegel der Jahreszeiten». Miniaturen zur Geschichte bekannter Redensarten gehörten ebenso zu seinen Publikationen wie die Nacherzählung von Catos «De agri cultura». All diese Bücher sind keine schwerfälligen gelehrten Werke, sondern populärwissenschaftliche Streifzüge eines Gentleman, den man sich gut als Lord auf seinem Landsitz vorstellen könnte.

Die Charakterisierung Furgers als eines vielseitig gebildeten Dandys griffe allerdings zu kurz. Als Museumsdirektor hat er Umsicht, Ideentreue und Durchhaltevermögen bewiesen. Zwar war er nie ein Zahlenmensch und Organisationsgenie; aber er hat seinen Betrieb, immerhin ein Unternehmen



Er hat frische Luft in die alten Waffensäle gebracht: Landesmuseums-Direktor Andres Furger. (Manion Nitsch)

Dass einer wie Furger Feinde hat, versteht sich von selbst. Man ist im Sold des Bundes nicht ungestraft ein Original.

mit rund 300 Angestellten auf 118 Vollstellen, 19 Jahre lang mit Erfolg geführt und auch seine Partnermuseen geschickt bespielt. Misserwirtschaft ist ihm nicht vorzuerwerfen, und unter seiner Ägide hat das Landesmuseum so viele Besucher verzeichnet wie noch nie.

Allerdings hatte dieser Erfolg seinen Preis. Unter dem Druck, die Zahlen des Vorjahres jedes Mal wieder zu übertreffen, hat Furger auch Ausstellungen an die Limmat geholt, bei denen man sich fragen musste, ob Thema und Niveau noch der Tradition des Hauses entsprechen. Es ist durchaus eine Ironie der Geschichte, dass die erfolgreichste Ausstellung in den Annalen des Landesmuseums, jene über Leonardo da Vinci im Jahr 2000, weder ein Eigenge-

wächs war noch inhaltlich überzeugte. Dass indes die im Regen Schlange stehenden Besucher mehrheitlich dankend darauf verzichteten, während der Wartezeit gratis die Sammlung zu besuchen, zeigt ein akutes Problem historischer Museen: Die Zeit der Hellebard und Zinnheller ist vorbei. Der einst allen gemeinsame Traditions- und Bildungsschatz rückt in die Ferne und lockt immer weniger Menschen an. Dennoch hat Furger grossen Respekt vor seinem Auftrag, das Erbe der Schweiz zu sammeln und aufzuarbeiten, und seine Erfüllung dieser Aufgabe bietet den Kritikern keine Flanke.

Die braven Bürger

Nicht alle Ausstellungen der letzten Jahre haben die gleiche Resonanz gehabt. Während die Schau «Swissair», die Furgers Stellvertreterin Regula Zweifel mit einem jungen Team innerhalb von drei Monaten auf die Beine stellte, viel Zuspruch fand, blieb «In den Genen lesen» ohne die erhoffte Resonanz: Naturwissenschaften passen wohl einfach nicht ins historische Gemäuer am Platzspitz. Zudem

hat Furger in Sachen Diversifikation und Populismus in letzter Zeit wohl etwas gar viele Zugeständnisse gemacht. Er hat diese Phase allerdings wiederholt als befristet erklärt: Jetzt, wo das Interesse geweckt ist, kann man das Niveau wieder etwas anheben.

Dass einer wie Furger Feinde hat, versteht sich von selbst. Man ist im Sold des Bundes nicht ungestraft ein Original, ein Mann mit einem Zug ins Grosse, bisweilen ein Phantast. Die gewöhnlichen Neider – jene braven Bürger, von denen Gottfried Keller einmal sagt, dass sie zwar keine Laternen einwerfen, aber auch keine anzünden – sind nicht weiter der Rede wert. Ernster zu nehmen sind jene, die Furger mangelnde thematische Kohärenz vorwerfen. Sie machen geltend, er «fresse über den Hago und verunsichere damit eine Museumslandschaft, die laut Jauslin Vorgänger David Streiff ohnehin an einem Übergangspunkt leidet. Diese Argumente muss Furger ernst nehmen. Doch er hat schon oft bewiesen, dass er Ideen und Konzepte für kulturhistorische Museen hat. Auf so einen Mann soll man nicht ohne Not verzichten.

Rauschen im Blätterwald

Die «NZZ am Sonntag» veröffentlichte am 9.4.2006 einen längeren Artikel über den Museumsstreit zwischen Zürich und Bern. Wie in der Presse üblich, wurden neben den Hintergründen des Konflikts auch die persönlichen Profile der beiden Hauptakteure thematisiert. Mir fiel dabei die Rolle des «bunten Vogels», Jauslin die des «grauen Wolfs» zu, wie dieser später im gleichen Blatt auch bezeichnet wurde. Damit klang das S. 99 schon angesprochene Dilemma an, in das Fachleute an der Spitze einer grösseren, öffentlich finanzierten Kulturinstitution geraten können: Museumsleiterinnen und -leiter sollte nicht nur strategisch denken und handeln, sondern auch kreativ tätig sein können.

Warum begeben sich Fachleute in politisch exponierten Positionen weit weg von ihrem Stammgebiet? In meinem Fall standen der Idealismus, die Begeisterung und Freude an der Archäologie und der Geschichte am Anfang. Dazu kamen mit der Zeit ein pragmatischer Gestaltungsanspruch, der Wille, aus dem akademischen Elfenbeinturm auszubrechen und mit geeigneter Kommunikation in Form von Schriften und Ausstellungen eine breitere Wirkung zu erzielen. Je fester in einer Institution verankert, desto mehr Spielräume eröffnen sich.

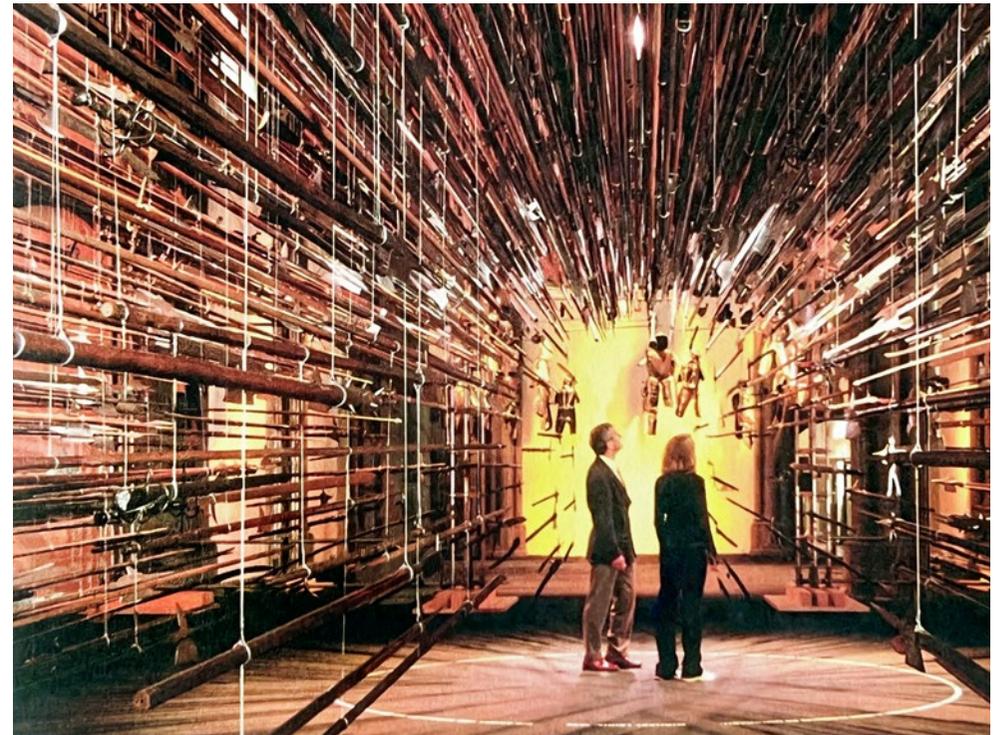
Auf politisch mitbestimmten Ebenen darf man einerseits nicht zu wehleidig sein, wenn Gegenwind auftritt; die Welt ist so, wie sie ist, und nicht so, wie man sie gerne haben möchte. Zwar ist es auch an der Politik dafür zu sorgen, dass in den von ihnen finanzierten Institutionen fachliche Qualitäten in Spitzenpositionen vor allem anderen Vorrang haben sollten. Aber die Realität ist eben oft anders. Gerade im vom Staat hoch unterstützten Kulturbereich kann sich der grösste Subventionsgeber einiges leisten, ohne dass die Szene aufmuckt.

Rücktritt nach Auseinandersetzung mit ungleich langen Spiessen

In der mir aufgedrängten Konfliktsituation war 2006 eine klare Situationsanalyse vorzunehmen. Diese fiel für mich so aus:

1. Meine fachliche Arbeit wurde nicht kritisiert, im Gegenteil. Ohne Rückendeckung des Vorstehers des EDI und des Kulturchefs waren aber die aufgegleisten Grossprojekte des Landesmuseums unter meiner Ägide nicht zum Endspurt zu führen.
2. Die Medien waren mehrheitlich auf meiner Seite, aber das nützt bekanntermaßen wenig. Ein Bundesamt hat auch gewisse Mittel. Dazu eine Anekdote: Jauslin und sein Vizechef luden in der Schlussphase der Auseinandersetzung ausgewählte MedienvertreterInnen zu einer vertraulichen Orientierung nach Bern ein. Als die stellvertretende Direktorin und die Medienverantwortliche des Landesmuseums Zugang verlangten, wurden sie vom BAK-Vizechef am Eintritt gehindert. (Dazu gibt es ein Interview des Schweizer Fernsehens mit der Direktorin.)
3. Auf der strategischen Ebene zeichnete sich indessen ab, dass das Grossprojekt Erweiterung in Zürich nicht mehr zu stoppen war. Die neue Rechtsform entsprach internationalen Trends und würde früher oder später kommen.
4. Auf der beruflichen Ebene wollte ich mich mit 58 Jahren nicht auf ein längeres, die Kreativität vernichtendes Hickhack einlassen, zumal ich fachlich nicht nur auf dem «Museumsbein» stand.
5. Auf der persönlich-familiären Ebene freute ich mich, mehr Zeit für meine vierjährige Tochter, für Aufenthalte im Ausland und für meine persönlichen Buchprojekte zu haben.

Aus diesen fünf Überlegungen gab ich die operative Leitung der Museumsgruppe per Ende Juni 2006 ab und arbeitete, wie vereinbart, sechs Monate konzeptionell weiter. Leicht versetzt verliess fast das ganze bisherige Spitzenteam des Landesmuseums die Institution, die Vizedirektorin, die Medienverantwortliche und der Chefjurist.



«Waffen werfen Schatten»

Unter diesem absichtlich zweideutigen Titel wurden 2003 in der Ruhmeshalle Waffen der Landesmuseums-Sammlung ausgestellt, gekonnt inszeniert durch Holzer Kobler Architekturen.

Andres Furger, Direktor der MUSEE SUISSE Gruppe (MSG), tritt per 30. Juni 2006 von seinem Posten zurück. Danach wird Andres Furger bis Ende 2008 ein Konzept für die Ausstellungen im Landesmuseum erarbeiten.

Der Bundesrat hat den Antrag des Vorstehers des Eidgenössischen Departements des Innern (EDI), den Arbeitsvertrag mit Andres Furger, Direktor der MSG, in gegenseitigem Einvernehmen aufzulösen, gutgeheissen. Andres Furger wird per 30.6.2006 von seinem Posten als Direktor der MSG zurücktreten. Sein Arbeitsverhältnis wird auf den 31.12.2006, nach Ablauf der regulären Kündigungsfrist, aufgelöst. Bis zu diesem Zeitpunkt startet Andres Furger die Arbeiten für ein *Ausstellungskonzept Schweizerisches Landesmuseum Zürich*, insbesondere für die Bespielung des Bahnhofflügels. Dieser Teil des Landesmuseums wird zurzeit saniert. Ab dem 1.1.2007 bis 31.12.2008 wird Andres Furger auf der Basis eines Teilzeitvertrages mit dem BAK an diesem Projekt weiterarbeiten und seine fachlichen Kompetenzen im Ausstellungsbereich einsetzen.

Der Bundesrat dankt Herrn Furger für seine museologischen Verdienste um eine moderne Vermittlung der Kulturgeschichte unseres Landes. Andres Furger übernahm 1987 die Leitung des Schweizerischen Landesmuseums (SLM), und später der MSG. Während seiner Amtszeit hat die MSG an Visibilität und Attraktivität gewonnen. Drei Museen konnten neu eröffnet werden (Musikautomaten Seewen, Forum der Schweizer Geschichte in Schwyz und Château de Prangins). Auch leitete Andres Furger die Sanierung des Hauptsitzes in Zürich sowie dessen Erweiterungsplanung ein. Letztes Jahr konnten die Arbeiten für das nationale Sammlungszentrum Affoltern am Albis in Angriff genommen werden. Besondere Beachtung fanden unter der Aera Furger die Sonderausstellungen wie „Gold der Helvetier“, „Sonderfall? Die Schweiz zwischen Reduit und Europa“ oder „bling bling, Traumstoffe aus St. Gallen“. Die derzeit laufende Sonderausstellung „Preview – Streifzug durch die Schweiz im 20. Jahrhundert“ zeugt von der erfolgreichen Integration der jüngsten Geschichte in die Arbeit des Landesmuseums.

EIDG. DEPARTEMENT DES INNERN
Presse- und Informationsdienst

Bulletin des Bundesrates zum Rücktritt auf Ende Juni 2006.

Die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» (FAZ) vom 5.4.2006 zum «Museumskampf» in der Schweiz:

«Mehr Volk, mehr Markt fordern auch in der Schweiz die Kulturpolitiker von den Institutionen, deren Budget sie stetig kürzen: «Vernetzt euch, und vermehret die Zahl der Besucher.» Der Leiter des Landesmuseums in Zürich hat das mit besonderem Erfolg getan. Seit bald zwei Jahrzehnten ist Andreas Furger im Amt. Aus einer verstaubten Anstalt wurde ein attraktives Museum. Kommerzielle Aktivitäten spülen Geld in die Kassen. Und rund um das Landesmuseum ist ein dynamischer Zusammenschluß entstanden, die «Groupe Musee Suisse». Sie beschäftigt bald die Hälfte der eidgenössischen Kulturbeamten. Mit dem Effekt, daß man sich die Besucher gegenseitig zuspießt. Das Modell hat Erfolg – vielleicht zuviel. Jetzt soll Furger, der Motor, entlassen werden. So will es der Chefbeamte der Schweizer Kultur, Jean-Frederic Jauslin. Vor einem Jahr löste Jauslin den entlassenen David Streif ab. Ihm unterstellte Minister Pascal Couchepin die Bildung linker Seilschaften. Die kann man Andreas Furger nicht vorwerfen. Aber auch sonst gibt es keine plausiblen Gründe für seine Entlassung. Jauslin beweist zumindest, daß er im Gegensatz zu seinem eher zartbesaiteten Vorgänger ein knallharter Politiker ist. Er hatte, als er gewählt wurde, das richtige Parteibuch und die richtige Muttersprache: jene seines Chefs. Er kam, als ihn Couchepin an die Spitze des «Bundesamts für Kultur» berief, von der Landesbibliothek. Jauslin hat einiges in Ordnung gebracht. Noch sind viele Baustellen offen – schließlich soll die gesamte Kulturpolitik der Schweiz neu gestaltet werden. Er habe weder Charisma noch Visionen, wirft die Kulturszene dem Chefbeamten vor. Das Klischee der Kritiker ist ebenso zutreffend wie töricht. Konzepte würden für eine gute Kulturpolitik sehr wohl reichen. Auch sie gibt es leider nicht. Dafür zeigt der Streit mit dem Landesmuseum, wie die Kulturpolitik der Zukunft geführt werden soll: an der mehr oder weniger langen Leine des Staats. Mehr Volk, mehr Markt – aber die Macht bleibt in Bern. Bei der Politik. Dafür sorgen in der föderalistischen und widersprüchlichen Schweiz immer wieder die Vertreter der frankophonen Minderheit. Sie orientieren sich am zentralistischen Frankreich und seinen monarchistischen Methoden. Furgers Kopf muß rollen. Im hehren Namen der neuen Kulturpolitik, die man dereinst zu proklamieren verspricht. Doch zuvor muß man den Machtkampf um die Museen gewinnen. Sie sind zu mächtig und zu unabhängig geworden. Der erfolgreiche Museumschef wird nur deshalb entlassen, weil Jauslin und Couchepin erklärtermaßen die ganze «Groupe Musee Suisse» zerschlagen wollen.»

Stand der Projekte 2006

Mein Rücktritt wurde vielfach kommentiert, wie auch der Text in der FAZ S. 102 zeigt. In Bern begann man die Wogen zu glätten (Pressebulletin des Bundesrates S. 102). Im Sommer 2006 war der Stand der Projekte der Folgende:

- Bundesrat und Parlament waren orientiert, dass mehr als 100 Mio. Franken für die Erweiterung in Zürich vorzusehen waren.
- Die Hirzel-Stiftung besass ein Vermögen von über 40 Mio. Franken, reserviert für die Weiterentwicklung des Landesmuseums.
- Die Rekurse gegen den Erweiterungsbau waren erledigt, die Architekten arbeiteten am Ausführungsprojekt.
- Die Sanierung des Altbaus war budgetiert und hatte begonnen. Im Untergeschoss des Kunstgewerbeflügels waren bereits Bagger an der Arbeit.
- In Affoltern arbeiteten bereits einige Dutzend Leute im grossen neuen Sammlungszentrum, der Abschluss der Umzugsaktion der Objekte stand kurz bevor. Das neue Erfassungssystem mit Strichcodes in der hauseigenen Datenbank bewährte sich.
- Im Ausstellungsbereich hatten sich die neuen Strukturen eingespielt, auch mit einer neu geschaffenen Stelle für das Projektmanagement.
- Die Gruppenstruktur der Nationalmuseen war etabliert, die neue Rechtsform dazu befand sich indessen noch in der Warteschlaufe.
- Im Museum war die Neuorientierung verankert, das Sammeln und Ausstellen von Objekten und deren Geschichten zum 20. Jh. und der Zeitgeschichte konsolidiert. Dazu trug auch die neue Abteilung für Zeitgeschichte bei. Der Übergang zum nationalen Geschichtsmuseum mit mehreren neuen HistorikerInnen war vollzogen.

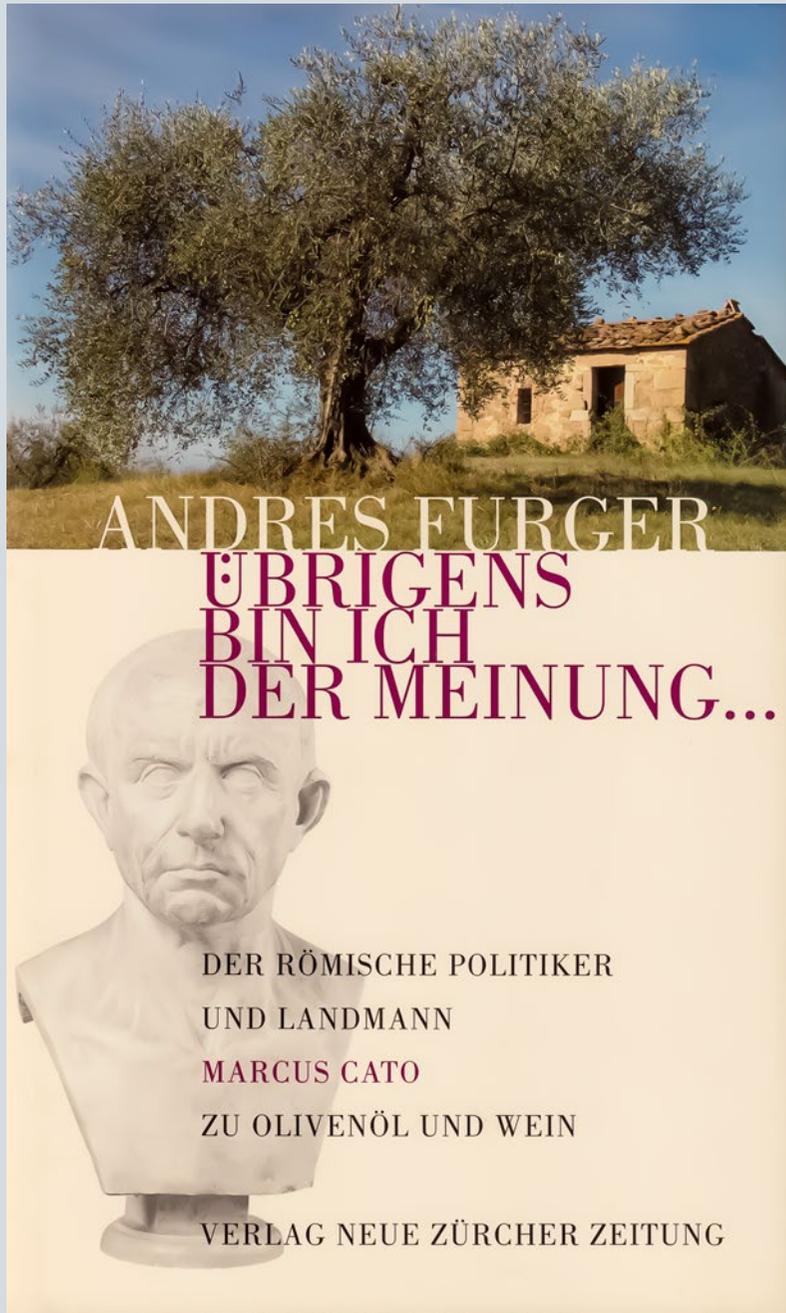
- Während des Rücktritts lief die Sonderausstellung «Preview» als Leistungsausweis der regen Sammeltätigkeit der letzten Jahre im Bereich der jüngsten Geschichte des Landes.

Hans Wehrli trat bald enttäuscht als Präsident der Landesmuseumskommission zurück und gab das Präsidium an Regierungsrat Markus Notter (SP) ab. Mit der bisherigen Vizedirektorin wäre eine kompetente Nachfolgerin zur Verfügung gestanden. Sie wollte aber keine Ränkespiele mitmachen und schied für die Nachfolge aus.

Bezüglich der Neubesetzung der Direktion kam es zu einem politischen Deal zwischen Zürich und Bern. In Zeitungen war zu lesen, die Stadt Zürich habe als Nachfolger den früheren Stadtpräsidenten Josef Estermann als Kodirektor vorgeschlagen. Dieser habe sich aber in den Verhandlungen mit dem BAK schlecht behandelt gefühlt und deshalb abgelehnt. Schliesslich kam es zur Einsetzung des disponiblen Andreas Spillmann, der zuvor das Zürcher Schauspielhaus verlassen hatte. Eine Magistratin sagte mir kurz darauf: *«Es ist ungerecht, wie man mit ihnen umging, aber wir konnten dafür einen unserer Leute gut platzieren.»*

Andreas Spillmann verfügte bislang zwar nicht über direkte Museumserfahrung, hatte sich aber als tüchtiger Kulturmanager ausgewiesen. Aus der Rückschau gesehen war diese Lösung im Hinblick auf die Situation der Museumsgruppe ein gute Wahl. Jetzt ging es vor allem um die Realisierung des gut vorbereiteten Erweiterungsbaus.

Als Führungsaufgabe musste mit diplomatischem Geschick das Verhältnis zur Kulturspitze in Bern so ins Lot gebracht werden, dass das BAK das Gesicht wahren und sich das Landesmuseum trotzdem weiterentwickeln konnte. In diesem gesetzten Rahmen mussten beide Seiten Zugeständnisse machen und Kompromisse eingehen (S. 106ff.).



Aufenthalte in Italien und Beschäftigung mit Cato

Ein schöner Ausgleich zum anstrengenden Job waren für mich in den Jahren vor 2006 regelmässige Ferienaufenthalte in der Toscana in einem von Olivenhainen umgebenen Landhaus gewesen, wo ich mehrere Buchprojekte abschliessen konnte.

In Italien begann mich das Thema Produktion von Olivenöl in der Antike zu faszinieren. So stiess ich auf das Werk «De agri cultura» Marcus Catos des Älteren. Darin wird präzise beschrieben, wie die Römer im 2. Jh v. Chr. vor dem Pressen die Oliven entsteineten. Auf diese Weise konnte nach antiker Auffassung das feinste Öl gewonnen werden. Ich gab in der Folge im Jahre 2005 das links abgebildete Büchlein zu Cato als Landmann und Produzent von Wein und Öl heraus.

Die Forschungen über Cato zeigten unter anderem auch, welche unterschiedlichen Funktionen in der Zeit der Republik Vertreter der Oberschicht auf sich vereinigen konnten. So war Cato gleichzeitig Landmann, Politiker und Feldherr. Letzteres in imperialer Art äusserst brutal.

Marcus Cato war auf seinen Weingütern und Olivenhainen auch ein menschenverachtender Sklavenhalter. Dieses Faktum veranlasste mich zu einem Abgleich mit der S. 123 behandelten keltischen Handelssiedlung am Rhein aus dem gleichen Zeitraum und schliesslich zum kritischen E-Paper «Sklavenhandel im keltischen Basel?»

Dieses ist auf den Webseiten furger.eu oder academia.edu zu finden.

«Quidquid agis ...»

...prudenter agas et respice finem.» Dieser Satz aus dem Lateinunterricht ist mir bis heute hängen geblieben. Er hat mich ebenso durch das Leben begleitet wie die Liebe zur Kultur Italiens und ihrer aus dem Latein heraus gewachsenen Sprache. Eine der letzten Sonderausstellungen meiner Direktionszeit lief 2005 unter dem Titel «La dolce lingua – Die italienische Sprache in Kunst und Musik» (entstanden in enger Zusammenarbeit mit der Universität La Sapienza in Rom). Dazu eine Anekdote: Zur Vernissage kam der amtierende Kulturminister in den Saal, als sein Vorgänger alt Bundesrat Flavio Cotti bereits als Gast in der ersten Reihe sass. Die Begrüssung verlief wenig herzlich, in meiner Wahrnehmung etwas herablassend. Das Museum fand in der magistralen Einführung kaum Erwähnung, die Schweizer Verantwortlichen der Ausstellung waren nicht der Rede wert. Das wurde von den Anwesenden registriert, darunter von vielen Mitarbeitenden des Museums. Sie begannen sich Fragen zu stellen. Im Rückblick gesehen war dies der erste Luftzug des späteren rauen Windes. Rauer Wind? Der Magistrat, der 2006 im Konflikt eine entscheidende Rolle spielte, wurde mitten im Konfliktgeschehen von einem Parteimitglied unter vier Augen offen auf seine harte Haltung mir gegenüber angesprochen. Seine wortlose Reaktion darauf war die «Halsabschneider-Geste», wie ich später erfuhr.

Zurück zu der auf die Antike zurückgehenden, zitierten Sentenz, die man so übersetzen kann: «Was auch immer du tust, tue es klug und bedenke das Ende.» So rau es manchmal in der Politik zugeht oder auch zugehen muss, so wichtig wäre es, an die Folgen von Konflikten zu denken. Ich konnte damals als Betroffener einigermaßen mit der Situation umgehen, meine Umgebung aber weniger. So hielt meine private Beziehung dem Härtesten des Konflikts nicht stand. Noch im Sommer 2006 kam es zur Trennung von meiner Partnerin. Ich fand vorübergehend im Familienhaus bei Basel eine Bleibe, nachdem mein Vater kurz zuvor gestorben war. So kam es auch, dass meine geliebte kleine Tochter durch die Trennung zu einem Opfer des Museumskonflikts von 2006 wurde. Das Symbolbild rechts zeigt sie traurig bei einem Empfang im Landesmuseum, in jenem Jahr, als sie sich bei einem offiziellen Anlass vernachlässigt fühlte und ich sie zu trösten versuchte.

«*Respice finem*» bedeutet nicht nur, an die offensichtlichen und unmittelbaren, sondern auch an die allfälligen mittelbaren Folgen des eigenen Handelns zu denken. Konkret: Schwappt raues Verhalten zu sehr in die Sphären der Führungsebenen von Fachinstitutionen über, kann das hin und wieder durchaus aufrütteln, aber auch nachhaltig negative Folgen haben. Fähige Fachpersonen werden sich davor zu schützen wissen, bleiben in der zweiten, weniger exponierten Führungsebene, ziehen Universitätsinstitute oder Privatmuseen als Arbeitgeber vor. So geht öffentlichen Museen der Esprit verloren, den sie in der heutigen schnelllebigen Zeit an der Spitze fast noch mehr als früher brauchen. Fast alles ist heute Teamarbeit, aber nicht ganz alles. Weitsichtige Strategien entstehen nicht von selbst. Es braucht hin und wieder intellektuelle Köpfe, die Samen ausstreuen und ihre Hände so lange über die zarten Gewächse halten können, bis diese von alleine weiter gedeihen.



Neuverteilung der Museen auf BAK und Landesmuseum

Zu den S. 103 angedeuteten Zugeständnissen des Landesmuseums an das BAK gehörte eine Reduktion der bisherigen Museumsgruppe auf das Stammhaus und die «Epochenmuseen» Prangins und Schwyz sowie auf das Sammlungszentrum als «Backoffice» für alle drei Ausstellungshäuser. Das Zollmuseum ging an die Zollverwaltung zurück, das Museum Bärengasse wurde privatisiert, das Schloss Wildegg ging an den Kanton Aargau (dazu S. 110f.). Das BAK selber übernahm das neu aufgestellte Musikautomatenmuseum in Seewen. Letztlich blieb von den grossen Plänen des BAK eine kleinere Rochade. Das Landesmuseum behielt die wichtigsten Häuser.

Was machte das Kulturamt fortan auf strategischer Ebene mit seinen Museen? (Dazu gehören neben dem Museum für Musikautomaten in Seewen die Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz» bei Winterthur, das Museo Vela im Tessin und das Kloster St. Georgen.) Es blieb bei einem lockeren Nebeneinander.

Ich bin nach wie vor der Meinung, die Eidgenossenschaft täte gut daran, sich eine neue «best practice» im Museumsbereich zu überlegen: Formulierung und Überwachung der strategisch wichtigen Kulturpolitik beim Kulturamt mit den anderen hoheitlichen Aufgaben als Priorität und die operativ geprägten Tätigkeiten an der «Kulturfront» durch Institutionen im sogenannten zweiten und dritten Kreis. (So machen es meist auch die Nachbarländer der Schweiz.)

Museen sollten nach meiner Meinung vermehrt Brücken zur schweizerischen Wissenschaftsszene schlagen. Dort ist die Vergabe von Forschungsmitteln (etwa 1 Milliarde) weitgehend an den Nationalfonds (SNF) delegiert. Ein gutes Modell auch für Bereiche der Kultur?

Weiterführung der Grossprojekte der Landesmuseumsgruppe

Die neue Direktion in Zürich mit Andreas Spillmann und mit dem zum Vizedirektor ernannten Markus Leuthard sowie Markus Notter als Präsident (seit 2018 Tim Guldemann) konzentrierte sich auf die Vollendung der Grossprojekte der Nationalmuseen:

- 2006** Weiterführung der begonnenen Sanierung des Altbaus
- 2007** Offizielle Einweihung des Sammlungszentrums
- 2010** Realisierung der Neuen Rechtsform
- 2010/2011** Volksabstimmungen zum Erweiterungsbau
- 2012** Spatenstich für den Erweiterungsbau
- 2016** Einweihung des Erweiterungsbau
- 2016-2019** Aufwendige Sanierung des Altbaus (Details auf der Webseite bbl.admin.ch) inklusive Erdbebensicherheit und Brandschutz
- 2019** Einweihung des Altbaus mit neuer Inneneinrichtung.

Bref: Das Landesmuseum in Zürich und die nationalen Häuser in Affoltern, Schwyz und Prangins befinden sich heute auf der Höhe der Zeit, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verfügen über modern eingerichtete Arbeitsplätze, die Sammlungen sind nach den neusten Standards untergebracht. Was kann einem Leiter, der gut 19 Jahre lang in die diese Richtung gearbeitet hat, Besseres passieren, als dass sich das Museum wieder auf seine inhaltliche Arbeit konzentrieren kann?

Eine gute Wahl für die Institution war im Jahre 2021 die Einsetzung der Kulturhistorikerin Denise Tonella, die sich zuvor durch Sonderausstellungen profiliert hatte, als neue Direktorin. Nach der durch Bauprojekte geprägten Phase war die Zeit wieder reif für neue inhaltliche Impulse. Für die Weiterentwicklung braucht es aber auch neue strategische Ziele.

Die Grossprojekte entfalten Wirkung

Die weiterentwickelte Botschaft zur neuen Rechtsform wurde 2010 in Kraft gesetzt. Statt der bislang angepeilten «Stiftung» wurde die Variante «Anstalt» gewählt; juristisch gesehen sind beide miteinander eng verwandt. Als Namen für die Institution wurde «Schweizerisches Nationalmuseum», abgekürzt SNM gewählt. Daneben blieb für das Stammhaus Zürich der alte Begriff «Landesmuseum» stehen. Das führt hin und wieder zu Verwirrung. Vielleicht wäre als neuer Gruppenname ein deutschsprachiges Äquivalent zur französischen «Réunion des Musées nationaux» besser gewesen?

Die Institution Nationalmuseum hat sich jedenfalls mit dem Sammlungszenrum und den Überblicks- und Epochenmuseen Zürich, Prangins und Schwyz zu einer kompetenten Museumsorganisation entwickelt, die international mithalten kann.

Die Vorteile einer Museumsgruppe mit Synergien zwischen den verschiedenen Häusern wurden bislang vom Nationalmuseum gut genutzt, weniger von der dem BAK unterstellten Gruppe. Nach meiner Meinung eine verschenkte Chance. Warum? Das Museumsbusiness ist in den letzten 20 Jahren deutlich professioneller und damit herausfordernder geworden. Dieser Entwicklung können Museumsgruppen besser folgen. Konkretes Beispiel: Die Qualität der Leistungen, die heute das Sammlungszenrum in Affoltern in Bereichen wie Lagerhaltung, Ausleihe, Konservierung etc. für Zürich, Prangins und Schwyz erbringen kann, beruht auch auf dessen Grösse mit spezialisiertem Personal. Noch klarer wird dies im digitalen Bereich. Hier sind die Ansprüche besonders gestiegen. Eine grössere Gruppe kann diese teure und komplizierte Challenge schneller und erfolgreicher meistern als kleinere Einheiten (dazu auch S. 117).

2019 waren mit der Einweihung des Erweiterungsbaus schliesslich die Hauptziele meiner strategischen Ausrichtung erreicht: Die Schweiz hatte eine baulich sanierte, erweiterte und mit den nötigen rechtlichen Freiräumen ausgestattete Museumsgruppe sowie in Zürich ein würdiges Landesmuseum mit Sonderausstellungsräumen. Dazu kommen Bereiche für die jüngste Geschichte, das

Studienzentrum, eine wunderbare Bibliothek, ein grosszügiger Eingangsbereich mit Shop sowie ein Restaurant.

Unter dem Strich dauerte die Neuaufstellung der Museumsgruppe der Nationalmuseen fast drei Jahrzehnte (S. 109). Das muss zu denken geben. Denn, wie schon eingangs erwähnt, müssen Museen mit der Zeit gehen können und sollten der Gegenwart nicht hinterher hinken. Überlange Realisierungszeiten können Probleme nach sich ziehen; Beispiele dazu im Folgenden.



Vom Tanker zur Flotte, die Nationalmuseen als Gruppe

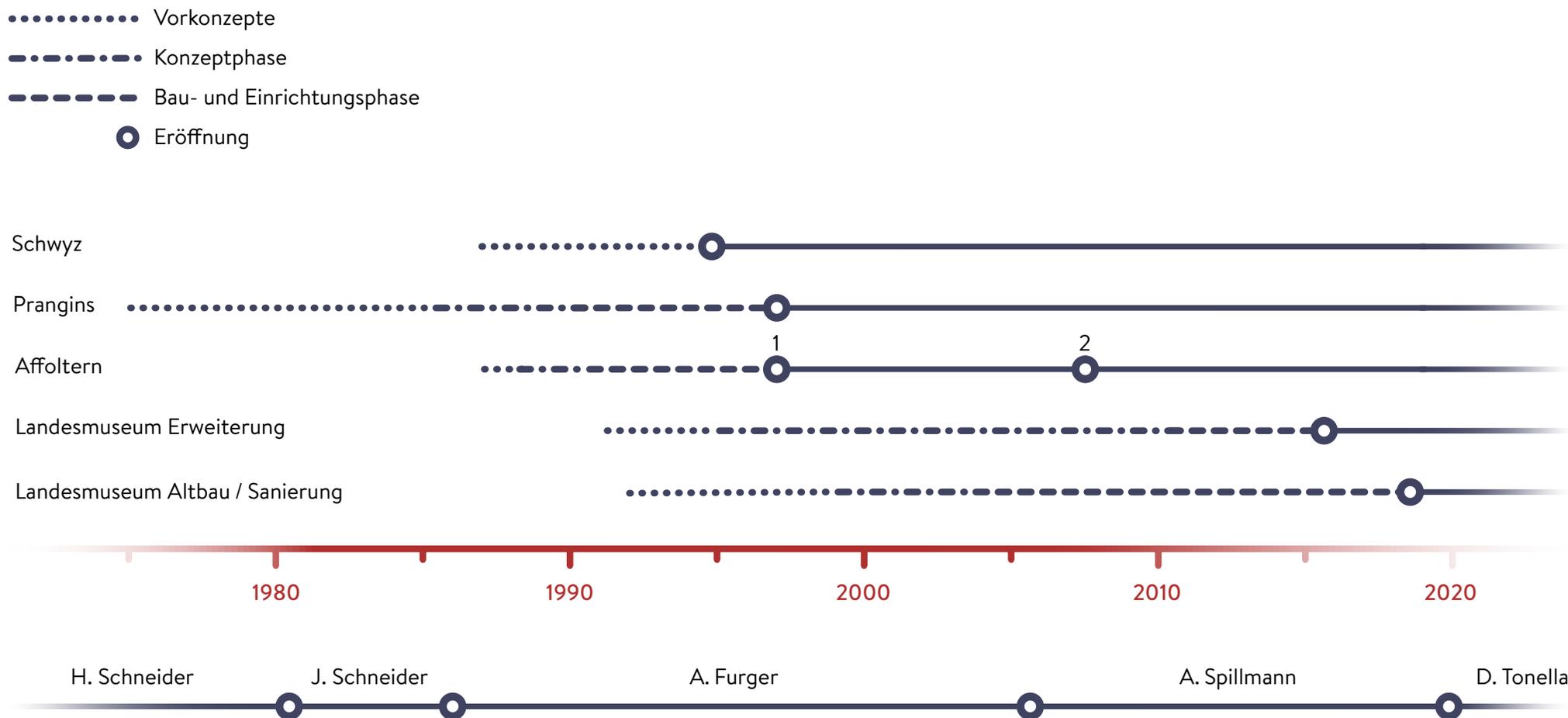
Die heutige Gruppenstruktur der Institution Schweizerisches Nationalmuseum (SNM: www.nationalmuseum.ch) mit den drei Museen in Zürich, Prangins und Schwyz geht auf das Jahr 1999 zurück. Damals, nach der Eröffnung von Schloss Prangins, dem neuen Sitz in der Westschweiz, traten die «Schweizerischen Nationalmuseen» erstmals als «Acht Museen – ein Unternehmen» auf (Buch von 2001, S. 208). Dafür wurde der Kommunikationsname «MUSÉE SUISSE» kreiert. Die innere Organisation wurde dementsprechend angepasst und unter Leitung der Vizedirektorin Regula Zweifel neu eine Abteilung für die Ausstellungshäuser ausserhalb des Stammhauses in Zürich geschaffen.

Diese Gruppenstruktur ihrerseits hatte eine längere Vorgeschichte. Der Auftakt war 1912 mit der S. 112f. besprochenen Übernahme von Schloss Wildegg samt Domäne erfolgt. Dazu kamen, in der Direktionszeit von Hugo Schneider, als zweiter Schritt das Zollmuseum in Cantine di Gandria und die historischen Häuser an der Bäregasse in der Stadt Zürich als Wohnmuseum. Ergänzend wurde in einem Geschoss des Zürcher Zunfthauses zur Meisen die Porzellansammlung des Landesmuseums ausgestellt. Dazu kam als entscheidender Sprung das Projekt Prangins. Das war der Zustand, als der Schreibende 1987 die Direktion übernahm. Damals wurden die «Aussenstellen» durch Sammlungsabteilungen des Zürcher Stammhauses in Eigenregie verzettelt betreut. Gleich nach 1987 begann mit langen Verhandlungen, Planungen und Projektanträgen an das Parlament die Vorgeschichte von weiteren Standorten mit folgenden Eröffnungs- und Anfangsdaten:

1995	Forum der Schweizergeschichte in Schwyz
1998	Sammlungszentrum Affoltern 1 und Folgeetappen
1998	Château de Prangins
2000	Musikautomatenmuseum in Seewen mit einem Neubau.

Wie erwähnt wurden die Standort Cantine die Gandria und Seewen nach 2006 durch andere Bundesbehörden übernommen, Wildegg ging an den Kanton Aargau. Die mit Sammlungen des Landesmuseums bestückten Häuser in Zürich an der Bäregasse und die Ausstellungsfläche im Zunfthaus zur Meise wurden nicht weitergeführt (auf der Timeline von S. 109 deshalb ausgeklammert). In den grossen Linien betrachtet, machte das Landesmuseum in seiner Entwicklung zu einer Museumsgruppe vier Sprünge mit entsprechend angewachsenen Ausstellungsflächen, die als Meilensteine gelten können (S. 109):

1. 1912: Übernahme von Schloss Wildegg und nach mehrjährigen Bau- und Einrichtungsarbeiten dessen Einrichtung als Museum samt Öffnung der Domäne für die Öffentlichkeit, unter Leitung von Hans Lehmann, nach Vorleistungen von Heinrich Angst.
2. In den 1970er Jahren erweiterte Hugo Schneider die Tätigkeiten des Landesmuseums auf einen Standort im Tessin und vor allem auf zwei weitere Standorte in Zürich, wie links beschrieben. Dabei verblieben die Bauten bei den ursprünglichen Eigentümern.
3. Zwischen 1987 und 2000 kamen die Standorte Schwyz, Affoltern, Prangins und Seewen dazu. An diesen Orten wurden die Immobilien Bundeseigentum (Finanzdepartement mit Baubehörde).
4. Die letzte Etappe erfolgte 2010 mit der Inkraftsetzung der neuen Rechtsform, ähnlich wie sie seit 1999 geplant war. Unter Leitung von Andreas Spillmann erfolgte auch die Realisierung des Erweiterungsbaus mit anschliessender Sanierung des Altbaus.



Timeline der heutigen Nationalmuseums-Gruppe von 1970 bis 2025

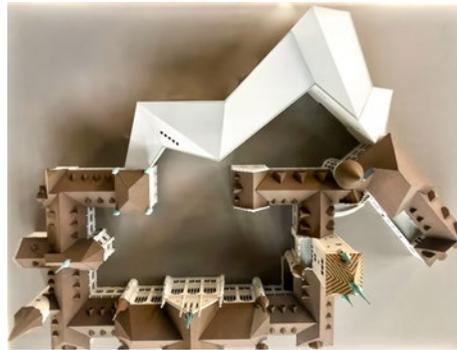
Gemäss der Kommentare S. 68ff. und besonders S. 106 bis 108. In der Übersicht wird deutlich, wie lange die Vorbereitungsphasen der Projekte dauerten, vor allem für Prangins und die Erweiterung in Zürich. Letztere begann eigentlich schon 1900, damals noch mit einem Projekt sihlseitig an den Altbau anschliessend. 1991 fiel der Entscheid, nur die Erweiterung in den Platzspitz-Park hinein weiterzuverfolgen. Auch Affoltern hatte einen längeren Vorlauf, nämlich in Form von Projekten eines Infrastruktur-Neubaus beim Zürcher Hauptbahnhof und an der Stadtperipherie. (Zusammenstellung Autor)

Realisierte und geplante Erweiterung

Die Erweiterungsbereiche sind jeweils hell herausgehoben.

Rechts: Modell des realisierten Projektes, wie es im Landesmuseum ausgestellt ist.

Unten: Ursprüngliches Projekt der Architekten Christ und Gantenbein mit dem nicht realisierten Sihl-Flügel (links).



Erweiterung in Zürich: Eine Bemerkung zum Äusseren

Eine Folge langer Planungs- und Bauzeiten ist oft, dass sich der fertige Bau bei der Einweihung als etwas «von der Zeit überholt» erweist. Lange im Voraus entworfene, modische Bauten können relativ schnell gestrig wirken. So war es schon beim eklektizistischen Landesmuseumsbau von 1898, der bald von schlichteren Stil Tendenzen eingeholt wurde. Für manche gilt dies auch für die Erweiterung; sie rücken deren Architektur in die Nähe des Baustils Brutalismus. Der bei der Erweiterung als Stilmittel eingesetzte Beton wird heute vor allem aus Umweltschutzgründen als problematisch angesehen. Heute ist es zudem undenkbar, einen öffentlichen Bau ohne Umweltkonzept und Solaranlagen zu planen.

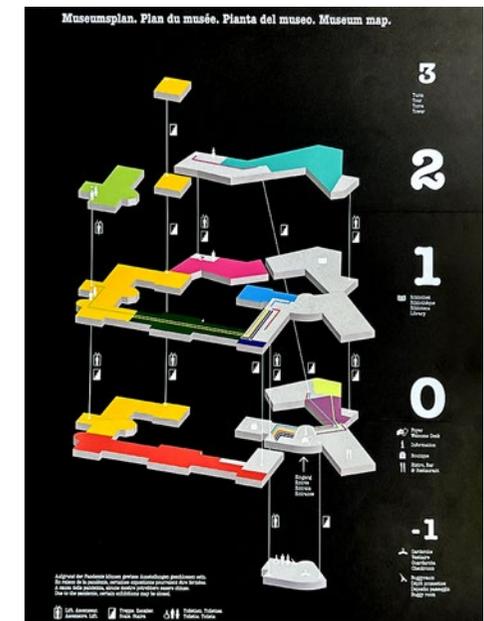
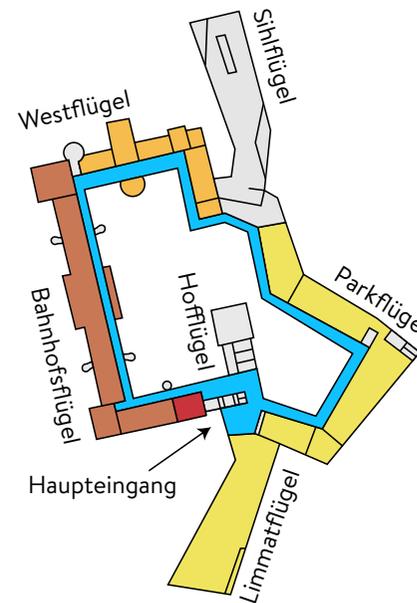
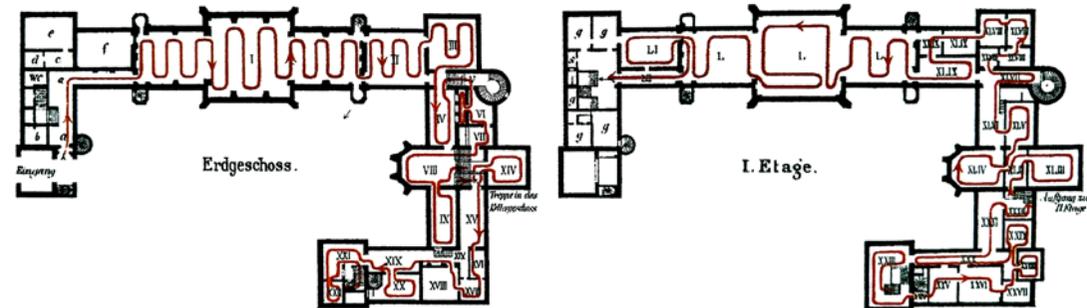
Das harmonische Verhältnis von Alt- und Neubau wurde vor und während der Wettbewerbsphase sorgfältig angegangen. Die Erweiterung sollte den verspielten Altbau nicht erdrücken, sondern diesen fortsetzend ergänzen. Gemäss dieser Devise wurden alle Vorschläge mit solitären Grossbauten im Rahmen der Architekturwettbewerbe zurückgewiesen. Dank Jurymitglied Peter Zumthor kam es zum Durchbruch des filigranen Projektes der jungen Architekten Christ und Gantenbein, die den grosszügigen Perimeter mit ihren weit in den Park ausgestreckten drei Flügeln (genannt Sihl-, Park- und Limmat-Flügel, Plan S. 111) am geschicktesten ausnutzten. Gleichet man die prämierte Fassung (Bild unten links) mit der gebauten Version ab (Visualisierung oben), weichen diese voneinander ab. Der Sihl-Flügel wurde gekappt und dafür der Park-Flügel «aufgeblasen», auch in der Höhe. Begannen die Architekten mit wachsendem Selbstvertrauen mehr ins Monumentale zu tendieren? Die Erweiterung riegt heute den Park vom Schlosshof mehr als vorgesehen ab; das Gegenteil war beabsichtigt.

Wenn viel Steuergeld in museale Bauten investiert wird, ist das die Gelegenheit, Drittmittel zu beschaffen (zur SSLM S. 56). Merkwürdigerweise konnten nach 2006 keine grossen Beträge für die Erweiterung akquiriert werden, etwa für den Sihl-Flügel. Dies in einer Zeit, als das Zürcher Kunsthaus 200 Mio. Franken für den Neubau von David Chipperfield zusammenbringen konnte (vgl. S. 111).

Erweiterung in Zürich: Eine Bemerkung zum Inneren

Museen werden für Besucher und Besucherinnen gebaut, deshalb sind sie stringent von dieser Seite (und nicht von der inneren Museumsorganisation) her zu denken. Für mich war das Museum immer ein Ort für «Menschen, die in der Schweiz leben, arbeiten oder diese besuchen» (S. 146). Gerade letzteren sollte der international übliche, am Welcome Desk abgegebene Überblicksplan auf den ersten Blick zeigen können, was wo zu sehen ist. Samt empfohlenem Rundgang durch die Landesgeschichte, wie dies durch Befragungen erhoben wurde. Einen solchen wies das Landesmuseum 1898 auf (Bild oben). Weil dieser im Laufe der Jahrzehnte durchbrochen wurde, pochten wir bei der Planung in den Jahren um 2000 auf einen neuen Kernrundgang (rechts blau eingezeichnet) mit entsprechenden Vertiefungsachsen. Das Projekt von Christ & Gantenbein wurde auch deshalb favorisiert, weil es das alte U von 1898 zu einem Rundgang schloss. Der heute abgegebene (dunkle) Plan, wie er ganz rechts abgebildet ist, weist keinen Rundgang aus, sondern mehrere farblich hervorgehobene Sektoren. Warum wurde auf eine straffe innere Organisation verzichtet? Als Archäologe und Historiker ist es schwer verständlich, dass man Geschichte fraktioniert und nicht als Kontinuum ausstellt. Fiel es leichter, den verschiedenen Spezialabteilungen nach altem Muster Raumfluchten zuzuteilen (S. 46)?

Jede Direktion, die neu baut und dafür viel Geld für die Inneneinrichtung erhält, muss daran denken, dass diese nach spätestens 20 Jahren überholt sein wird. Sie sollte deshalb nicht zu statisch und nicht zu fix realisiert sein. Der Nachfolge sind Spielräume zu überlassen. Nach meiner Meinung ist in der heutigen schnelllebigen Zeit auf fest eingebaute Grossvitrinen und Szenographien zu verzichten. Wer hätte vor kurzem noch gedacht, dass Virtual und Augmented Reality in Museen Einzug halten werden sowie immersive Ausstellungen feste und teure Installationen überflüssig machen könnten? Überhaupt ist heute zu überlegen, was noch physisch gebaut, und was dem Publikum digital zur Verfügung gestellt werden soll (dazu ausführlicher S. 118ff.).



Überblick?

Oben: Der rot markierte Ideal-Rundgang von 1898. An den Eingang ganz links schloss die Archäologie an, gefolgt von Sälen zum Mittelalter, der Frühen Neuzeit und historischen Zimmern. Über eine Treppe ging es weiter bis zum Höhepunkt, der Ruhmeshalle.

Links unten: Blau markierter Kernrundgang, Planungsstand 2002.

Rechts unten: Museumsplan von 2023, wie er heute den Besuchenden abgegeben wird. Das Hauptgeschoss (1) ist in vier thematische Sektoren aufgeteilt.

Zum Umgang mit dem Legat der Julie von Effinger

Schloss Wildegg wurde, wie schon erwähnt, nach 2006 aus der Landesmuseumsgruppe ausgegliedert. Dies war ein überraschender Bruch nach langer Vorgeschichte. Denn Domäne und Schloss Wildegg waren schon 1912 mitsamt einem beachtlichen Vermögen und einem grossen Bestand von historischen Objekten als Legat an das Landesmuseum gekommen. Dieses war damals vom Gesamtbundesrat mit allen im Testament von der Legatärin formulierten Bedingungen akzeptiert worden. Darin stand eindeutig: *«zu Händen des Schweizerischen Landesmuseums»*.

Der Hintergrund dazu in verkürzter Form: Der erste Direktor des Landesmuseums, stets auf der Jagd nach bedeutenden historischen Sammlungsobjekten, pflegte intensiven Kontakt zu Julie von Effinger, der kinderlosen «aristokratisch feinfühligsten letzten Herrin von Schloss Wildegg» (Durrer 1948, 309). Als Haupterbe des Vermögens setzte sie in der Folge in ihrem von einem Alt-Bundesrichter ausformulierten Testament das Landesmuseum ein, als Rückfallposition die Historisch-Antiquarische Gesellschaft der Schweiz. Sie formulierte zwei Bedingungen, nämlich dass die Domäne *«in ihrem bisherigen Zustande erhalten»* werden müsse und der *«Aufsicht und Verwaltung der Kommission des Schweizerischen Landesmuseums, eventuell der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft der Schweiz»* zu unterstellen sei. 1917 konnte das Schloss nach teuren Anpassungen als Museum vom Landesmuseum eröffnet werden. Es wurde seither samt Umgebung sukzessive zu einem Erlebnisort ausgeweitet (S. 48f.).

Die Aussonderung von Wildegg samt den zugehörigen Sammlungen aus der Institution Schweizerisches Landesmuseum erfolgte nach 2006 gemäss der Webseite des Kantons Aargau zum Schloss Wildegg so (abgerufen am 25.2.2023):

«Die Schlossdomäne Wildegg ist seit 1912 Eigentum der Eidgenossenschaft. Der Bund hat sich entschieden, seine Museen und Sammlungen zu reorganisieren und die Zukunft der Wildegg zusammen mit dem Kanton Aargau neu zu gestalten. Die partnerschaftlichen Verhandlungen des Kantons Aargau mit dem Bund sind inzwischen erfolgreich abgeschlossen. Federführend auf Bundesseite war das Eidgenössische Departement des Innern, vertreten durch Dr. Jean-Frédéric Jauslin, Direktor des Bundesamtes für Kultur sowie das Eidgenössische Finanzdepartement (Generalsekretariat und Bundesamt für Bauten und Logistik). Auf Aargauer Seite wurden die Verhandlungen durch Staatsschreiber Dr. Peter Grünenfelder geführt.» (...) *«Die Eidgenossenschaft sichert 4,5 Millionen Franken für Instandhaltungsarbeiten in den Jahren 2010 und 2011 zu. Zudem bezahlt sie 1,5 Millionen Franken an die Betriebskosten des Museums Wildegg.»*

Nicht das Landesmuseum, sondern das Bundesamt für Kultur gliederte entgegen dem letzten Willen der Schenkerin Schloss und Domäne aus der Obhut des Landesmuseums aus.

Im «Code of Ethics for Museums» des internationalen Museumsrats (ICOM) heisst es unter Paragraph 2.13: *«Aussonderung aus Museumssammlungen – Die Aussonderung eines Objekts oder Exemplars aus einer Museumssammlung darf nur bei vollem Verständnis für die Bedeutung des Gegenstandes, seines Charakters (erneuerbar oder nicht erneuerbar), seiner rechtlichen Stellung und unter Erwägung des öffentlichen Vertrauensverlustes erfolgen, den ein derartiges Vorgehen möglicherweise nach sich zieht.»* Unter Paragraph 2.14 steht zudem: *«Die Entscheidung zur Aussonderung soll in der Verantwortung des Museumsträgers liegen. Dabei hat dieser in Abstimmung mit der Direktion des Museums und der Kuratorin oder dem Kurator der betreffenden Sammlung zu handeln.»*

Das Legat als hohes Gut

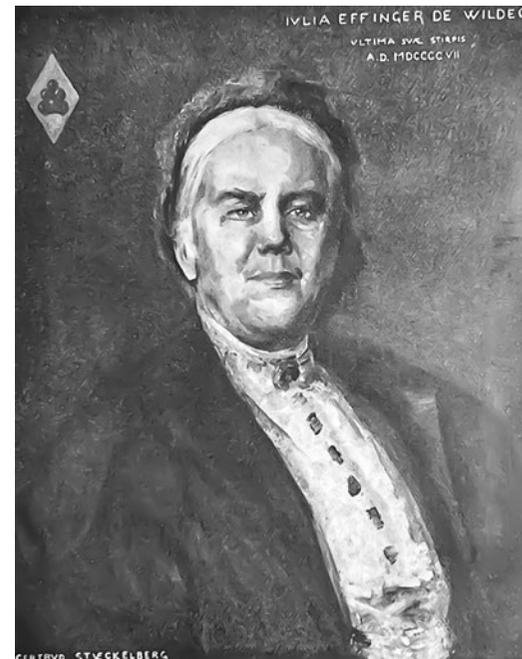
Museen können durch übergeordnete Entscheide in Verlegenheit gebracht werden. Oft trägt nicht die handelnde politische Ebene die negativen Folgen, sondern die Fachinstitution. Genau aus diesem Grund entstanden entsprechende ICOM-Richtlinien, und deshalb sollte der korrekte Umgang mit Legaten ein hohes Gut bleiben.

Umso mehr gilt dies, wenn vorher schon einiges schief gelaufen ist. Im konkreten Fall des Effinger-Legats wurden die in deren Stiftung eingebrachten (unterhalb des Schlosses gelegenen) Liegenschaften im Wert von einigen Millionen Franken durch das Finanzdepartement so verwaltet, dass die Stiftung irgendwann vor 1987 aufgelöst oder stillgelegt wurde.

Nicht nur Schloss Wildegg mit seinen Sammlungen, sondern die ganze Domäne wurde nach 2007 an den Kanton Aargau abgetreten, samt millionenschwerem Immobilienbesitz. Prompt begann die unter kantonaler Aufsicht stehende, neu gegründete «Stiftung Schlossdomäne Wildegg» historische Liegenschaften der Effinger zu verkaufen (Aargauer Zeitung 17.7.2024).

Gerade weil heute Museen mehr denn je auf Mittel Dritter angewiesen sind, sei es durch Sponsoring, Mäzenatentum oder eben Legate ist ein schicklicher Umgang mit Spenden und Legaten für einen guten Ruf nötig. Das gilt auch für vor langer Zeit eingegangene Verpflichtungen. Denn vermögende, meist kinderlose Personen und Familien ohne Nachkommen wählen genau deshalb öffentlich-rechtliche Institutionen ihres Landes als Erben, weil sie damit die Langfristigkeit ihrer Schenkung garantiert haben wollen. (So geschah es auch bei der schon genannten Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz» und den im Museo Vela vereinigten Objekte, die bis heute beim Bund verblieben.)

Man kann konkret fragen, was der ebenfalls kinderlose Willy G. Hirzel mit seinem grossen Vermögen gemacht hätte, wenn er vom Schicksal des Legats der Julie von Effinger gewusst hätte?



Die Schenkerin und ihr Schloss mit Domäne

Links: Julie von Effinger um 1900.

Oben: Ansicht von Schloss Wildegg um 1800 mit vorgelagertem Gemüse- und Lustgarten zwischen grossen Weingärten. Rechts schloss die grosse Domäne an.

Wissenschaftliche Forschung und Zusammenarbeit

Die Publikationstätigkeit von wissenschaftlichen Mitarbeitenden an Museen ist im Vergleich zu denen an Universitäten meist geringer. Oft erscheinen Kataloge über grössere Sammlungsbestände durch gut ausgebildete Museumsangestellte erst nach langer Tätigkeit. Im Vergleich mit Auktionshäusern, etwa Koller in Zürich, sieht der Output nochmals schlechter aus. Deren Kataloge gehen zwar bei weitem nicht in die gleiche Tiefe wie ein Museumskatalog, aber ein Auktionshaus kann sich auch keine Fehler leisten, weil es hier um Geld und Renommée geht. Zudem sind Auktionskataloge auch vom Bildteil her für Fachleute wertvoll.

Zur Aufgabe einer Museumsdirektion gehört es, die Kuratorinnen und Kuratoren zu intensiver Forschungs- und Publikationstätigkeit anzuregen und konkrete Aufträge zu erteilen. Vor diesem Hintergrund kam es unter anderem zu folgenden Werken:

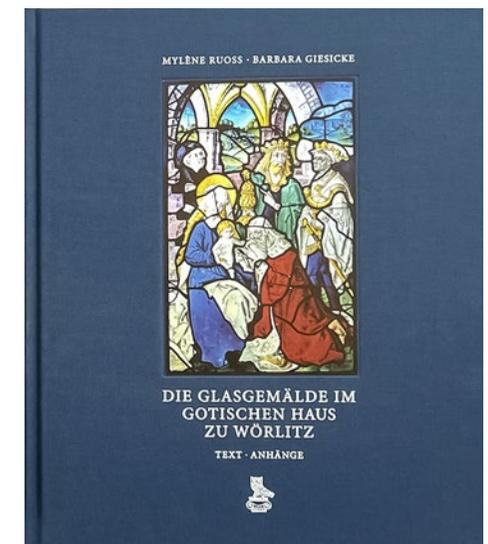
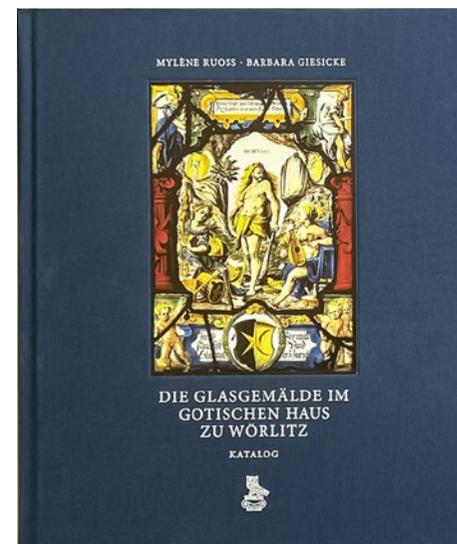
- Mylène Ruoss et al.: Katalog der Gemälde, Schweizerisches Landesmuseum Zürich (1996).
- Hanspeter Lanz: Weltliches Silber 2 – Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich (2001).
- Dione Fühler: Die Holzkulpturen des Mittelalters: Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich (2007).

Gewisse wissenschaftliche Mitarbeitende mussten in meiner Direktionszeit zu Publikationen fast gedrängt werden. So kam es zu den Alben über die Geschichte von Schloss Prangins (1991) und die Baugeschichte des Landesmuseums (1999).

Museen sollten mehr mit Universitäten zusammenarbeiten und wie diese auch aus den Angeboten des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) Nutzen ziehen. Dies gelang etwa Niklaus Oswald im natur- und zwei Forscherinnen im kulturwissenschaftlichen Bereich.

Kurz nach der Wende von 1989 wurde das Projekt zur Aufarbeitung der Schweizer Glasgemälde im gotischen Haus von Wörlitz (Sachsen-Anhalt) in gezielter Zusammenarbeit mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und dem Schweizerischen Nationalfonds (SNF) aufgegleist. Das deutsch-schweizerische Forschungsprojekt führte im Jahre 2012 zur zweibändigen Publikation von Mylène Ruoss und Barbara Giesicke.

Noch ein Wort zur Archivsituation: Seit 1987 wurden die gesammelten Unterlagen, Korrespondenzen etc. des Landesmuseums in Schüben dem Bundesarchiv in Bern übergeben. Davor gab es – ausser den LMK-Protokollen – kein zentrales Archiv und wenige Meter Direktionsakten. Ältere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berichteten 1987 von der Auflösung des einst im Haus angelegten älteren Archivs des SLM anlässlich eines Umzugs in der Ära von Hugo Schneider. Einige brachten nach einem internen Aufruf im Jahre 1987 aus einem Abfall-Container gerettete Unterlagen zurück. Diese wurden später ins Museumsarchiv integriert.



Ausstellungsvorschlag und wissenschaftliche Bearbeitung der historischen Schlitten

Im Jahre 2006 bot ich, kurz vor meinem Rücktritt, allen Präsidien von Stiftungen, Vereinen, Gremien etc., bei denen ich in der Funktion als Direktor des Landesmuseumsgruppe Einsitz genommen hatte, meinen Rücktritt an. Dazu gehörten in meiner Zeit mit aufgebauten neuen Stiftungen wie die für das Landesmuseum (SSLM), die Willy G. Hirzel Stiftung und ein gutes Dutzend weitere. Alle nahmen das Angebot an, ausser dem Stiftungsrat des Nestlé-Ernährungsmuseums Alimentarium in Vevey. Dort war ich 15 Jahre zuvor als Nachfolger des Gründungsdirektors des Verkehrshauses in Luzern Mitglied des Comités geworden. Diese Funktion behielt ich bei; sie führte schliesslich zu meinem letzten grösseren Museumsengagement in der Schweiz (dazu S. 119).

Wie S. 102 erwähnt, sollte ich gemäss bundesrätlichem Willen nach 2006 aktiv an den künftigen Ausstellungen des Museums in Zürich mitwirken. Dementsprechend entwickelte ich als erstes ein multimediales Konzept für die Neubespaltung der Waffenhalle. Diesem Herzstück des alten Landesmuseums war mit seinen verschiedenen Einrichtungen und den Hodler-Fresken (zuerst Ruhmeshalle der Nation mit Waffen, dann etwas verwissenschaftlicht, dann Sonderausstellungsraum etc.) die Entwicklung verschiedener Geschichtsnarrative gut abzulesen. So entstand der schriftliche mit einer entsprechenden Visualisierung versehene Vorschlag, die neugotische Halle mehrmals am Tag mit einer immersiven Schau zu bespielen. Dieser Konzeptvorschlag löste kein Echo aus. Die Halle wurde längere Jahre über mit grossen Einbauten versehen. (Heute fahren immersive Ausstellungen grosse Erfolge ein, in Zürich etwa die Lichthalle MAAG.)

Auf Wunsch meines Nachfolgers verzichtete ich auf die vom Bundesrat formulierte Option, nach 2006 weiter konzeptionell für das neue Landesmuseum zu arbeiten.

Dafür begann ich als alternatives Projekt die Schlitten der Landesmuseumsammlung wissenschaftlich zu bearbeiten. So kam es zur Arbeit *«Paraden – Maskeraden – Promenaden. Die Schlitten des Schweizerischen Landesmuseums im europäischen Kontext»*, abgedruckt in der ZAK 66, Heft 1/2009, 1-44 und digital abzurufen auf der Webseite furger.eu unter B6. Weil die gewünschte Mithilfe des

Museumsfotografen damals verweigert wurde, machte ich mich mit zwei Kameras selber ans Werk (Bild unten). Dabei gingen mir ehemalige Mitarbeiter zur Hand. Das Landesmuseum organisierte 2022/2023 eine Sonderausstellung mit den in der Publikation behandelten Schlitten. In der Begleitbroschüre zur Ausstellung *«Prunkvolle Schlitten»* wurde unter Leitung der wissenschaftlichen Chefkuratorin die publizierte Schrift zusammengefasst. Meinen typologischen Bestimmungen und Datierungen wurde, ebenso wie den Kontextualisierungen, grösstenteils gefolgt. Dabei unterblieb ein Verweis auf die publizierten Forschungen. (Die Universität Giessen zu Grundsätzen des wissenschaftlichen Arbeitens: Werden benutzte Literatur *«und Quellen nicht als solche gekennzeichnet, so spricht man von ‹plagieren›»*)





Sachwalter der Kunst- und Kulturstiftung von Bruno Stefanini

Im Bundesdienst pflegte ich bewusst gute Beziehungen zu bedeutenden Privatsammlern in der Schweiz. Dazu gehörte Bruno Stefanini (1924–2018) aus Winterthur mit seinen beiden Sammelgebieten Schweizer Kunst und «Historica». Er hatte ein grosses Vermögen mit Immobilien generiert und besass in seiner «Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte» (KKG) neben vielen Sammelobjekten vier Schlösser. Als Mäzen finanzierte er dem Landesmuseum immer wieder Ankäufe und war grosszügig mit Leihgaben. So entwickelte sich eine persönliche Freundschaft mit diesem unkonventionellen Sammler.

Als 2006 der Konflikt mit dem Bundesamt für Kultur in die Presse kam, kritisierte Stefanini die «Jauslin-Attacken» und dankte für meine «Leistungen für das Museumswesen der Schweiz». Er war das Musterbeispiel eines eigenwilligen Selbmademens. So profitierte er geschickt von den Vorzügen der Rechtsform der Stiftung, vernachlässigte aber den Unterhalt seiner Sammlungen und Bauten. Nach mehreren Einsprachen der Stiftungsaufsicht ernannte mich das Departement des Inneren 2007 vor diesem Hintergrund zum Sachwalter der Stiftung. Es folgten Besuche der Museumsliegenschaften der KKG und Besprechungen mit dem Stiftungsrat, immer in der Hoffnung, die offenkundigsten Defizite gemeinsam und einvernehmlich angehen zu können. Das überforderte Stefanini schliesslich. Er erwirkte über einen Anwalt die Aufhebung der Verfügung. Ich hatte derweil eine Strategie zur Sanierung entwickelt und konnte diese meinem Nachfolger als Sachwalter überreichen. Dieser wurde aber erst eingesetzt, als der Sammler bereits deutlichere Anzeichen von Demenz zeigte. Heute wird die Stiftung von mehreren Dutzend Mitarbeitenden unter Leitung der Tochter, Bettina Stefanini, erfolgreich saniert (www.skkkg.ch). Mit ihr und der Stiftung bestehen seither freundschaftlich geprägte Kontakte.



Katakomben hinter verschlossenen Toren

Oben: Tor zum Schloss Luxburg am Bodensee der Stiftung KKG 2007 und Einblicke in ein Untergeschoss von Schloss Brestenberg am Hallwilersee mit zwei Panzern.

D.
VEVEY, PROJEKTE UND OLTINGUE

Zur digitalen Herausforderung und zum dualen Auftritt

Nachdem ich mich schon in der Studienzeit mit digitalen Datenbanken vertraut gemacht hatte (S. 17), erschien die Einführung solcher Hilfsmittel für das Landesmuseum im Jahre 1987 selbstverständlich. Wie erwähnt wurde ein entsprechendes Datenbankprojekt auf die Beine gestellt und bald auf für die damalige Zeit hohem Niveau digital kommuniziert (S. 55). Seither erfolgte bekanntlich eine schnelle technologische Weiterentwicklung.

Die Digitalisierung ist für Museen eine grosse Chance, zumal ihre Hauptaufgabe neben dem Sammeln letztlich Kommunikation ist. Diese kann digital breiter und gezielter erfolgen als früher. Das digitale Museum ist mehr als eine Ergänzung zum physischen Museum; nach meiner Ansicht führt kein Weg an einem dualen Auftritt vorbei. Das heisst: Bei der Planung neuer musealer Auftritte ist bewusst zu evaluieren, was auf welchem Weg an das Publikum herangetragen werden soll. Denn physische Bauten kosten viel Geld, Zeit und können kaum mehr verändert werden; die Bauprojekte des Landesmuseums während meiner Direktionszeit sind das beste Beispiel dafür. Dazu kommen die erheblichen Kosten für den Unterhalt der Bauten.

Gewisse Museen müssen heute gar nicht mehr physisch gebaut, sondern können durch digitale Auftritte ersetzt werden. So plante die Nachfolgerin von Jauslin an der Spitze des BAK, Isabelle Chassot, konsequenterweise bereits vor einiger Zeit ein nationales virtuelles Kunstmuseum für die 20 000 Werke der Bundeskunstsammlung und die Designobjekte des Bundes. Auch für digitale Projekte braucht es aber eine konsequent eingehaltene Strategie und Durchsetzungskraft. Das zeigt das genannte Beispiel; bis heute sind nur etwa 3 000 Objekte auf diesem Portal zugänglich: kdb.epics.ethz.ch.

Wie man es besser macht, zeigt ein Beispiel aus Frankreich: Über die Adresse www.photo.rmn.fr werden im Netz über 800 000 Bilder von Objekten aus nationalen Sammlungen in bester Qualität mit entsprechenden Texten angeboten. Sie können digital leicht angesteuert und mit wenigen Klicks von jedermann bestellt werden. Dahinter steht eine staatliche französische Agentur. Sie schickt ihre Equipen regelmässig in die zahlreichen national finanzierten Museen. So entstehen Aufnahmen der jeweils wichtigsten Objekte, und jene werden in die zentrale Datenbank eingespeist. Die KuratorInnen der über das Land verteilten Häuser sind dazu verpflichtet, zu jedem Bild die notwendigen Beschreibungen zu liefern. Damit werden auch kleinere Museen auf Trab gehalten. Wie sieht dies im Vergleich in der Schweiz aus? Die meisten Institutionen bauen eigene Objekt-Datenbanken und entsprechende Portale auf, deren Inhalte auf den Suchmaschinen kaum erscheinen. Initiativen zu gemeinsamen Auftritten von Museen der Schweiz gibt es als verdiente Ansätze, sie sind aber bislang noch kein grosser Erfolg.

Heute gilt erst in einigen amerikanischen Museen das strategische Ziel, *alle* ihre Objekte digital zugänglich zu machen. Davor scheuen sich die meisten Museen Europas. Dafür werden oft zwei Hauptgründe angeführt: die Befürchtung eines Rückgangs an Besuchenden in den Museen und das Pochen auf die Aura der Objekte im Sinne Walter Benjamins. Meine Meinung ist: Die Objekte der mit Steuergeldern finanzierten Sammlungen sollten ohne Wenn und Aber öffentlich zugänglich sein und der Entscheid, wer was wie sehen will, muss den Interessierten überlassen werden. In ein ähnliches Kapitel gehört das Festhalten an gedruckten Büchern durch Museen. Oft wird von der Auflage nur ein Zehntel verkauft und der Rest verschenkt oder eingelagert. Dieses Geld wäre meiner Ansicht nach besser in digitale Projekte investiert.

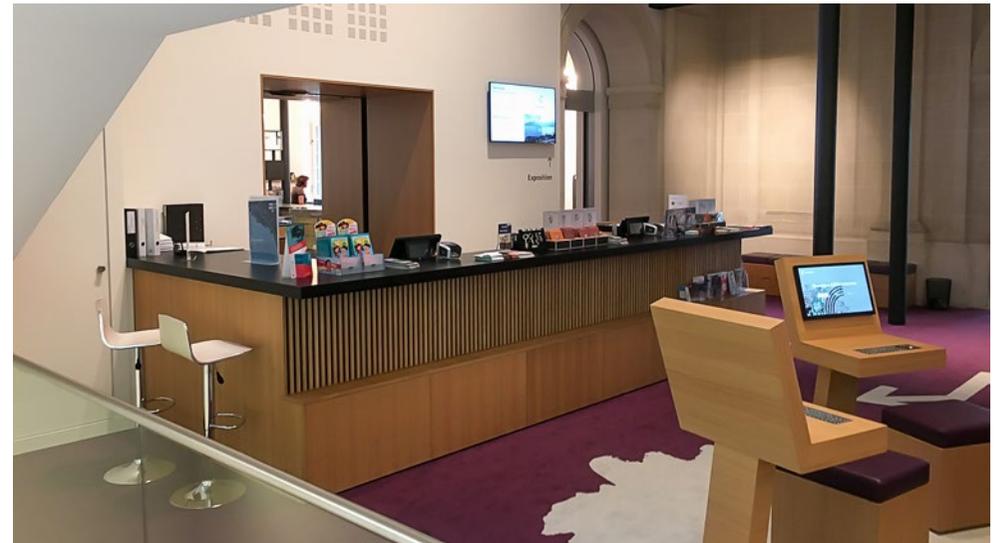
Neue Museumskonzeptionen für die Nestlé-Stiftung Alimentarium in Vevey 2011 bis 2014

Das 1985 in einem historischen Nestlé-Direktionsgebäude unter Leitung von Martin Schärer (1945–2023) eingerichtete Ernährungsmuseum Alimentarium, damals das einzige dieser Art weltweit, wurde dank interaktiver Installationen zu einem Erfolg. Über 50 000 Besucher pro Jahr, darunter mehr als die Hälfte Kinder und Jugendliche, profitierten von spielerischen Lernangeboten und von betreuten Ateliers. Das Museum erlebte unter der gleichen Leitung nach gut 10 Jahren eine Erneuerung («Alimentarium 2»). Auf das Jubiläum 150 Jahre Nestlé im Jahre 2016 sollte es wieder vollständig erneuert werden («Alimentarium 3»). Daran scheiterte eine Leitungsperson, worauf ich im Herbst 2011 als langjähriges Mitglied des «Comité de Fondation» nach Vevey berufen wurde. Dazu gehörte der Auftrag, die Neukonzeption zu übernehmen. Dafür nahm ich nach der Wahl als Direktor für drei Jahre einen Zweitwohnsitz im nahen La Tour-de-Peilz.

Zunächst wurde eine bauliche Erweiterung geplant. Mögliche Einsparungen hätten aber die Realisierung bis 2016 in Frage stellen können. Deshalb wurde dieser Plan aufgegeben, und wir konzentrierten uns auf die Straffung der Inhalte innerhalb des bestehenden Gebäudes auf die drei Themen «Aliment – Société – Corps» mit vielen digitalen Stationen. In diesem Rahmen wurde das Museum 2016 von meiner dortigen Nachfolgerin mit der dazu entwickelten Möblierung realisiert (Bild unten).

In der Konzeptionsphase von «Alimentarium 3» wurde klar: Das attraktive Haus mitten in Vevey an der Seepromenade zieht viele Menschen aus der Region und dem nahen Frankreich an. Das Museum ist aber zu klein, um international ausstrahlen zu können. Vor diesem Hintergrund schlugen ich und Rudolf Ramsauer, Kommunikationschef von Nestlé SA und Präsident der Museumskommission, der Nestlé-Spitze vor, parallel ein digitales Museum zu entwickeln (dazu S. 118). (Nach dem altersbedingten Rücktritt 2013 blieb ich bis in die Coronazeit als Vizepräsident der Alimentarium-Stiftung tätig.)

Auf der Webseite www.alimentarium.org steht das ab 2011 entwickelte digitale Museum gleichwertig neben den Infos zum physischen Museum: «Learn & Play» neben «Visit».



Der iterative Prozess zum dualen Auftritt des Alimentariums

Das neue Alimentarium mit seinem digitalen Auftritt entstand in einem iterativen Prozess, wie er in einer Staatsverwaltung kaum, in einem Unternehmen aber durchaus möglich ist. Als das erwähnte Grundkonzept eines digitalen Museums als Ergänzung zum physischen «Alimentarium 3» dem Chairman von Nestlé, Peter Brabeck-Letmathe, vorgeschlagen wurde, reagierte dieser nicht nur positiv, sondern regte spontan eine Ausweitung der Pläne an.

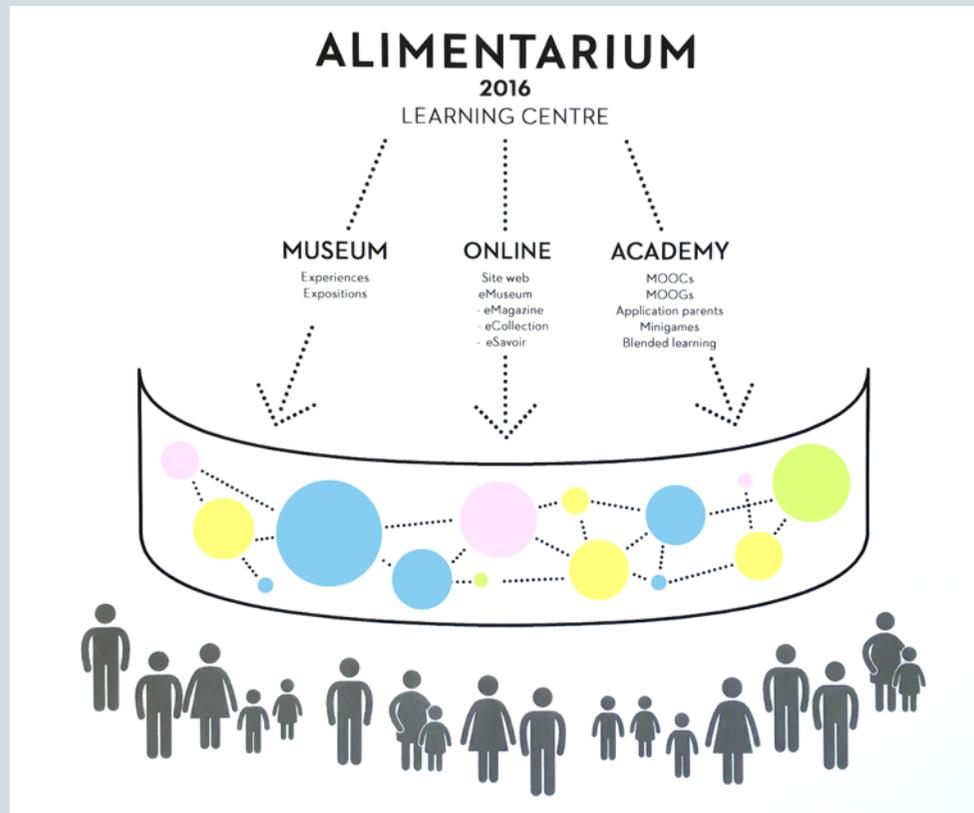
Anschliessend kam es zum vom Chairman angeregten Brainstorming der Museumsspitze mit Peter Aebischer, dem Präsidenten der Ecole Polytechnique

Fédérale de Lausanne (EPFL) in Lausanne. Diese war damals mit anderen grossen internationalen Universitäten im sogenannten «distance learning» führend, vor allem mittels MOOCs (massive open online courses). Auf dieser Basis erarbeiteten wir auch mit Hilfe von Dozenten der Hochschule der Künste in Zürich (HGKZ) und der Pädagogischen Hochschule Schwyz ein Gesamtkonzept, zu dem auch Online Games gehörten. Dies alles vor dem Hintergrund der «DNA» des Alimentariums, der auf Kinder und Jugendliche zugeschnittenen, spielerischen Wissensvermittlung. In diesem Segment hatte sich das Haus seit 1985 eine hohe Kompetenz und Glaubwürdigkeit erworben. Die besten Sammlungsobjekte wurden dabei nicht vernachlässigt, sondern mittels 3D-Aufnahmen ins Netz gestellt.

Dieses Vorgehen war möglich, weil sich Unternehmer wie der genannte Nestlé-Chef gewohnt waren, neue Wege zu beschreiten, aufgrund von vorgelegten Konzepten zügig zu entscheiden und auch allfällige Fehlschläge in Kauf zu nehmen. (Das 2016 eröffnete Firmenmuseum «The Nest» wurde trotz grosser Investition drei Jahre nach der Eröffnung wieder geschlossen, weil die Besucherfrequenz unter den Erwartungen blieb.)

Kernelement des digitalen Auftritts wurde der damals auf der Webseite «Academy», heute «Learn & Play» genannte Bereich. Er zielt darauf ab, Kinder und Jugendliche spielerisch mit dem Thema Ernährung vertraut zu machen. Dazu kamen parallele Begleitprogramme für Eltern und vor allem Lehrpersonen («Adults – Teachers – Children»). In dieser Kombination wurde das Dreiecksangebot Eltern, Lehrpersonen und Kinder zu einer Neuheit. Dazu gehört das schon genannte digitale Ökosystem mit MOOCs und pädagogischen Spielen (serious games).

Das E-Paper «Neue Strategie für das Alimentarium: Konzentration in Vevey – Expansion im Netz» kann unter B9 auf der Webseite furger.eu abgerufen werden.



Professionalisierung einer Sammlung in Mannheim

Im Forschungsbereich «Historische Wagen und Schlitten» kam es in ganz Europa zu intensiven Kontakten zu den bedeutendsten Privatsammlern. Dazu gehörte Heinz Scheidel, der als Unternehmer in einer alten Seilerei am Rande Mannheims das weltgrösste Privatmuseum auf diesem Gebiet, samt einer Restaurierungswerkstatt (Bild oben), aufgebaut hatte. Einige historische Wagen werden auch gerne an von Fahrclubs organisierten Fahrenlässen vorgeführt. Diese werden als eine Art «fahrende Museen» verstanden, wobei das immaterielle Traditionsgut Fahrkunst nach Benno von Achenbach hochgehalten wird.

Scheidel wünschte 2007 einen ersten Katalogband seiner Bestände zu veröffentlichen. Die Analyse der musealen Infrastruktur ergab beste Rahmenbedingungen im Ausstellungsbereich, aber einen Mangel an systematischer Erfassung der Provenienzen. Nach einer Evaluierung wurde das Schweizer Programm MuseumPlus eingekauft und auf dieser Basis eine professionelle digitale Datenbank aufgebaut. Dazu gehörte die Schulung der Mitarbeitenden. In der Datenbank wurden ab 2008 alle Sammlungsobjekte, darunter auch viele Accessoires, ebenso erfasst wie die Links zu den entsprechenden Fotos und Restaurierungsprotokollen. Die Datenbank wurde zur Grundlage von bisher zwei Katalogbänden mit Fotografien der Objekte:

2011 «Überblick»

2020 «Die Naturholzwagen».

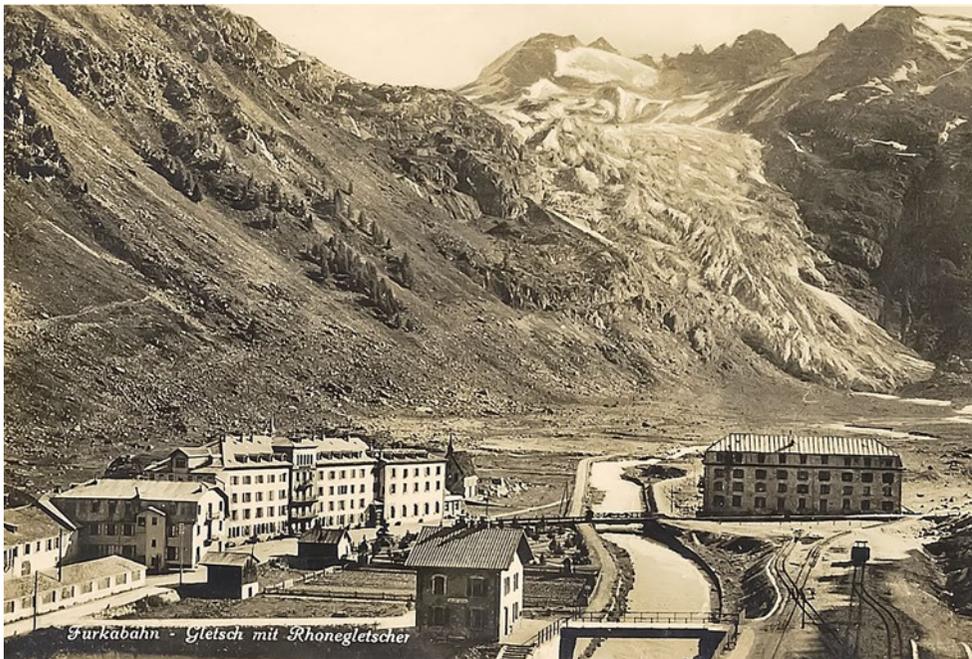
Zur Hilfeleistung bei Privatsammlern gehören auch juristische Ratschläge, wie Sammlungen als Ganzes langfristig erhalten werden können, etwa als Stiftung. (Für das S. 114 besprochene Projekt der Stiftung von Bruno Stefanini hatte ich Kontakte zu den besten Schweizer Juristen im Bereich Stiftungsrecht.)



Beratungen

Nach 2007 erhielt ich einige Anfragen bezüglich Ausarbeitung von musealen Konzepten und Beratungen. So kam ich an interessante Orte in der Schweiz. Dazu gehörte eine Analyse zur Hotelsiedlung in Gletsch, auf Bitte eines Nachkommens der bekannten Schweizer Hotelier-Familie Seiler. Dort war und ist noch viel Substanz aus dem frühen 20. Jh. erhalten (Bild links). Mittlerweile haben sich Teilprojekte wie das zum «Blauen Haus» weiterentwickelt (auf dem Bild unten rechts – www.stiftung-historisches-gletsch.ch).

Der russische Komponist Sergei Wassiljewitsch Rachmaninow liess sich 1930 am Vierwaldstättersee nieder und baute dort die Villa Senar, die auch im Inneren mit dem Mobiliar integral erhalten blieb. (Dafür interessierte sich auch Wladimir Putin.) Hier ging es um eine neue Nutzung. Vor wenigen Jahren kam das Grundstück samt Villa in den Besitz des Kantons Luzern.



Als Berater im Museumsfragen konnte ich von Tätigkeiten und Erfahrungen auf der operativen Ebene ebenso profitieren wie von der Mitarbeit in verschiedenen Aufsichtsgremien. Dazu gehörten langjährige Engagements in den Kommissionen (conseils/committees) verschiedener Institutionen wie: Museum der Kulturen in Basel, Verkehrshaus der Schweiz in Luzern, Alimentarium in Vevey, Haus der Geschichte in Bonn, Carriage Museum of America, etc.

Einblicke in verschiedene Einrichtungen und aus verschiedenen Perspektiven weiten den Horizont und schaffen Verständnis für den Grundaufbau von Institutionen wie Museen. Dazu gehören die beiden Ebenen, die operative sowie die strategische (S. 134ff.). Zu viel Museen sind in Schieflage geraten, weil diese Führungsebenen nicht klar getrennt und die unterschiedlichen Rollen der Beteiligten nicht ernsthaft wahrgenommen wurden.



2010 Umzug ins Elsass, Forschungen in französischen Museen und Archiven

Nach einer Zwischenlösung bei Basel zog ich 2010 probeweise in eine Mietwohnung ins Elsass und konnte 2012 schliesslich ein Bauernhaus mit Scheune mitten im Dorf Oltingue erwerben. Das Anwesen bietet genügend Platz für mein Büro mit Bibliothek und Archiven, zwei Pferde sowie Kutschen (Bild unten).

Nach Ende des Mandats in Vevey konnte ich mich wieder mehr eigenen Projekten zuwenden. All das im Wissen um das Privileg, als Kulturhistoriker und Publizist auch nach der Pensionierung ohne grosse Infrastruktur weitere Projekte anpacken und realisieren zu können. Dies ist auch den Fortschritten der Digitalisierung geschuldet und der Arbeit der Institutionen, die mit grossem Effort ihre Archivalien, Bücher und Objekte im Netz Forschenden zur Verfügung stellen. Mir ist bewusst, dass ich zur ersten Generation derer gehöre, die davon profitieren. Allerdings ersetzt dies nach wie vor nicht die Arbeit an Objekten und Archivalien vor Ort.

Da ich nahe an einem TGV-Bahnhof wohne, verstärkte ich meine Beziehungen zu französischen Kolleginnen und Kollegen. In und bei Paris arbeitete ich für meine Buchprojekte wiederholt in den Archives Nationales von Pierrefitte-sur-Seine (Bild unten), in den Archiven von Hermès in Paris und vor allem in Compiègne im Musée national du Tourisme et de la Voiture, wo ich Jahrzehnte zuvor schon in einer Kommission mitgearbeitet hatte. Dazu kamen Reisen zu Schauplätzen wie etwa in Berlin und Potsdam. So entstanden die Grundlagen zu den Büchern über Napoléon III. (2020), zum Thema «Vom Pferd zum Automobil» (2021) oder zur Biographie über Benno von Achenbach (2025).

Die Arbeiten sind online abrufbar unter furger.eu – dazu auch 126f.



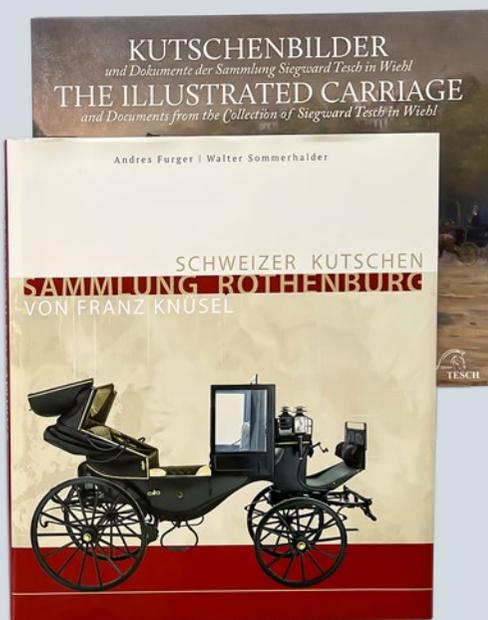


Sammlungskataloge

Der Zufall wollte es, dass ich Jahre nach dem Alimentarium-Engagement in der Westschweiz mit dem neuen Präsidenten der EPFL, Martin Vetterli, in Kontakt kam. Diesmal ging es um die Schlitten- und Kutschensammlung seiner Eltern (Bild links mit dem Fotografen Jeremy Bierer aus Vevey in der Mitte). Die Dokumentation einer Sammlung im grösseren Kontext ist die Voraussetzung, richtig über deren weiteres Schicksal zu entscheiden.

Sammlungen wie diejenige des Ehepaares Vetterli sind kein Einzelfall. Sie wurden vor allem Ende des 20. Jh. von der Generation zusammengetragen, die Pferde noch im Alltag miterlebt hatte. Seit etwa 15 Jahren nimmt das Interesse an solchen Sammlungen indes ab; dementsprechend drohen einigen davon die Auflösung. Damit geht oft der Verlust von Provenienzen einher. Auch deshalb engagiere ich mich im Bereich von Sammlungskatalogen und halte möglichst viel in schriftlicher und bildlicher Form fest. So kam es neben der schon genannten Werke über die Sammlung in Mannheim zu folgenden gedruckten Katalogen:

- Kutschenmuseum Toni Meier in Oberrohrdorf AG
- Museum von Franz Knüsel in Rothenburg LU
- Kutschenremise von Siegward Tesch in Wiehl D
- Sammlung von Heiko Wührmann in der Steiermark A.



Weitere archäologische Arbeiten: Frühe Sklaverei

In der Antike machten versklavte Menschen 10% bis 30% der Bevölkerung aus. Der Bedarf an Sklaven war besonders in der Römischen Republik des 2. Jh. v. Chr. gross. Die besonders arbeitsintensive Gewinnung von Olivenöl und Wein auf den riesigen Gütern beruhte weitgehend auf Sklavenwirtschaft. Das kann dem zwischen 175 und 150 v. Chr. entstandenen Werk «De agri cultura» von Marcus Porcius Cato, Landmann, und Politiker (bekannt für sein «ceterum censeo ...»), entnommen werden (dazu S. 104). Viele Sklaven kamen damals aus Gallien und wurden antiken Autoren gemäss von Händlern gegen in Amphoren abgefüllten Wein eingekauft.

Besonders viele Bruchstücke von römischen Weinamphoren der Zeit um 100 v. Chr. fanden sich in Basel in der grossen keltischen Siedlung unter dem heutigen Novartis-Campus, in Fachkreisen «Basel-Gasfabrik» genannt (S. 24f.). Gemäss der guten verkehrsgeschichtlichen Lage am Rhein und der dort gefundenen Münzen aus fernen Gegenden war dies ein Handelsplatz, wohl auch von Sklavinnen und Sklaven. Das klingt für viele Fachleute überraschend, zumal Sklaverei und Sklavenhandel ein in der archäologischen Forschung verdrängtes Thema ist. Martin Schönfelder begründete diesen Sachverhalt damit, dass «sich die Archäologinnen und Archäologen mit den jeweiligen Perioden, die sie bearbeiten, verbunden fühlen und sich bemühen, diese in der Regel positiv darzustellen, auch für die Öffentlichkeit.»

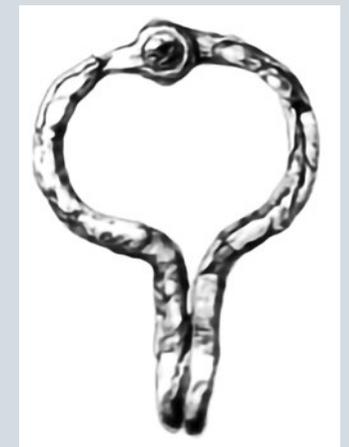
Das 2016 publizierte E-Paper «Sklavenhandel im keltischen Basel?» ist auf der Webseite furger.eu unter A11 abrufbar.

Zeugnisse von Sklaverei

Rechts oben: Darstellung eines im Rahmen einer Versteigerung nackt zur Schau gestellten gefesselten Sklaven zwischen einem Händler in gallischen Kapuzenmantel links und dem eine Toga tragenden Auktionator rechts (Relief nach Schumacher 2001, Abb. 13 – CIL XIII 3986).

Rechts, unten links: Auf dem Hospiz des Grossen Sankt Bernhard gefundenes Votivtäfelchen des helvetischen Sklavenhändlers Mango (HEL MANGO).

Rechts, unten rechts: Eiserne Handfessel aus der keltischen Siedlung Basel-Gasfabrik.





Reisen zu archäologischen Stätten und historischen Museen

Am Anfang meines Interesses für Archäologie und Museen standen, wie eingangs beschrieben, damalige Bestseller über bedeutende Ausgrabungen in verschiedenen Ländern sowie Reisen zu archäologischen Denkmälern mit meinen Eltern. Als Student folgten darauf weitere Exkursionen. Im Alter überlegt man sich, welche archäologischen Stätten man noch nicht selbst erkundet hat. Die fünf auf dieser Doppelseite gezeigten Bilder zeugen von Reisen zu solchen Orten in den letzten Jahren.

Der links oben abgebildete Grabhügel ist Teil des riesigen Grabbezirkes von Banditaccia bei Cerveteri, der vom 7. bis ins 2. Jh. v. Chr. belegt wurde. Die Etrusker waren reiche Zeitgenossen der Kelten oder Gallier, die mich ein Leben lang beschäftigt haben. Deren Siedlungsgebiet wurde, wie das der Kelten oder Gallier, bekanntlich von den Römern erobert und in imperialer Manier ins Reich eingefügt.



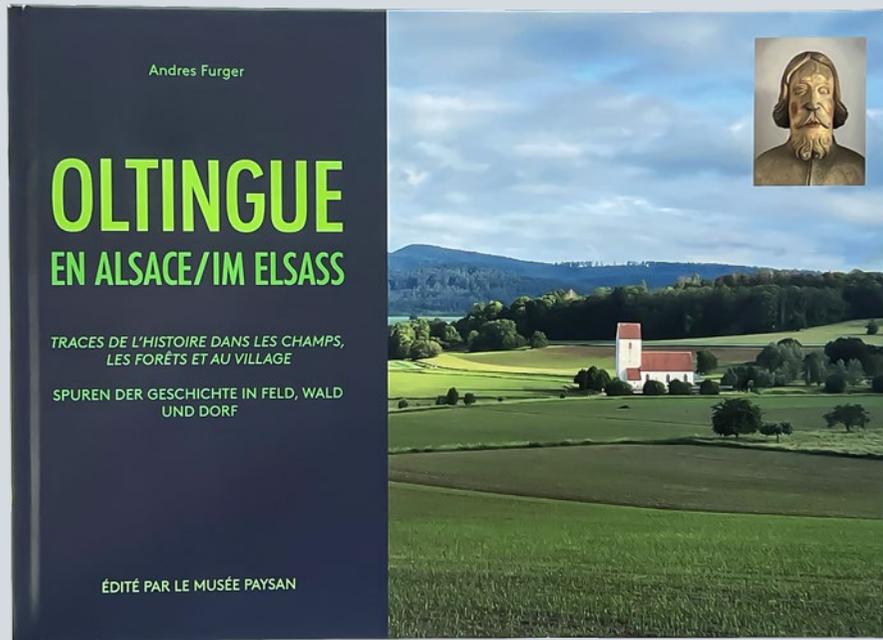
Als eine der besterhaltenen römischen Städte gilt Herculaneum bei Neapel. Diese Hafenstadt wurde bekanntlich wie Pompeji beim Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 von Vulkanasche meterhoch überdeckt. Dort sind dementsprechend die Häuser zum Teil bis ins zweite Stockwerk erhalten, wie das Bild links unten zeigt. Die vordersten Bauten mit den Gewölben standen direkt am Strand. Unter ihnen wurden Dutzende Skelette von Menschen gefunden, die nicht mehr von Schiffen abgeholt wurden.

Die spektakulären Funde der römischen Fundplätze am Golf von Neapel sind im dortigen Archäologischen Nationalmuseum ausgestellt. Dazu gehört das kleinformatige, S. 127 unten rechts abgebildete Mosaik aus winzigen Steinen. Es zeigt eine Szene von mit Masken auftretenden Strassenmusikanten und wurde in Stabiae gefunden.

Das Bild unten wurde in Oslo in der Kältekammer des Viking Ship Museum aufgenommen, wo derzeit die berühmten Wagen und Schlitten aus dem Grab von Oseberg des Jahres 834 konserviert werden. Im Gespräch mit dem Direktor ging es im Sommer 2023 vor allem um die Anspannungsart der gut erhaltenen Schlitten.

Seit der Jugendzeit faszinieren mich Kulturen des Mittelalters in Südostasien. Also machte ich mich auf eine Reise nach Thailand auf, fuhr von dort den Mekong hinab nach Laos, dann ging es mit dem Ziel Angkor Wat in Kambodscha. Mit über 160 ha handelt es sich um die grösste religiöse Anlage der Welt. Die von Feigenbäumen umrankten Ruinen strahlen heute noch etwas von der Archäologie-Romantik aus, wie sie in Europa im 18. und 19. Jh. vielfach abgebildet worden ist (Bild rechts).





Oltingue en Alsace / im Elsass

Die erste ausführliche Dorfgeschichte von Oltingen/Oltingue erschien 2021 in Französisch und Deutsch in Zusammenarbeit mit dem lokalen Museumsverein dieses Dorfes. Der Schrift gingen einige Jahre Recherchen, Begehungen und Zeitzeugenbefragungen voraus. Dazu gehört auch die Geschichte des Wahrzeichens des Dorfes, der gotischen Kirche Sankt Martin im Feld (Bild links). Diese steht über und neben den Resten einer noch nicht untersuchten römischen Villa. Den letzten Teil der Dorfgeschichte nimmt das harte Schicksal der Bevölkerung im 20. Jh. ein. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/1871 wurde das Elsass mit dem Sundgau für Jahrzehnte Teil des Deutschen Reichs. Dann kam es im Verlauf des Ersten und Zweiten Weltkriegs zu einem wiederholtem Hin und Her. Im Zuge der «Libération» wurde das genau auf der Maginot-Linie gelegene Dorf 1944 vom französischen «Regiment d'Infanterie Colonial du Maroc» eingenommen. Über diese nordafrikanischen Befreier gibt es seit 2006 den bewegenden Film «Indigènes» نوي دلب von Rachid Bouchareb.

Mein neues Zuhause in diesem Dorf liegt an der «griene Gass» respektive «rue verte», an der sich zufällig auch das dortige «Musée du Sundgau – Musée paysan» befindet (Bild unten). Es wurde 1971 in einer historischen Gaststätte eingerichtet und gehört zum Typus der damals beliebten Volkskunde- und Regionalmuseen. Im Inneren wird neben archäologischen Funden der Region hauptsächlich das bäuerliche Leben in einem Sundgauer Dorf bis in die Zeit um 1950 gezeigt. Die Einrichtungen sind in die Jahre gekommen, die Besucherzahlen stark zurückgegangen. Deshalb machten sich die zuständigen Behörden Gedanken über die Zukunft des Museums und baten um eine Projektskizze.

Das Buch über Oltingue kann bei der Gemeindeverwaltung und im Museum von Oltingue erworben werden, das Digitalisat ist auf der Webseite furger.eu zu finden.

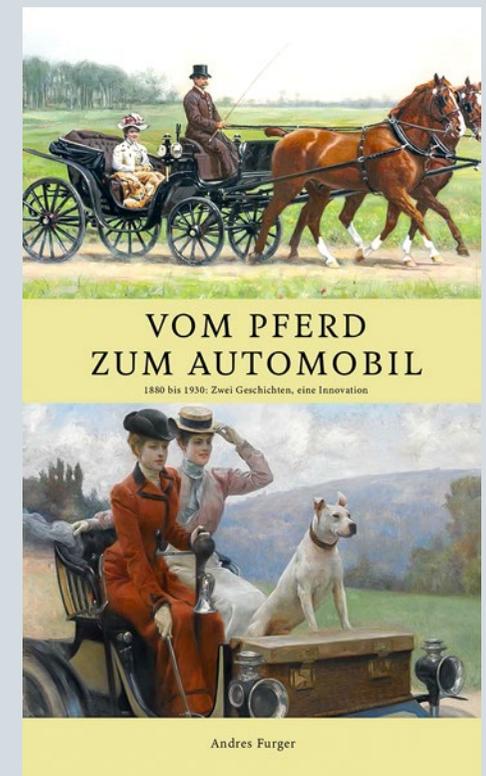


Vom Pferd zum Automobil: Durchbruch in der Modemetropole Paris um 1900

Kulturgeschichtliche Umbrüche als Forschungsthema sind besonders spannend. Dazu gehört der epochale Wandel vom Pferd zum Automobil, über den es erstaunlich wenig tiefergehende Untersuchungen gibt. Vor allem nicht aus der Optik der Kutschenzeit. Die (gut erforschten) Erfindungen von Benz und Daimler brachten dem Automobil um 1885 noch nicht den Durchbruch, es brauchte dafür eine innovative gesellschaftliche Szene mit entsprechenden Exponenten. Diese fand sich in Paris mit Vertretern wie dem rechts abgebildeten Marquis de Dion; Menschen wie er trugen mit ihrem Hang zu ständig Neuem

und Schnellerem zum Durchbruch des Automobils und zu Situationen bei, wie sie Louis Sabattier 1903 festgehalten hatte (Bild links). Dabei spielten frühe Formen des Sports eine wichtige Rolle.

Das Buch ist im Librum Publishers & Editors Verlag erhältlich. Es wurde im Jahre 2022 in der Kategorie Historie des Motorworld Buchpreises mit dem ersten Preis ausgezeichnet. (Das E-Book ist bei academia.edu oder furger.eu unter C15 abrufbar.)

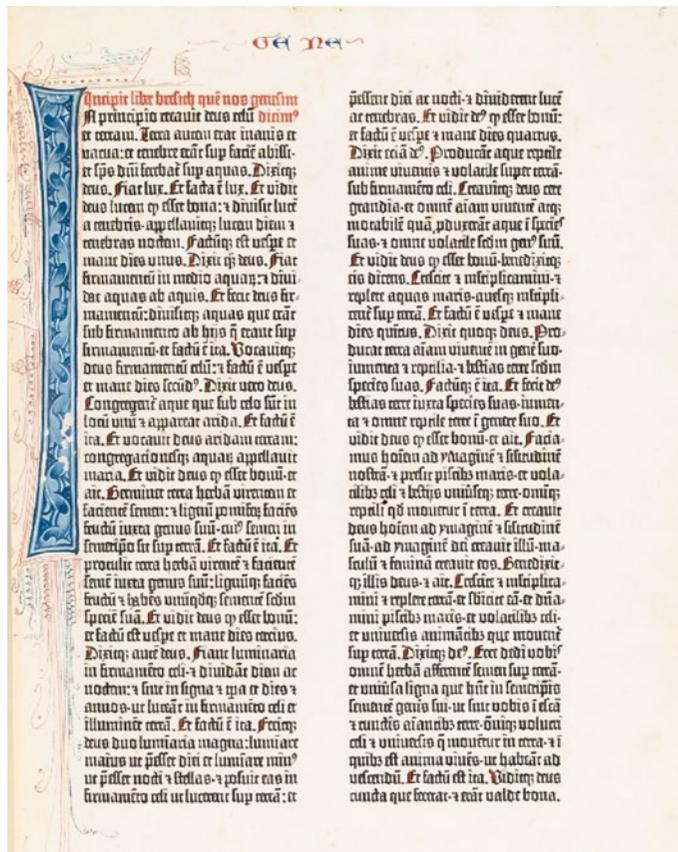
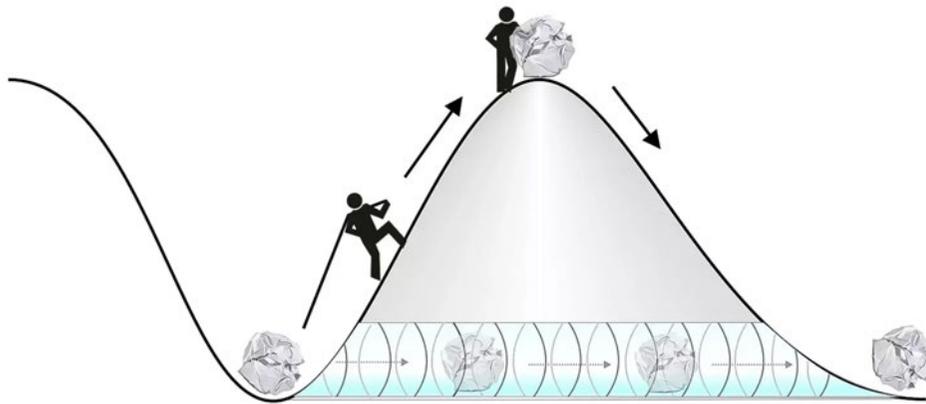


Wellen oder auch Sprünge?

Dem Menschen ist das Streben nach Ordnung eigen. Die Tendenz, Kosmos ins Chaos zu bringen, bestimmte und bestimmt die Weltbilder der Menschen mit. So kam es zur herkömmlichen Vorstellung, die Veränderungen erfolgten in der Natur kontinuierlich. Dann aber rüttelten die Quantentheorie von Max Planck um 1900 und anschliessend weitere Fortschritte in der Quantenphysik an der bisherigen Vorstellung. So kam es zu Modellen wie dem «Quantentunnel». Das Beispiel aus der Physik mit der Skizze links oben erinnert daran, wie sich Modellvorstellungen ändern können. Auch in der Biologie ist die Frage nach sprunghafter und gradueller Entwicklung ein Thema.

Für den Lauf der Kulturen ähneln die herkömmlichen Modellvorstellungen oft auch dem Bild einer Welle, ähnlich einer Sinuskurve. Beim Römischen Reich und seiner Kultur spricht man vom Aufstieg, Höhepunkt und dem Niedergang, bei der darauf folgenden Epoche vom Früh-, Hoch- und Spätmittelalter. Verläuft alles geordnet, Welle um Welle? Wie andere auch beschäftigt mich seit längerem die Beobachtung, dass in der Kultur der Menschheit neue Entwicklungen auch unvermittelt und mit grosser innerer Energie auftreten können. Zuweilen werden gleich zu Beginn einer neuen Ära qualitative Höhepunkte gesetzt. Dazu gehören in der Bildenden Kunst etwa der Impressionismus im späten 19. und die Abstraktion im frühen 20. Jh. Vorreiter wie Claude Monet oder Wassily Kandinsky blieben wegweisend. Weiter vorher ist die Innovation des Buchdrucks zu nennen. Die frühen, gegossenen Lettern und die damit gefertigten Drucke des Goldschmieds Johannes Gutenberg waren von Beginn weg von stupender Qualität (links gedruckte Bibel von 1455, mit Zusätzen von Illuminatoren). Der Buchdruck löste bekanntlich einen der heutigen Digitalisierung vergleichbaren epochalen Schub aus.

Mit diesem Thema setzt sich das eingangs erwähnte Interesse an anthropologischen Konstanten und Verläufen in verschiedenen Kulturen und Epochen fort.



Acheloos und der keltische Goldschatz von Erstfeld

Der 1962 entdeckte keltische Hortfund von Erstfeld stammt aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. und besteht aus vier Hals- und drei Armringen. Die darauf abgebildeten Figurenfriese sind bis heute nicht eindeutig geklärt. Sicher handelt es sich um mythologische Szenen. Teile davon werden in diesem Artikel mit dem griechischen Flussgott Acheloos (Ἀχελῷος) in Verbindung gebracht, der auch in die etruskische Religion und Kultur Eingang fand. Er galt als Vater von Nymphen, auch Acheloiden genannt, die in der griechischen Antike zusammen mit Acheloos in Naturheiligümern kultisch verehrt wurden.

Die ikonographischen Attribute des Acheloos sind ein menschliches Antlitz mit zwei kurzen Hörnern und kleinen Ohren sowie der Körper eines Stiers, der sich zur Seeschlange wandeln kann. Auf einem Halsring des Erstfelder Fundes findet sich eine ähnliche Darstellung in keltischer Umsetzung.

Schon länger wird der Fund von Erstfeld nicht mehr als Händlerversteck, sondern als Weihefund eingestuft. Dabei spielt die Lage am Fuss des Gotthardmassivs, das in der Antike als höchstes Gebirge der Alpen galt, eine entscheidende Rolle (vgl. S. 61 und A10). Dies wird in der Forschung seit langem anerkannt. Dabei kann aber die oft genannte Verbindung mit der Gotthardroute Richtung Süden nach wie vor nicht belegt werden. Mit der Zuordnung mindestens eines Teils des Hortfundes an den Wassergott Acheloos stellt sich vielmehr die Frage nach einem engeren Zusammenhang des Weihefundes mit der Reuss.

Der Fundort liegt an der Stelle, wo die Reuss die unwirtliche Bergwelt hinter sich lässt, aus einer Talenge in Form einer Klus als ansehnlicher Fluss die breite Urner Reussebene durchfließt und in den Vierwaldstättersee mündet.

Die Reuss war und ist der grösste Nebenfluss der Aare und diese der wasserreichste Nebenfluss des Rheins.

Das E-Paper ist unter A12 auf furger.eu abrufbar.



Halsring von Erstfeld des 4. Jh. v. Chr. mit bärtigem Stierkopf und etruskischer Anhänger des 5. Jh. v. Chr. mit Darstellung des Acheloos.

Weltbilder – Geschichtsbilder – Selbstbilder

Welche kritischen Gedanken macht man sich als Archäologe und Historiker nach mehreren Jahrzehnten fachlicher Tätigkeit? Sie gehen in Richtung des anfangs und auf der vorangehenden Seite angesprochenen Themas: der Hinterfragung der eigenen Tätigkeit und der jeweils prägenden Welt- und Geschichtsbilder. Obwohl ich mich stets um langfristiges Denken und Distanz zum Zeitgeist bemühte, und nach dem S. 73 genannten Buch über Seelenbilder im Verlaufe verschiedener Epochen (ein zentrales Element im Weltbild vieler Menschen) mich auch dem Thema «Weltbilder» aus diachronischer Sicht zugewendet hatte, hätte in der Rückschau noch mehr Distanz zu jeweils gültigen Sichtweisen gut getan. Also das Infragestellen der jeweils tonangebenden Welt- und Geschichtsbilder, die – ob man will oder nicht – auch Selbstbilder beeinflussen. Dies gilt für meine beiden Tätigkeitsfelder, die Archäologie und die Museumsarbeit. So wandelte sich beispielsweise die Vorstellung der Kultur der Kelten in den letzten Jahren stark, nach neuen Funden vor allem an Opferplätzen. (Immerhin konnte ich mit dem Thema Sklaverei noch etwas zum neuen, kritischeren Bild der keltischen Lebenswelt beisteuern: S. 125.)

Historische Museen und vor allem das Schweizer Nationalmuseum veranstalten heute wichtige Sonderausstellungen zur jüngeren Geschichte der Schweiz. Sie hinterfragen erfolgreich aktuelle Themen mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft. Dabei spielt der modische Zeitgeist noch zuweilen etwas mit, wenn verschiedene Schweizer Museen fast zeitgleich Ausstellungen zu ähnlichen Themen veranstalten. Schön wäre es aus meiner Sicht, auch zentrale und wirklich heisse Themen des Zeitgeschehens zu thematisieren (vgl. S. 62f. zu «Sonderfall?».) Dazu gehört die zunehmende Differenz zwischen Selbst- und Aussenbildern der Schweiz in ihrem Verhältnis zu Europa. Dafür gäbe es erfahrene Historiker wie Thomas Maissen als Gastintendanten.

Gegen den Strich bürsten?

Seit Jahrzehnten ergeben Umfragen bezüglich der Glaubwürdigkeit von Institutionen in der Gesellschaft ein klares, wunderbares Resultat für Museen. Die «Institution Museum» nimmt darin einen Spitzenplatz ein, vor der Wissenschaft und weit vor den Medien. Dies gilt seit Jahrzehnten und wurde zuletzt 2024 im Rahmen einer deutschlandweiten Studie des Instituts für Museumsforschung in Berlin bestätigt. Dieser positive Befund ist ein Geschenk; besonders an die historischen Museen, aber auch eine Verpflichtung. Erstens gilt es mit den Quellen und deren Interpretationen weiterhin sorgsam umzugehen und zweitens dieses «Sozialkapital» auch nutzbar zu machen. Dies auch vor dem Hintergrund der «Gegenwartsschrumpfung» im Sinne von Hermann Lübke und der derzeitigen, wieder dynamischeren Weltlage, die auch die kleine Schweiz betrifft.

Gerade deshalb sollten historische Museen den Mut haben, grosse Themen der Gegenwart anzupacken. Dies nicht in belehrender und moralisierender Art, sondern mit distanzierterem, analytischem Blick aus der Tiefe und Breite der Geschichte heraus, um so den Blick der Besuchenden zu weiten, neue Perspektiven zu eröffnen und diese zu verankern.

Das klingt ein wenig pathetisch, man kann es auch einfacher formulieren. Der Schweizer Architekt Peter Zumthor äusserte 2001 im Rahmen der S. 94f. beschriebenen Debatten um die Erweiterung des Landesmuseum den Wunsch an uns Verantwortliche der Inneneinrichtung, «*die Museumsobjekte mehr gegen den Strich zu bürsten*». Das setzt voraus, das man gegen den Strich zu denken imstande ist.

Die folgenden Seiten versuchen, solche Gedanken auf den Boden der Realität zu bringen.

Selbstreflexion und Strategie

Werden Museen für Geschichte beziehungsweise Kulturgeschichte von der öffentlichen Hand getragen, stehen sie mit ihren Sammlungen im Dienst der Gesellschaft. Weil sich diese schneller denn je wandelt, müssen sich die Museen dementsprechend anpassen. Dabei kann es zuweilen zu Konflikten kommen. Verzögerte Anpassung an den Lauf der Zeit führt zu Nachholbedarf. Setzt der Aufholprozess ein, kann dies zu grösseren inneren Konflikten und wiederholten Führungswechseln führen. Dies geschah beispielsweise in den letzten 10 Jahren am Historischen Museum Basel, welches seine Geschichte mittlerweile aufarbeiten konnte (www.hmb.ch).

Ein Hauptgrund für das zu späte Anpacken aufgeschobener Probleme ist oft zu wenig Offenheit gegenüber Neuerungen und das Festhalten an einem behaglichen Kurs ohne periodische Selbstprüfung. Schonungslos durchgeführte Standortbestimmungen vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels bedingen ein hohes Mass an Selbstreflexion. Dazu gehört die Analyse der eigenen Geschichte. Hier gibt es merkwürdigerweise im Museumsbereich noch gewisse Lücken. Geht man Publikationen und Webseiten von historischen Museen der Schweiz durch, findet man kaum tiefergehende Analysen zur inneren Entwicklung der jeweiligen Institution. So schält das Landesmuseum Zürich auf seiner Webseite die Meilensteine seiner Geschichte kaum heraus. Das ist merkwürdig für VertreterInnen einer Berufsgruppe, die in Geschichte ausgebildet und in Geschichtsinstitutionen tätig ist. Zumal man Historie nicht um ihrer selbst willen betreibt, sondern auch um daraus zu lernen. Dazu gehören bei unserem Thema Fragen wie: Wann, wie und warum konnte eine Institution besonders überzeugen und Meilensteine setzen?

Es ist sicher nicht ganz einfach, Distanz zur Geschichte der Institution zu gewinnen, in die man eingebettet war und deren jüngste Geschichte man noch selbst erlebte.

Oft wird die Sicht darauf vom emotionalen Erleben überstrahlt. Dazu gehört das S. 47 angesprochene Thema des «Tunnelblicks». Dem analytischen Diskurs wird zuweilen nach Art der anekdotischen Evidenz ausgewichen, indem man gewisse Abschnitte der eigenen Geschichte und mit bestimmten Exponenten verknüpfte Meilensteine aussen vor lässt. Geschichte betreibt man allerdings wie gesagt auch, um besser in die Zukunft extrapolieren zu können. Kurz und etwas abgedroschen nach Helmut Kohl, immerhin auch ein promovierter Historiker:

«Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht gestalten.»

Das gilt auch für die Geschichte von Institutionen. Heute realisieren viele Museen gescheite und erfolgreiche Ausstellungen über zeitgeschichtliche Themen mit Blick auf die Gegenwart und Zukunft, zeigen aber nach meiner Erfahrung eine gewisse Scheu, die eigene Institution auf ihre Zukunftstauglichkeit hin zu durchleuchten und entsprechende Massnahmen in Form einer klar formulierten Strategie einzuleiten. Auch hier ergibt der Rundblick auf Publikationen und Webseiten der historischen Museen der Schweiz ein eher mageres Resultat. Viele haben gar keine publizierte Strategie oder nur eine vage formulierte. Es fehlen etwa klare Aussagen wie:

- Die Dauerausstellung ist in 10 Jahren vollständig erneuert.
- Alle Sammlungsobjekte sind in 15 Jahren digital zugänglich.
- Projekt ABC wird zugunsten des digitalen Projekts CDE aufgegeben.
- Das Museum bereitet eine enge Kooperation mit XY vor etc.

Dazu auch die folgenden Seiten im Anhang.

ANHANG: DAS IDEALE HISTORISCHE MUSEUM

Vorbemerkungen zum folgenden Anhang

Im Rahmen von Gesprächen über Vorentwürfe dieser Dokumentation wurde angeregt, auch meine Vorstellungen eines idealen Geschichtsmuseums zu Papier zu bringen. Gesagt, getan. Das Folgende entstand selbstredend vor meinem persönlichen Leistungs- und Erfahrungshintergrund. Die Liste ist nicht vollständig, sondern führt vor allem Punkte auf, die sich während meiner Tätigkeiten als wichtig erwiesen. Dazu gehört in erster Linie die Entwicklung einer wohlüberlegten Strategie, wie auf S. 133 angesprochen. Dabei nimmt der übergeordnete Museumsrat eine besondere Stellung ein, zumal ihm nicht nur die Aufsicht (S. 135), sondern auch die strategische Steuerung obliegt. Steuern heisst, einen Kurs langfristig halten.

Dazu ein Beispiel: Meilensteine der Institution Schweizerisches Nationalmuseum, wie das 2007 eröffnete Sammlungszentrum, das heute als Vorbild für manche Museen Europas gilt, sind das Resultat von eingehenden Analysen des Status quo in den 1980er Jahren, der daraus folgenden Formulierung einer Strategie, wie in dieser Dokumentation beschrieben, und deren konsequenter Umsetzung. Die Realisierung des Sammlungszentrums war auch eine Voraussetzung für die Sanierung des Stammhauses und die Umsetzung eines Erweiterungsbaus. Dieser Prozess dauerte lange, sehr lange und vollzog sich über mehrere Wechsel der

Spitzen des Museumsrates und der Direktion. Genau dieser Sachverhalt spricht für eine Strategie, also für einen personenunabhängigen Kurs, ausgelegt auf einen Zeitraum von mindestens 10, besser 20 Jahre oder sogar mehr.

Bei der Grundkonzeption des Sammlungszentrums in den 1990er Jahren wurde länger abgewogen, wo die Schnittstelle zwischen dem alten Mutterhaus in Zürich und dem neuen Zentrum liegen sollte. Dazu gehörten auch die Einschätzungen von Übergangssituationen mit entsprechenden Erfahrungen (S. 54). Ich entschied mich schliesslich für die Sammlungen mit den objektlogistisch-technischen Tätigkeiten dort und der Direktion, der Bibliothek, dem Ausstellungsgut, den Studiensammlungen und den wissenschaftlichen Tätigkeiten am alten Ort. Diese Aufteilung bewährt sich bis heute. Damit wurden die neue Abteilung der RestauratorInnen aufgewertet und gleichzeitig die der KuratorInnen mehr auf Ausstellungstätigkeit und Forschung zentriert. Das wissenschaftliche Personal zu Forschungen und entsprechender Publikationstätigkeit anzuregen, war mir stets ein grosses Anliegen.

Einige der folgenden Vorschläge sind Binsenwahrheiten und rennen bei heutigen Museen dank vieler Fortschritte in den letzten 20 Jahren offene Türen ein, andere vielleicht weniger.

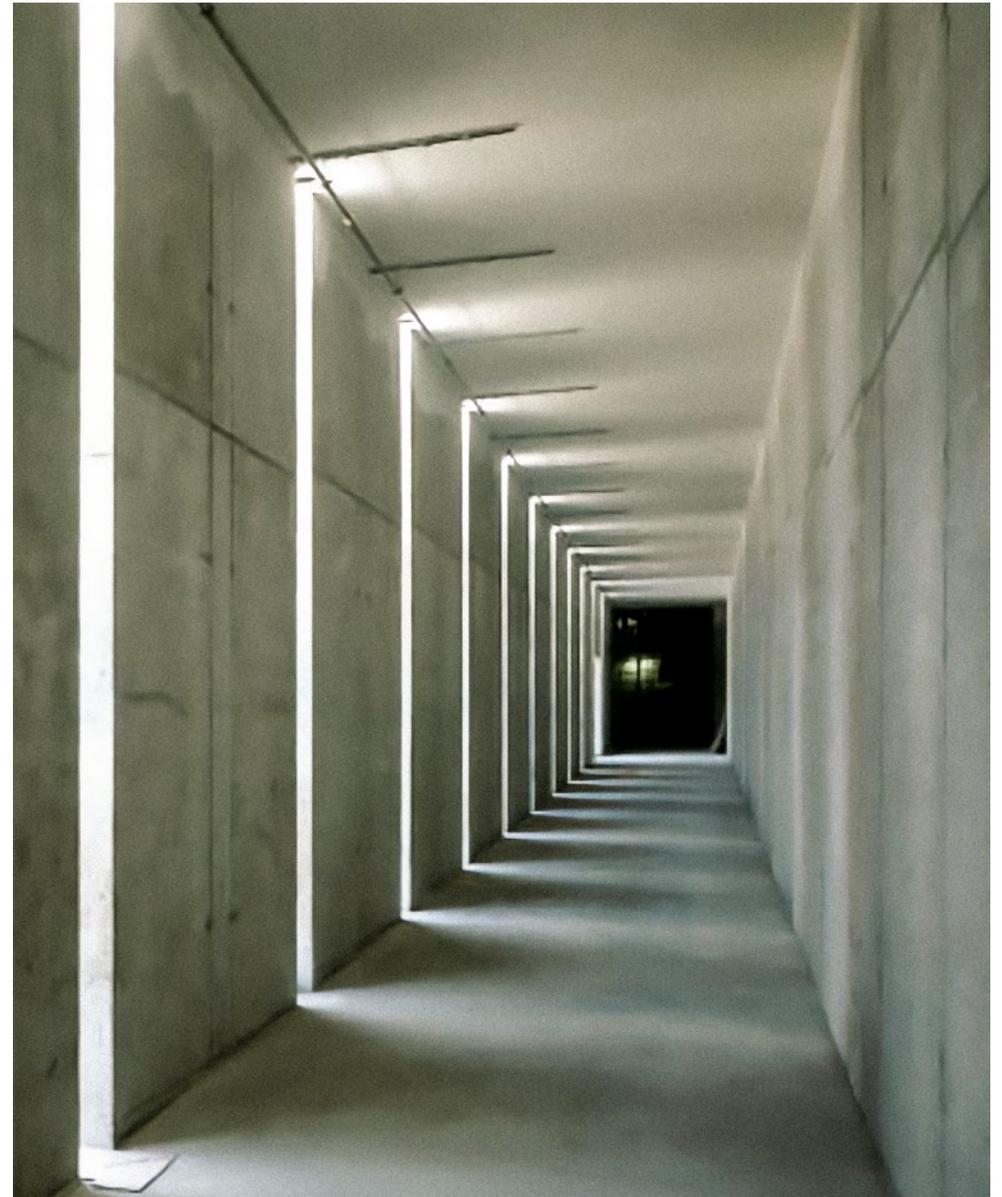
Zum Museumsrat (conseil/committee)

Der Museumsrat nimmt nicht nur im Strategiebereich, wie auf den vorangehenden Seiten beschrieben, eine wichtige Stellung ein, sondern muss als Aufsichtsgremium auch Dysfunktionen erkennen können. Dazu gehört – wie bei manchen Kulturinstitutionen – das Abdriften in gewisse Formen des Eigenlebens. Heute entwickeln Geschichtsmuseen im Sonderausstellungsbereich, wie dies in meiner Zeit aufkam, wichtige Aktivitäten. Aber hinter den Kulissen ist die Rückfallgefahr in eine Art «gatekeeping» nach wie vor vorhanden. Paradebeispiel: Die Weigerung, alle Objekte – obwohl in der Regel Eigentum der öffentlichen Hand – ins Netz zu stellen. Dies ist heute unverständlich, zumal handelsübliche Datenbanken entsprechende Tools zur Verfügung stellen. Diese konservative Haltung geht oft von den Sammlungsabteilungen und damit dem wissenschaftlichen Mitarbeiterkreis aus. Können sich gewisse Direktionen hier nicht durchsetzen? Dass ihnen dies schwerfällt, ist zum Teil verständlich, da sie aus dem gleichen Milieu stammen. Genau hier wäre es am Museumsrat, der mit seinen Vertretungen aus Politik und verschiedenen anderen Sparten die Brücke zur Öffentlichkeit bildet, einzugreifen.

Handlungsbedarf gibt es zuweilen auch bei der Publikationstätigkeit und Forschungszusammenarbeit. Wenn sich grössere Museen eine wissenschaftliche Abteilung leisten, darf von dieser auch ein entsprechender Output erwartet werden. Dieser ist, wie an den Universitäten leicht zu erfassen, etwa in Form von Publikationen in angesehenen wissenschaftlichen Zeitschriften, heute in der Regel digital abrufbar. Im Forschungsbereich wäre es auch am Museumsrat zu vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) finanzierten Vorhaben anzuregen. Der Fonds unterstützt heute nicht nur Universitäten, sondern auch «andere Institutionen» (vgl. S. 114), allerdings nur solche «auf hohem Niveau».

Symbolbild zum Blick in die Weite:

Verbindungskorridor im Sammlungszentrum in Affoltern a/A des Nationalmuseums mit Lichtschlitzen zum Innenhof hin.



A. Grundstruktur der Institution

1. Das Museum steht als öffentliche Institution im Dienste der Gesellschaft. So, wie sich die Gesellschaft wandelt, muss sich auch das Museum wandeln können. Es ist dementsprechend **als lernende Organisation aufgebaut**.
2. Wie bei privaten Unternehmen auch, führt die Direktion das operative Geschäft, **der übergeordnete Rat** (früher eher Kommission/comité genannt) ist für die Aufsicht und die Strategie zuständig.
3. **Die Strategie** ist auf einen Zeitraum von 10 bis 20 Jahren ausgerichtet. Sie ist verbindlich und nicht schwammig formuliert und wird nach innen und aussen kommuniziert.
4. Die Strategie nimmt auch Stellung zur inhärent angelegten Spannung zwischen den beiden Museums-Hauptpolen **Sammeln und Kommunizieren**. Sie antizipiert gewisse Tendenzen zum Eigenleben.
5. **Der Rat gibt der Direktion im Falle von Konflikten Rückendeckung** nach oben (Politik) und nach unten (Team), soweit die Direktion im Rahmen der Strategie und der gesetzlichen Grundlagen handelt.
6. **Der Rat unterstützt die Direktion aktiv beim Fundraising** und regt zu Forschungsvorhaben in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Nationalfonds (SNF) an.
7. **Die Direktion schlägt dem Rat die Themen der Ausstellungen und Publikationen vor**. Deren Ausführung ist Sache der Direktion.

B. Bereich Dauerausstellungen

1. **Die erlebnisorientierte Dauerausstellung stellt** neben der Pflege und Öffnung der Sammlung **das Grundangebot des Museums dar**. Sonderausstellungen eröffnen dem Museum grössere Spielräume.
2. **Das Museum erhebt die gesellschaftliche Wahrnehmung bezüglich der musealen Aktivitäten laufend mittels Befragungen** und gleicht deren Resultate mit älteren ab.
3. **Die Resultate der Erhebungen fliessen in die Aktivitäten des Museums ein**, besonders in die Themenwahl, Art, Grösse und Aufmachung der Ausstellungen.
4. **Nationale Museen stellen in ihrer Dauerausstellung die Landesgeschichte aus**. Diese richtet sich an die Menschen, die im Land leben, arbeiten oder dieses besuchen.
5. **In die Landesgeschichte sind die Hauptobjekte der Sammlungen integriert**.
6. Die Landesgeschichte spannt den Bogen **von den Anfängen bis in die Gegenwart**, erklärt die Zusammenhänge zwischen verschiedenen Epochen und weitet den Blick über die jeweiligen politischen Grenzen hinaus deutlich.
7. In den Hauptrundgang sind **Vertiefungsachsen** eingebaut und als solche markiert. Diese verweisen vor allem auf digitale Zusatzausstellungen.

C. Bereich Sonderausstellungen

1. Das Geschichtsmuseum nutzt seine Sammlungen und Kompetenzen in erster Linie für **gesellschaftlich aktuelle Ausstellungen**, ohne aber zu sehr dem Zeitgeist zu verfallen.
2. Die hauptsächlichen **Sonderausstellungen decken grosse Linien der Gegenwartsentwicklung auf** und erklären diese aus ihrer Vorgeschichte.
3. Die Institution und ihre Teams sind auf der strategischen und operativen Ebene so zusammengesetzt, dass sie intellektuelle Exzellenz anziehen können.
4. **Die Ausstellungen werden wissenschaftlich und handwerklich einwandfrei realisiert.** Objekte und Quellen sprechen im Kontext in erster Linie für sich.
5. **Umstrittene, in der Gesellschaft kontrovers diskutierte Meinungen und Themenbereiche werden in Rahmenveranstaltungen im Diskurs vertieft behandelt.** Solche Foren sind ein integraler Teil der Ausstellung und werden zusammenfassend dokumentiert.
6. **Ein zweiter integraler Teil der Sonderausstellungen ist deren digitales Abbild im Netz samt einem entsprechenden Forum.** An diesem können alle teilnehmen.
7. Neben der gegenwartsbezogenen, zeitgeschichtlichen Tätigkeit zeigt die Institution ihre grossen Sammlungen in **wechselnden Fachausstellungen**.

D. Digitales Angebot

1. Die Digitalisierung der Gesellschaft ist eine grosse Chance für die Institution Museum des 21. Jahrhunderts. Damit kann der Kommunikationsradius vergrössert und mehr Transparenz der inneren Aktivitäten hergestellt werden. **Duales Auftreten wird zur Selbstverständlichkeit.**
2. **Weil das Museum der Öffentlichkeit verpflichtet ist, sind seine Sammlungen im Rahmen der zur Verfügung gestellten Ressourcen vollumfänglich digital zugänglich.** Museales «gatekeeping» ist im 21. Jahrhundert nicht mehr zeitgemäss.
3. **Alle physischen Aktivitäten sollen soweit möglich digital gespiegelt werden, und umgekehrt.**
4. **Bei allen neuen Tätigkeiten und Projektvorhaben ist abzuwägen, was nicht mehr physisch, sondern digital zu realisieren ist.**
5. Dies gilt auch für den konventionellen Publikationsbereich.
6. **Digitale Ausstellungen vertiefen den Hauptrundgang** (vgl. Punkt B1) und regen zum physischen Besuch des Museums an.
7. Im **Bereich spielerisches Lernen** eröffnet die Digitalisierung neue Perspektiven vor allem für ein jüngeres Publikum.

Zu D ein Wort von Friedrich Nietzsche (1844–1900):

«Man hat nur spät den Mut zu dem, was man eigentlich weiss.»



Basil Furger, 2018

ZUSAMMENFASSUNG

Andres Furger begann sein Berufsleben als Archäologe mit Grabungen auf dem Basler Münsterhügel. Dort legte er in den 1970er Jahren Reste einer keltischen Stadtbefestigung und im Münster eine gut erhaltenen Schichtfolge der spät-keltisch-frühhömischen Übergangszeit frei. Die in Basel gemachten Funde ermöglichten die feinere Unterteilung der Stufe La Tène D des 1. Jahrhunderts v. Chr. Im Rahmen eines Projektes des Schweizerischen Nationalfonds erfolgten Publikationen zum keltischen Basel. Dazu kamen Ausgrabungen im Burgund sowie Sachbücher zur Archäologie der Schweiz, wie z.B. «Die Helvetier».

Furgers Laufbahn als Museumsmann begann im Historischen Museum Basel. Dort realisierte er Sonderausstellungen zu Themen wie «Erasmus von Rotterdam» und richtete ein Museum für Kutschen und Schlitten ein. Der Schweizerische Bundesrat setzte Furger 1987 als Direktor des Schweizerischen Landesmuseums mit Hauptsitz in Zürich ein, zu dem die «Aussenstellen» Schloss und Domäne Wildegg, Zollmuseum in Catina di Gandria und zwei weitere Standorte in Zürich gehörten. Das zuvor gescheiterte Projekt «Nationalmuseum Schloss Prangins» wurde ab 1987 neu aufgegleist und 1998 eingeweiht. Zuvor schon konnte das Geschichtsmuseum in Schwyz (Forum der Schweizer Geschichte) eröffnet werden. Das nach einem amerikanischen Vorbild realisierte Sammlungszentrum der Schweizer Nationalmuseen in Affoltern am Albis dient heute Museen in der Schweiz und Europa als Vorbild. Die dem Landesmuseum zugeordneten nationalen Museen wurden im Rahmen einer langfristig ausgelegten Strategie, die sich bis heute bewährt, zu einer Gruppe zusammengeschmiedet.

Für die grossen Sammlungen der Nationalmuseen wurde eine eigene digitale Datenbank entwickelt, die über 30 Jahre gute Dienste leistete. Ab 1991 begann in Zürich parallel dazu die Planung und Konzeption des jahrzehntelang aufgeschobenen Erweiterungsbaus des historischen Landesmuseums von 1898. Bedeutende Weichenstellungen in diese Richtung waren ein grundlegendes Baukonzept, darauf beruhende internationale Architekturwettbewerbe und die Sanierung des schadhafte Altbaus. Furger setzte sich vor allem für die Integration des 20. Jh. und der aktuellen Zeitgeschichte in die Sammlungen und Ausstellungen der Nationalmuseen ein. Dafür wurden seit 1989 systematisch Sonderausstellungen organisiert, wie etwa zum Thema «Sonderfall Schweiz?» im Jahre 1991. Darauf folgte die Einrichtung von neuen Abteilungen für die jüngere Geschichte der Schweiz und für historische Fotografie.

Nach dem Rücktritt von der Spitze der Schweizerischen Nationalmuseen im Jahre 2006 leitete Furger von 2011 bis 2014 das Ernährungsmuseum Alimentarium in Vevey, eine Stiftung der Nestlé S.A., und begann dort in Zusammenarbeit mit der EPFL in Lausanne ein digitales Museum für Kinder und Erwachsene zu entwickeln. Von Forschungen im Bereich Kulturgeschichte zeugen verschiedene Buchpublikationen zu Themen der Archäologie, Geschichte und Kultur in der Schweiz und in Europa.

Digitalisierte Fassungen davon sind unter furger.eu abrufbar, ebenso einige E-Papers sowie ein Verzeichnis lieferbarer Bücher.

PUBLIKATIONEN

In der folgenden Liste sind die erwähnten E-Papers und E-Books zusammengestellt, die auf der Webseite furger.eu abgerufen werden können.

Titel/Thema	Nr.
Die Entdeckung des Murus Gallicus in Basel	A1
Basler Leithorizonte	A2
Grabungen im Hof des Rittergasse-Schulhauses	A3a
Ateliergespräche mit Hans Erni	A3b
Die Ausgrabungen im Basler Münster I und II	A4a und b
Bibracte	A5
Die Helvetier	A6
Archäologie in der Schweiz	A7
Die letzte Schlacht der Helvetier	A8
Goldfund von Saint-Louis	A9
Der keltische Goldschatz von Erstfeld	A10
Sklavenhandel in Basel	A11
Acheloos und der keltische Goldschatz von Erstfeld	A12
Das neue Landesmuseum	B1
Nationalmuseum Schloss Prangins	B2
Gold der Helvetier	B3a
Sonderausstellungen als Entwicklungsprojekte	B3b
20. Jh. und Zeitgeschichte	B4
Burgchronik Schloss Wildegg	B5
Schlitten Landesmuseum	B6
Strategie Alimentarium	B8
Das Bild der Seele	B9a
Der Rote Faden	B10
Cato, Übrigens bin ich der Meinung	B11
Paribas-Bände Landesmuseum	B12

Video zu Hans Erni	B13
Oltingue im Elsass	B14
Video zu Erasmus von Rotterdam	B21
Der gefederte keltische Streitwagen	C2a
Der Gotthard-Postwagen	C3a
Die Bürgermeister-Berline von Genf des Jahres 1789	C3b
Vom Pferd zum Automobil – 1880–1930	C15

Auf der Webseite furger.eu sind auch Beiträge in anderen Sprachen abrufbar.

E = Englische Beiträge

- Swiss National Museum (Buch-Scan)
- Helvetian Gold (Buch-Scan)
- The Advent of Swiss Traveling – Coaches and Carriages
- Horseman Bugatti

F = Französische Beiträge

- Musée national Suisse (Buch-Scan)
- L'Or des Helvètes (Buch-Scan)
- Napoléon III – Chevaux et Voitures
- «Le Sacre»
- Voyager à travers la Suisse en voitures hippomobiles
- Le Régulateur du Sellier (Buch-Scan)
- Le Château de Prye
- Dog-cart et Charrette
- Oltingue en Alsace

I = Italienische Beiträge

- Museo nazionale (Buch-Scan)
- Gli ori degli Elvezi (Buch-Scan) und diverse E-Papers

Ausgewählte Publikationen zum Landesmuseum/Nationalmuseum 1987 bis 2006

Museumsgeschichte und Überblick

Musée Suisse – acht Museen, ein Unternehmen

Projektleitung: Regula Zweifel et al. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2001)

Schweizerisches Landesmuseum Zürich & Prangins

Von Andres Furger. Beiträge von Ch. de Schoulepnikoff, François de Capitani. (Banque Paribas, Genève, 1998). (Museen der Schweiz) 127 S.

Geschichte entdecken

Hrsg. Schweizerisches Landesmuseum – Château de Prangins. Red. François de Capitani. (Schweizerisches Landesmuseum, Château de Prangins, 1998)

Museum für Musikautomaten: Klingendes Erbe

Text: Eduard Saluz. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2000) 159 S.

Sammlungskataloge

Katalog der Gemälde

Von Lucas Wüthrich, Mylène Ruoss. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1997) 432 S.

Weltliches Silber II

Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich. Von Hanspeter Lanz. Unt. Mitarb. von Ulrich Heusser et al. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2001) 567 S.

Zürcher und Nordostschweizer Möbel. Vom Barock bis zum Klassizismus

Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich von Thomas Loertscher. (Offizin, Zürich, 2004) 476 S.

Bildband-Reihe

1: **Der Gotthard-Postwagen**

Von Andres Furger (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1990) 60 S., 41 Abb., davon 12 in Farbe

2: **Le Château de Prangins. La demeure historique**

Von Chantal de Schoulepnikoff (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1991) 80 S.

3: **Wilhelm Tell: Portrait of a Legend** (deutsche Ausgabe)

4: **Fahnen und ihre Symbole**

Von Peter M. Mäder, Günter Mattern, 1993

5: **Kleine Burg-Chronik des Schlosses Wildegg**

Hg. von Andres Furger, 1994

6: **Das Schweizerische Landesmuseum Zürich: Bau- und Entwicklungsgeschichte 1889–1998**

Von Hanspeter Draeyer. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1999)

7: **Der Bürgi-Globus: Technik und Kultur**

Von Ludwig Oechslin. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2000) 63 S.

Kataloge zu Sonderausstellungen

Barocker Luxus. Das Werk des Zürcher Goldschmieds Hans Peter Oeri (1637–1692)

Von Hanspeter Lanz, Jürg A. Meier, Matthias Senn (Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich, 1988)

Das Rad in der Schweiz vom 3. Jt. vor Christus bis um 1850

Herausgegeben von Bernard A. Schüle, Daniel Studer, Christa Oechslin (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1989) 126 S.

1.9.39 – Ein Versuch über den Umgang mit Erinnerung an den zweiten Weltkrieg

Herausgegeben von Dieter Vorsteher (Deutsches Historisches Museum, Berlin, 1989) 150 S.

Die ersten Bauern. Pfahlbau funde Europas

Band 1: Schweiz. Hrsg.: Markus Höneisen (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1990) 368 S.

Die ersten Bauern. Pfahlbau funde Europas

Band 2: Einführung, Balkan und angrenzende Regionen der Schweiz. Herausgegeben von Markus Höneisen (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1990) 265 S.

Winterthurer Keramik

Rudolf Schnyder (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1990) 86 S.

Gold der Helvetier. Keltische Kostbarkeiten aus der Schweiz

Von Andres Furger und Felix Müller (Schweizerisches Landesmuseum/Schweizer Verlagshaus AG, Zürich, 1991) 168 S.

L'or des Helvètes. Trésors celtiques en Suisse

Gli ori degli Elvezi. Tesori celtici della Svizzera

Helvetian Gold. Celtic Treasures from Switzerland (wie deutsche Ausgabe)

edele frouwen – schoene man. Die Manessische Liederhandschrift in Zürich

Von Claudia Brinker und Dione Flühler-Kreis (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1991) 299 S.

Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa

Von Walter Leimgruber und Gabriela Christen (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1992) 38 S.

Sonderfall? La Suisse entre le Réduit et l'Europe (wie deutsche Ausgabe)

Himmel, Hölle Fegefeuer: Das Jenseits im Mittelalter

Katalog von Peter Jezler (Verlag neue Zürcher Zeitung, Zürich, 1994) 448 S.

Going West: Schweizer Volkskunst in Amerika

Begleitband von Bernard A. Schüle, Hans Peter Treichler (Offizin-Verlag, Zürich, 1994). 108 S., zahlreiche Abb.

Going West: Art populaire suisse en Amérique

Going West: Swiss folk art in America

Special Exhibition 1994. Summary in English

Erare humanum est: Pech und Pannen in der Antike

Konzept: Laurent Flutsch (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1994) 79 S.

Erare humanum est: Bévues et ratés antiques

Erare humanum est: Bugs and bloopers in antiquity

Im Licht der Dunkelkammer: Die Schweiz in Photographien des 19. Jahrhunderts aus der Sammlung Herzog – **Révélation de la chambre noir: La suisse du XIXe siècle à travers les photo-graphies** de la collection Herzog
Hg. Schweizerisches Landesmuseum Zürich (Christoph Merian Verlag, Basel, 1994) 226 S.

KlangKunst: 200 Jahre Musikdosen

Katalog von Eduard C. Saluz (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1996) 226 S.

Le passé recyclé: L'Antiquité dans le marketing d'aujourd'hui

Auteurs: Laurent flutsch et al. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1996) 95 S.

Recycling der Vergangenheit: Die Antike und das heutige Marketing

Recycled past: Antiquity in contemporary marketing

Der verschlossene Garten – Bildteppiche zum Marienlob. Le jardin clos – tapisseries à la gloire de Marie
Sonderausstellung im Schweizerischen Landesmuseum, Zürich, 1996

Camping am Sihlsee vor 12000 Jahren: Archäologie, eine Wissenschaft stellt sich vor – Camping au Sihlsee: chasseurs de rennes, silex et archéologues

Text: Catherine Leuzinger-Piccand, René Hantke (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1996)

Arbeite wer kann! Travaille qui peut!

Von Chantal Lafontant & Jacqueline Milliet. (Limmat Verlag, Zürich, 1996) 168 S., zahlreiche Abb., vergriffen

Modedesign Schweiz, 1972–1997

Begleitband von Sigrid Pallmert, Barbara Welter und Beatrice Hirt (Chronos-Verlag, Zürich, 1997) 365 S.

Joseph Bonaparte et le Château de Prangins : Deux acquisitions du Musée national suisse

Von Paul Lang, Anna Stoll und Thomas Becker. (Musée national suisse, Zürich, 1997) 54 S.

Die Erfindung der Schweiz 1848–1948. Bildentwürfe einer Nation

Hg. vom Schweizerischen Landesmuseum in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, Zürich (Chronos-Verlag, Zürich, 1998) 575 S.

Farbige Kostbarkeiten aus Glas: Kabinettstücke der Zürcher Hinterglasmalerei, 1600–1650

Hrsg. von Hanspeter Lanz und Lorenz Seelig. (Bayrisches Nationalmuseum, München; Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1999) 288 S.

Museum Bärengasse: Vernunft und Leidenschaft: Zürich 1750–1800: Begegnungen, private Welten, Freiräume

Katalog und Ausstellung: Regula Zweifel et al. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1999) 120 S.

Vergangenheit im Boden vom Anfang bis 800

Begleitheft zur Archäologischen Ausstellung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich. Konzept: Laurent Flutsch (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2000) 250 S.

Le temps enfouis: des origines à 800

Guide de l'exposition d'archéologie du Musée national suisse, Zurich. Dir. : Laurent Flutsch (Musée national suisse, München, 2000) 247 S.

Späte Freiheiten – Geschichten vom Altern. Neue Lebensformen im Alter

Ausstellungskatalog Hrsg. Hans-Liudger Dienel et al. (Prestel, Zürich, 2000) 175 S.

Die Lepontier: Grabschätze eines mythischen Alpenvolkes zwischen Kelten und Etruskern

Katalogkonzept: Philippe della Casa (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2001 – Chronos Verlag) 152 S.

Erinnern und vergessen – Eine Zürcher Familiensage. Die Schenkung Willy Hirzel

Hrsg. von Dione Flühler-Kreis und Hanspeter Treichler (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2002) 112 S.

Waffen werfen Schatten. Sonderausstellung in der Ruhmeshalle

Hrsg. von Matthias Senn. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2003) 20 S.

Das Buch von Lindisfarne und die Kunst des Faksimilierens

Begleitpublikation zur Sonderausstellung (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 2003) Faksimile Verlag Luzern, 20 S.

Swiss Press Photo 2002

Hrsg. Espace Media Stiftung Bern, Ausstellung im SLM (Benteli Verlag Bern, 2002)

Swiss Press Photo 2003

Hrsg. Espace Media Stiftung Bern, Ausstellung im SLM (Benteli Verlag Bern, 2003) 127 S.

Wertes Fräulein, was kosten Sie? Prostitution in Zürich 1875–1925. Ausstellung im Museum Bärengasse
Hrsg. Von P. Sarasin, R. Bochsel und P. Kury (i.A. d. Schweizerischen Landesmuseum, Zürich, 2004) 189 S.
plus Hör-CD

Die Pfahlbauer/Les Lacustres: 150 Objekte erzählen 150 Geschichten/150 objets racontent 150 histoires
(Begleitband zur Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 2004)

Silberschatz der Schweiz: Gold- und Silberschmiedekunst aus dem Schweizerischen Landesmuseum – Trésors d'orfèvrerie suisse: les collections du Musée national suisse

Ausstellung im Badischen Landesmuseum Karlsruhe (Zürich/Karlsruhe, 2004) 247 S.

BlingBling – Stoffe zum Träumen

Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 27.8.2004–9.1.2005. Beilage zu: Hochparterre 9/04 (Zürich, 2004) 38 S.

BlingBling – Tissus de rêve

Exposition Musée National Suisse Zurich, 27.8.2004–9.1.2005 (Hochparterre, Zurich, 2004) 38 S.

Swiss Press Photo 04

Hrsg. Espace Media Stiftung Bern, Ausstellung im SLM

La dolce lingua – Dove il si suona: Die italienische Sprache in Geschichte Kunst und Musik

Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 16.2.–29.5.2005. 51 S., Abb.

La dolce lingua – Dove il si suona: L'italiano nella storia, nell'arte, nella musica

Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 16.2.–29.5.2005. 51 S., Abb.

La dolce lingua – Dove il si suona: L'italien dans l'histoire, dans l'art, dans la musique

Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 16.2.–29.5.2005. 51 S., Abb.

Blicke auf die Schweizer Vergangenheit: Flugbilder von Georg Gerster – Regards sur le passé suisse: photographies aériennes de Georg Gerster

(Begleitband zur Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum, 2005) Zürich, 2005, 135 S.

Swiss Press Photo 05

Hrsg. Espace Media Stiftung Bern, Ausstellung im SLM, 127 S.

Publikationen zur Musée Suisse-Gruppe (Nationalmuseen)

Geschichte ist Bewegung. Forum der Schweizer Geschichte, Schwyz

Hrsg. Walter Leimgruber, Peter Pfrunder (Zürich, 1995)

L'Histoire – ou le mouvement. Forum de l'Histoire Suisse, Schwyz

Walter Leimgruber, Peter Pfrunder (Zurich, 1995)

History in motion. Forum of Swiss History, Schwyz

Walter Leimgruber, Peter Pfrunder (Zurich, 1995)

Istorgia è Movimento. Forum da l'Istorgia Svizra, Schwyz

Walter Leimgruber, Peter Pfrunder (Zurigo, 1995)

La storia in movimento. Forum della Storia Svizzera, Schwyz

Walter Leimgruber, Peter Pfrunder (Zurigo, 1995)

Entdecken, Erforschen, Erleben. Orientierung für Lehrpersonen und GruppenleiterInnen

Forum der Schweizer Geschichte, Schwyz (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, 1996)

Exploration, découverte, connaissance. Vade-mecum à l'intention des enseignantes et enseignants ainsi que des monitrices et moniteurs de groupes

Forum de l'Histoire Suisse, Schwyz (Musée National Suisse, Zurich, 1996)

Zeitreise. Schweizerisches Landesmuseum Zürich. Vademecum für Lehrpersonen

Verfasserin: Sabina Schwarzenbach (SSLM, Stiftung für das Schweizerische Landesmuseum, Bern, 1998)

Voyage dans le temps. Musée National Suisse. Vademecum à l'intention du corps enseignant

Sabina Schwarzenbach (FMNS, Fondation pour le Musée National Suisse, Berne, 1998)

Un viaggio nel tempo. Museo nazionale svizzero. Vademecum per i docenti

Sabina Schwarzenbach (FMNS, Fondazione per il Museo Nazionale Svizzero, Berna, 1998)

Zeitreise. Schweizerisches Landesmuseum Zürich – Château de Prangins. Vademecum für Lehrpersonen

Valérie Jeanrenaud (SSLM, Stiftung für das Schweizerische Landesmuseum, Bern, 1998)

Voyage dans le temps. Musée National Suisse – Château de Prangins. Vademecum à l'intention du corps enseignant

Valérie Jeanrenaud (FMNS, Fondation pour le Musée National Suisse, Berne 1998)

La plume et le crayon: dessins de voyage du XIXe siècle: le charme de l'inachevé

Texte: Hans Peter Treichler (Musée National Suisse – Château de Prangins, Zurich, 1999)

Schwyz: Aufstand der Dinge. Geschichte und Dinge porträtieren einen Kanton

Projektleitung Stefan Aschwanden (Musée Suisse, Forum der Schweizer Geschichte, Schwyz, 1999)

Le triomphe du luxe. La berline d'Isaac Pictet, syndcic de Genève

Andres Furger, François de Capitani, Jürg Bulet et al., (Musée National Suisse, Château de Prangins, 2005)

Ohne Dings kein Bums. 20 Jahre Aids-Arbeit in der Schweiz

Hrsg. von Bundesamt für Gesundheit, Aids-Hilfe Schweiz, Schweizerisches Landesmuseum. Baden: hier + jetzt, 2005

Das Schweizerische Landesmuseum im Wandel

In: «Die Nation und ihre Museen» Frankfurt/New York, 1992

Das Schweizerische Landesmuseum auf dem Weg ins 21. Jahrhundert

Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte 57, 2000, Heft 1

Um- und Ausbauprojekte für das Schweizerische Landesmuseum in Zürich. Renaissance der Kulturgeschichte?

Herausgegeben von A. Joachimides und S. Kuhrau Dresden 2001, S. 211–219

Das neue Landesmuseum Zürich – Konzepte und Visionen

Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte 63, 2005, Heft 1

Die MUSEE SUISE Gruppe erfolgreich unterwegs – Eine Publikation der Eidgenössischen Kommission für das Schweizerische Landesmuseum, 2005

NEUES LANDESMUSEUM ZÜRICH – Für die Schweiz im 21. Jahrhundert – Broschüre von 2005

Projekt NEUES LANDESMUSEUM – Zwischenberichte der Landesmuseumsdirektion I bis VII, 2000 bis 2005

Ausgewählte gedruckte Publikationen von Andres Furger zum Fachbereich Archäologie

Eine jungsteinzeitliche Fundstelle auf dem Bruderholz bei Münchenstein BL

Baslerbieter Heimatblätter 36, 1971, S. 1-8

Die Grabungen in den beiden Turnhallen an der Rittergasse 5

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 72, 1972, S. 392-411 (Zusammen mit R. Moosbrugger-Leu)

Das spätkeltische Oppidum von Basel-Münsterhügel: Der Murus Gallicus von 1971

Archäologisches Korrespondenzblatt 2, 1972, S. 165-168

Beitrag in: H.R. Sennhauser

Zum Abschluss der archäologischen Untersuchungen im Münster

Basler Stadtbuch 1974, S. 82-100

Oppidum Basel-Münsterhügel – Grabungen 1971/72 an der Rittergasse 5

Mit einem Exkurs zu den spätkeltischen Fundmünzen aus Basel

Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 58, 1974/75, S. 77-111

Münstergrabung 1974 – Vorbericht über die spätkeltische und römische Zeit, mit einem Exkurs zum spät-römischen Strassensystem auf dem Münsterhügel

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 75, 1975, S. 260-271

Die keltischen Fundmünzen aus Basel – Mit Untersuchungen zur Chronologie der Potinmünzen bei den Helvetiern und Raurikern aufgrund der Funde von Bern-Engelhalbinsel und Basel

Schweizerische Numismatische Rundschau 55, 1976, S. 35-76 (Zusammen mit H.-M. von Kaenel)

Grabungen des Seminars für Ur- und Frühgeschichte am Murus Gallicus in Basel

Basler Stadtbuch 1976, S. 216-224 (Zusammen mit L. Berger)

Zur Herstellungstechnik der Nauheimerfibel

Mit einem metallographischen Beitrag von Rudolf Fichter

In: Festschrift Elisabeth Schmid, Basel 1977, S. 73-84

Archäologie und EDV am Beispiel der spätkeltisch-früchrömischen Funde von Basel

Archäologisches Korrespondenzblatt 7, 1977, S. 131-139 (Zusammen mit P. Thommen)

Kurzbericht Grabung Rittergasse 4

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 77, 1977, S. 216-218 (Zusammen mit L. Berger)

Gezogener Draht an keltischen Fibeln des 1. Jahrhunderts v. Chr.

Mit einem metallographischen Beitrag von Rudolf Fichter

Draht 29, 1978, Heft 12, S. 727-730 (1979 ins Spanische, Zeitschrift Alambre, und ins Französische, Zeitschrift Le Trefile, übersetzt)

Torius, der bisher älteste mit Namen bekannte Bewohner Basels

Basler Stadtbuch 1978, S. 135-142

Die Ausgrabungen im Basler Münster I – Die spätkeltische und augusteische Zeit

Untersuchungen zur spätkeltisch-früchrömischen Uebergangszeit in Basel, Band 1

Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Band 6, Derendingen-Solothurn 1979

Katalog und Tafeln der Funde aus der spätlatènezeitlichen Siedlung Basel-Gasfabrik

Untersuchungen zur spätkeltisch-früchrömischen Uebergangszeit in Basel, Band 2

Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Band 7, Derendingen-Solothurn, 1980 (Zusammen mit L. Berger)

Der Murus Gallicus von Basel

Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 63, 1980, S. 131-184

Rezension von: Harald von Petrikovits

Die Innenbauten römischer Legionslager während der Prinzipatszeit

Abhandlungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Band 56, Opladen, 1975

Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 63, 1980, S. 267f.

Das keltische Basel – Führer durch das Historische Museum Basel

Heft 1, Basel 1981

Les sites de «l'Usine à gaz» et de la «Colline de la Cathédrale» à Bâle

Actes du colloque de Châteauroux, Bouges-le-Château, Levroux, 27-29 octobre 1978, Paris 1981, 173-186

(Zusammen mit L. Berger)

Frühe Auxilien am Rhein – Keltische Münzen in römischen Militärstationen

Archäologisches Korrespondenzblatt 11, 1981, S. 231-246

Keltische Grosssiedlungen

In: Siedlungsarchäologie in der Schweiz, Einführungskurs der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte in Basel vom 24./25. Oktober 1981

Rezension von: Erhard Cosack

Die Fibeln der Älteren Römischen Kaiserzeit in der Germania libera, Teil 1

Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte, Band 19, Neumünster, 1979

Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 64, 1981, S. 289f.

Rezension von: Johann Nothdurfter

Die Eisenfunde von Sanzeno im Nonsberg

Römisch-Germanische Forschungen, Band 38, Mainz am Rhein, 1979.

Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 64, 1981, S. 283f.

Der «Goldfund von Saint-Louis» und ähnliche keltische Schatzfunde

Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 39, 1982, S. 1-48

Kinderführer des Historischen Museums Basel: Kelten bauen die erste Stadtmauer von Basel

Zur Chronologie keltischer Gold- und Potinmünzen

Actes du 9ème Congrès international de Numismatique, Berne, Septembre 1979, Louvain-La-Neuve/Luxembourg, 1982, p. 587-595

Frühchristliche Grabfunde

Basler Kostbarkeiten, Heft 4, Basel, 1983

Schatzfund von Nunningen (SO)

Festschrift für Herbert A. Cahn, Basel 1985, S. 23-32

Ein keltischer Münzstempel vom Oberrhein und Bemerkungen zu schüsselförmigen Münzen aus dieser Reihe

Mélanges offerts au Docteur J.-B. Colbert de Beaulieu, 1987, S. 371-378

Recherches archéologiques sur le site présumé de la bataille de Bibracte

Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte 44, 1987, S. 241-251 (Mit L. Flutsch)

Le char de combat: la reconstruction au Musée National Suisse

Katalog zur Ausstellung in Venedig «Les Celtes», Bompiani, 1990, S. 356-359

Von der Natural- zur Geldwirtschaft

In: Technik und Wirtschaft in ur- und frühgeschichtlicher Zeit
Einführungskurs der SGUF in Bern vom 22./23. Oktober 1983

L'occupation celtique du Mont Terri (Jura) sur la base d'anciennes collections jurassiennes

Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 67, 1984, S. 95-122 (Zusammen mit G. Kaenel und F. Müller)

Die keltischen Münzen der Sammlung R. Forrer/H. Herold im Rätischen Museum Chur

(Mit einem Beitrag von W.B. Stern)

Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur, Nr. 25, Chur, 1982 (Zusammen mit P. Gutzwiller, René Hänggi, Dieter Holstein, Thomas Mäglin, Franziska Mathis und Caty Schucany)

Les sites de «l'Usine à gaz» et de la «Colline de la Cathédrale» à Bâle

Actes du colloque de Châteaurox, Bouges-le-Château, Levroux, 27-29 octobre 1978, Paris 1981, p. 173-186 (Zusammen mit L. Berger)

Der «Goldfund von Saint-Louis» und ähnliche keltische Schatzfunde

Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 39, 1982, S. 1-48

Zur Chronologie keltischer Gold- und Potinmünzen

Actes du 9ème Congrès international de Numismatique, Berne, septembre 1979, Louvain-La-Neuve/Luxembourg, 1982, S. 587-595

«Nunniger Aerbsli» – 30 Kaletedou-Quinare aus dem keltischen Schatzfund von Nunningen (SO)

Festschrift für Herbert A. Cahn, Basel 1985, S. 23-32

Ein keltischer Münzstempel vom Oberrhein und Bemerkungen zu schüsselförmigen Münzen

In: Mélanges offerts au Docteur J.-B. Colbert de Beaulieu, 1987, S. 371-378

Recherches archéologiques sur le site présumé de la bataille de Bibracte (Zusammen mit L. Flutsch)

Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte 44, 1987, S. 241-251.

Le char de combat: la reconstruction au Musée National Suisse

Katalog zur Ausstellung in Venedig «Les Celtes», Bompiani, 1990, S. 356-359

Das alte und neue Bild helvetischer Vergangenheit

In: Ausstellungskatalog Gold der Helvetier – Keltische Kostbarkeiten aus der Schweiz, Zürich, 1991, S. 13-22

Das Schweizerische Landesmuseum, die Archäologie und eine Projektidee

Archäologie der Schweiz 21, 1998/2, S. 56-58

Geschichte und Kunst – Frühe Beispiele bis zum «nicht aufgerichteten Toten»

In: horizonte – Beiträge zu Kunst und Kunstwissenschaft – 50 Jahre Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft (Zürich, 2001, S. 329-336)

Der unterschiedliche Romanisierungsgrad zwischen Ost und West in römischer Zeit

In: Forum Helveticum, Zwischen Rhein und Rhone – verbunden und doch getrennt? (Schriftenreihe Band 10, Lenzburg, 2002) S. 34-40

Ausgewählte Publikationen von Andres Furger zum Fachbereich Museum

Führer Schloss Wildegg

Westermann Verlag Braunschweig, März, 1988 (Haupttext und Konzeption)

Gold der Helvetier, Keltische Kostbarkeiten aus der Schweiz

Katalog zur Ausstellung des Schweiz. Landesmuseums, Eidolon Verlag, Einsiedeln, 1991
(Gesamtverantwortung, Hg. Katalog zusammen mit F. Müller, Übersetzungen ins Französische, Italienische und Englische)

Das Schweizerische Landesmuseum im Wandel

In: «Die Nation und ihre Museen», Campus Verlag Frankfurt/New York, 1992

Das Schweizerische Landesmuseum im Wandel – Zwischenbilanz und Perspektiven

Mitteilungsblatt des Verbandes der Museen der Schweiz, Dez. 1992, S. 5-12

Ist Kultur-Sponsoring für die Museen ein Fluch oder ein Segen?

Mitteilungsblatt des Verbandes der Museen der Schweiz, Dez. 1993, S. 8-11

Visionen und Ideen – Chancen und Grenzen ihrer Darstellung im Historischen Museum

Mitteilungsblatt des Verbandes der Museen der Schweiz Juni 1995, S. 16-18

Hans Erni – Rétrospective

Ausstellung der Fondation Gianadda 28.11.1998–28.2.1999
(Gesamtverantwortung der Ausstellung)

Schlussbericht über die Zusammenarbeit des Schweizerischen Landesmuseums Zürich und ICOM/VMS Schweiz zur Unterstützung des Nationalmuseums der Republik Bosnien-Herzegowina in Sarajewo

Mitteilungsblatt des Verbandes der Museen der Schweiz, Juni 1998, S. 57-61

Das Schweizerische Landesmuseums auf dem Weg ins 21. Jahrhundert

Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte 57, 2000, Heft 1, S. 95-101

Um- und Ausbauprojekte für das Schweizerische Landesmuseum in Zürich

Renaissance der Kulturgeschichte?
Herausgegeben von A. Joachimides und S. Kuhrau, Dresden, 2001, S. 211-219

NEUES LANDESMUSEUM ZÜRICH – Für die Schweiz im 21. Jahrhundert

Broschüre von 2005

Projekt NEUES LANDESMUSEUM – Zwischenberichte der Landesmuseumsdirektion I bis VII

2000 bis 2005

Die MUSEE SUISSE Gruppe erfolgreich unterwegs – Eine Publikation der Eidgenössischen Kommission für das Schweizerische Landesmuseum, 2005

Zusammen mit Thomas Sieber

Inhalte – Bauen – Zukunft. Perspektiven auf das Neue Landesmuseum in Zürich

In: Museen neu denken Perspektiven der Kulturvermittlung und Zielgruppenarbeit Hg. Hartmut John und Anja Dauschke (2008, S. 152-181)

Der letztgenannte, schon 2006 verfasste Artikel fasst die neue Linie der Institution Schweizerische Nationalmuseen zusammen und endet – nach einer Analyse der Institution seit den Anfängen – mit der folgenden programmatischen Neuausrichtung:

«Auch wenn es heute keinen selbstverständlichen Plot der Erzählung vom nationalen Selbst mehr gibt und sich ihre Motive und Akteure vervielfältigt haben, bleibt sie doch untrennbar mit dem Auftrag des Landesmuseums verbunden. Das Landesmuseum soll zu einem Ort werden, an dem diese Erzählung im Licht der Vergangenheit reflektiert und in der Gegenwart weiter erzählt wird – für und mit den Menschen, die in der Schweiz leben, arbeiten oder diese besuchen.»

Das Berufsleben von Andres Furger als Archäologe, Historiker und Museumsleiter begann in Basel als aktiver Ausgräber. Die Entdeckungen eines Murus Gallicus auf dem Münsterhügel und einer gut erhaltenen Stratigraphie im Basler Münster ermöglichten eine feinere Unterteilung der Stufe La Tène D.

Als Kurator und Vizedirektor richtete Furger für das Historische Museum Basel ein Kutschen- und Schlittenmuseum ein und realisierte Sonderausstellungen wie die über «Erasmus von Rotterdam – Vorkämpfer für Frieden und Toleranz». Dazu kamen Sachbücher wie der Band über «Die Helvetier».

Am Landesmuseum in Zürich folgten von 1987 bis 2006 grössere Sonderausstellungen sowie die parallele Integration des 20. Jh. und der Zeitgeschichte in die Sammlungen und Ausstellungstätigkeit.

In der Zeit von Furger wurden die Häuser neu eröffnet oder vorbereitet, die die Schweizer Nationalmuseen des 21. Jahrhunderts prägen: Forum der Schweizer Geschichte in Schwyz (1995), Château de Prangins (1998), Sammlungszentrum in Affoltern (2007) und die Planung des 2016 realisierten Erweiterungsbaus des Hauptsitzes in Zürich.

Als Leiter des Alimentariums in Vevey wurde in den Jahren 2011 bis 2014 ein neuartiges digitales Museum für Kinder und Erwachsene konzipiert. Furger gab verschiedene Publikationen zu den Themen Archäologie und Kulturgeschichte der Schweiz sowie zur Geschichte von Pferd und Wagen in Europa heraus.

